Stephan Victor

Erzherzog von Österreich.



Stephan Victor

Erzherzog von Österreich.

Sein Leben, Wirken und sein Tod.

Zwei Theile in einem Bande.

Mit Kunstbeilagen.

Wiesbaden.
C. W. Kreidel's Verlag.
1868.

Dem

Andenken des hohen Verblichenen

in dankbarer Erinnerung gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort*).

„Könige! Fürsten und ihr grauen Häupter, Räthe der Fürsten: wer waret Ihr? Die Ersten der Menschen? Selten! — Die Besten der Menschen? Wenige!"

Johannes Müller.
„Allgemeine Geschichten."

Mit dem Blicke eines eben so unbefangenen und unparteiischen als scharfsinnigen Geschichtsforschers hat der große Historiker Müller das Culturleben des Menschengeschlechtes nach der socialen und staatlichen, wie künstlerischen und wissenschaftlichen Seite in seiner Entstehung und seiner mehrere Jahrtausende erfüllenden Entwicklung einer von philosophischem Geiste getragenen Sichtung und Beurtheilung unterzogen. Wie konnte ihm da die Wahrnehmung entgehen, daß Fürsten wie Aurelian und Titus nur sehr seltene Erscheinungen auf Königsthronen sind, daß dagegen der königliche Purpur sehr oft die Mittelmäßigkeit, den Despotismus und selbst das Verbrechen bekleide**).

Müllers oben angeführtes Urtheil findet demnach seine Begründung in der Geschichte selbst.

Der Mann, dessen Andenken diese Blätter geweiht sind, gehörte durch seine

---

*) Der innige Wunsch des Verfassers, den Gefühlen seiner aufrichtigen Anhänglichkeit für den Erzherzog einen Ausdruck zu geben, sowie der tief empfundene Drang, seinem Sinne für Recht und Wahrheit dadurch zu genügen, daß er manchen gegen den Erzherzog als Palatin erhobenen eben so schweren als unverdienten Verdacht durch eine treue Darstellung der Thatsachen gründlich widerlege, gab den Anlaß zu diesem Werke; dazu kam noch die Erwägung, daß der Verdächtigte ein Prinz des Kaiserhauses, daß sich demnach ein erhöhtes Interesse an die wahrheitsgetreue Darstellung der ihm fälschlich zur Last gelegten incorrecten Haltung als Ungarns Palatin knüpfe.

**) Die an grausame Despoten und Tyrannen mahnenden Zeiten sind für Europa glücklicher Weise vorüber und werden bei dem stets vorwärts schreitenden Culturleben und Selbstbewußtsein der Völker sich nicht mehr erneuern. Dagegen gab es und gibt es noch — insbesondere unter Deutschlands Fürsten des 18. und 19. Jahrhunderts eines Marcus Aurelius und eines Titus würdige Nacheiferer, so z. B. sei hier an das großherzoglich Sachsen-Weimarische Fürstenhaus erinnert, wo die deutsche Muse in ihren ausgezeichnetsten Lieblingen eine heimatliche Aufnahme und wahrhaft fürstlichen Schutz und Gönnerschaft fand und noch findet.

hohe Geburt und Stellung im gesellschaftlichen Leben ebenfalls zu den Ersten, aber auch — und wir können dieß im vollen Bewußtsein gewissenhafter Überzeugung und thatsächlicher Wahrheit aussprechen — zu den Besten der Menschen.

Wenn er auch nur wenige Jahre dem Staatsdienste widmete, so fielen doch die letzten zwei Jahre seines öffentlichen Lebens in die Epoche eines erschütterten alten, mit dem neuen im Kampfe begriffenen Staatslebens, und der damals neunundzwanzigjährige Erzherzog nahm in einer hervorragenden Stellung an der weltgeschichtlichen Bewegung der Jahre 1847 und 1848 thätigen Antheil. Ein Stück der Geschichte Österreichs — insbesondere seines engeren Vaterlandes Ungarn — wurde unter seinem Einflusse und mit seinem Hinzuthun gemacht: und welch' bittere Ironie des Schicksals! — das damals geschaffene Verfassungswerk, sammt seinen Urhebern und Helfern vom Wiener Hofe perhorrescirt, weil die königliche Bestätigung abgerungen wurde, fand nach beinahe neunzehnjährigen Kämpfen in dem gegenwärtigen Ausgleiche mit Ungarn eine genehmigende, rehabilitirende Anerkennung und damit seinen historischen Abschluß. Leider erlebte der Erzherzog das Zustandekommen dieses segensreichen Friedenswerkes nicht; Ungarn und dessen Hauptstadt feierten die politische Auferstehung der Verfassung von 1848 am 18. Februar 1867, und am 19. war Ungarns letzter Palatin, fern von seinem Heimathlande in weiter Fremde — eine Leiche.

Durch seine Theilnahme an der weltgeschichtlichen Bewegung von 1847 und 1848 hat der Erzherzog Ansprüche auf ein geschichtliches Urtheil; die Geschichte wird es auch nicht unterlassen, ihr Richteramt an dem Heimgegangenen auszuüben und dessen öffentlichem Leben gerecht zu werden. Im Übrigen ist es aber schließlich doch immer nur der Mensch, der aus diesem Processe entweder als Gerechter verklärt, oder aber als ein von schwachen oder bösen Geistern Umnachteter hervorgeht; in diesen Blättern werden wir es ganz vorzugsweise mit dem Menschen zu thun haben.

Erster Theil.

Der Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Die innere Welt sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht.
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.
(Schiller.)

Des Erzherzogs
körperliche Vorzüge, natürliche geistige und moralische Anlagen, Erziehung, geistiges und Gefühlsleben und gesellschaftliche Begabung.

Erzherzog Stephan Victor von Österreich, ein Sprosse des erhabenen Kaiserhauses Habsburg-Lothringen, war der Sohn des während seiner fünfzigjährigen segensreichen öffentlichen Thätigkeit als Palatin von Ungarn um den österreichischen Gesammtstaat und insbesondere um das Land, an dessen Spitze ihn das Vertrauen seines Monarchen gestellt, hochverdienten Erzherzogs Joseph und der Erzherzogin Hermine, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg. Er war der Zwillingsbruder der verstorbenen Erzherzogin Hermine und wurde am 14. September 1817 in Ofen geboren. Der beiden Kinder Leben brachte ihrer Mutter den Tod.

Die Natur hatte den Erzherzog mit glücklichen geistigen Anlagen und körperlichen Vorzügen freigebig ausgestattet. Eine sorgfältige Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, die eine wie der andere frei von dem in manchen Beziehungen damals noch bestehenden Herkömmlichen in fürstlichen Gewohnheiten, hatten die durch die Natur in den Erzherzog gelegten Keime in veredelnder Weise zur Entwicklung gebracht. Bei der Wahl der Männer, welchen seine Erziehung anvertraut wurde, sah des Erzherzogs Vater hauptsächlich auf geistige Bildung und Adel der Gesinnung; diese waren bei jener Wahl maßgebend und entscheidend. So kam es, daß der junge Erzherzog von Männern umgeben wurde, die fest an Recht und Wahrheit hielten, und solche dem jungen Prinzen gegenüber mit dem Freimuthe der Über-

zeugung rückhaltlos zur Geltung brachten. Selbst ein längeres Leben am Hofe vermochte es nicht diese Männer zu verleiten, irgend welches Zugeständniß auf Kosten ihrer stets an den Tag gelegten Gesinnungen und Denkart zu machen.

Als der junge Erzherzog im angehenden Mannesalter in das öffentliche Leben eintrat, erwarb er sich schnell den Ruf eines mit ungewöhnlicher Intelligenz und Liebenswürdigkeit begabten Prinzen; und in diesen Ruf stimmten selbst so feste und ernste Charaktere ein, wie der damalige General-Adjutant des Kaisers, Graf Clamm, der viel zu stolz war, um zu schmeicheln.

Von hohem, schlankem, wohlproportionirtem, wenn auch zartem Körperbau, besaß der Erzherzog eine zähe physische Kraft, die selbst anhaltenden größern Anstrengungen glücklich widerstand.

Sein mit dunkelbraunem Haare bedecktes Haupt zierte eine hohe breite Stirn, — der körperliche Typus angeborner Intelligenz. Aus den schmalgeschnittenen dunklen Augen leuchteten Blicke voll Wohlwollen und Gemüthlichkeit von hohem Reize und seltener Anziehungskraft. Die Nase war schön geformt, und ein schwarzer, die Oberlippe überwuchernder Knebelbart von ungewöhnlicher Länge beschattete einen kleinen wohlgebildeten Mund, den ein Paar schöne weiße Zahnreihen zierten. Ein mehr abgestumpftes als spitzes Kinn schloß das edle Profil, der im Ganzen schönen, männlichen Gesichtsbildung.

Eine besondere Zierde seines Körpers war sein schmaler kleiner Fuß, der die Aufmerksamkeit vieler Damen auf sich zog, und ihm manches jedenfalls überflüssige Compliment eintrug; sowie denn auch sein schöner üppiger Knebelbart den Neid manches wackern Husaren erregen konnte.

Die höhere geistige Begabung des Erzherzogs äußerte sich schon in früher Jugend durch ein leichtes schnelles Auffassungsvermögen. Letzteres in Verbindung mit großer Wißbegierde erleichterte den Erziehern und Lehrern ihre Aufgabe, und förderten wesentlich des Zöglings geistige Entwicklung. Er war von sanguinisch-cholerischem Temperamente, und verband mit bedeutender Lebhaftigkeit und sowohl geistiger als moralischer Sensitivität eine seltene zähe Ausdauer und Beharrlichkeit in Allem, was er unternahm. Letztere Vorzüge machten sich später, besonders in des Erzherzogs geschäftlichem Leben, in einer Weise geltend, die manchen an das Herkömmliche und Alltägliche gewöhnten Beamten viel Beunruhigung und Mißfallen verursachten. — Ein treues Gedächt-

niß erleichterte dem Erzherzoge wesentlich seine sprach- und naturwissenschaftlichen Studien. Fünf Sprachen: deutsch, ungarisch, lateinisch, französisch und italienisch, sprach und schrieb er geläufig. Mit besonderer Vorliebe trieb er Mineralogie und Botanik, und erwarb sich in beiden Disciplinen gründliche Kenntnisse, die selbst bei Fachmännern Anerkennung fanden, und ihm später die Aufnahme in die Ehrenmitgliedschaft mehrerer gelehrten naturwissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine verschaffte *).

Sein Urtheil über Menschen und Dinge, wenn erstere nicht außerhalb der Sphäre seines näheren gesellschaftlichen Verkehrs, und letztere noch im Bereiche seines Wissens, war meistens richtig und treffend; sein Geist war reich an Auskunftsmitteln, um — selbst im Drange des Augenblicks — Schwierigkeiten zu bewältigen und Verlegenheiten zu beseitigen. Diese Findigkeit machte den Erzherzog für den executiven Staatsdienst um so geeigneter, als sich in ihm ein bedeutendes administratives Talent entwickelte; ein organisatorisches Talent trat dagegen weniger hervor.

In Fragen der höheren Staatspolitik und Verwaltung fehlte es dem Erzherzoge nicht an einem klaren Blicke und richtigen Urtheil; letzteres war jedoch stets von edlen moralischen Principien getragen. Mittel zur Erreichung selbst wichtiger Staatszwecke, die mit solchen Principien im Widerspruche, und bloß durch Oportunitätsgründe motivirt wurden, widerstrebten, wie man aus diesen Blättern noch später ersehen wird, seinem moralischen und Rechtsgefühle. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Erzherzog in Momenten der Lösung schwerer und wichtiger staatlicher Aufgaben mehr Selbstvertrauen zu seinen Eingebungen gehabt hätte und diesen gefolgt wäre; es scheint aber, daß auf dem Gebiete der Staatspolitik zwar energisch zu denken, aber nicht ebenso zu handeln, auch auf ihn als eine charakteristische Familieneigenthümlichkeit erblich übergegangen sei. Doch wer vermöchte es, den Prinzen darob zu tadeln, ihn, der unter den schwierigsten politischen Conjuncturen und unter gewaltsamen Erschütterungen, an der Spitze einer heißblütigen, auf ihre Nationalität und freiheitliche Verfassung eifersüchtigen

*) Schon als Knabe legte der Prinz eine Mineraliensammlung an, die er späterhin so bedeutend vermehrte, daß sie gegenwärtig zu den reichsten Sammlungen Deutschlands gehört, und ihr nur wenige öffentliche Sammlungen gleichkommen; sie befindet sich im Schlosse Schaumburg, im Besitze des Prinzen Georg von Oldenburg, des gegenwärtigen Eigenthümers von Schaumburg.

Nation, ohne hinlängliche Erfahrung sein großes staatliches Noviciat zu bestehen hatte?

Mit den geistigen Vorzügen des Erzherzogs war ein diesen ebenbürtiger, für alles Wahre, Gute und Schöne empfänglicher Sinn eng verschwistert, der — von ästhetischem Geschmacke geläutert und geleitet — im häufigen Verkehr mit Männern der Wissenschaft und Kunst genährt und gestärkt wurde.

Denn wie die Wissenschaft, so war dem Erzherzoge auch die Kunst zur lieben, unentbehrlichen Lebensgenossin und in den schweren Prüfungsjahren zur ermuthigenden Trösterin geworden; sein lebhafter Geist fand auf ihrem Gebiete ein weites Feld für seine schöpferische Thätigkeit, die ihn insbesondere vor Langerweile bewahrte. Letztere fürchtete der Erzherzog als das größte Übel, und er wußte denn auch diese für das jugendliche Leben oft gefährliche Klippe eben so geschickt als glücklich zu vermeiden.

Im Gefühlsleben des Prinzen trat bereits in zartem Alter eine innige kindliche Pietät gegen seinen Vater auf rührende Weise hervor; mit lebhafter Herzensfreude verkündete er es seiner Umgebung, wenn er mit einem sichtbaren Zeichen väterlicher Zärtlichkeit, etwa einem Händedruck oder einer Umarmung, beglückt worden war. Gegen die Stiefmutter beobachtete er streng jene Pflichten, die sein nahes verwandtschaftliches Verhältniß ihm auferlegte; nach dem Tode seines Vaters stand er ihr stets liebevoll mit Rath und That zur Seite. Seinen Geschwistern — insbesondere der Erzherzogin Marie, jetzigen Königin der Belgier, und dem Erzherzoge Joseph — war er mit inniger opferfreudiger brüderlicher Liebe zugethan, welche ihm beide mit gleicher herzlicher Anhänglichkeit vergalten. Ein treuer Freund seiner Freunde, nahm er gern jede Gelegenheit wahr, um ihnen Angenehmes oder Nützliches zu erweisen.

Unter seinen moralischen Vorzügen machte sich vor Allem eine natürliche Gutmüthigkeit und ein herzliches Wohlwollen geltend; seine häufigen Gefühlsausbrüche gaben Zeugniß, daß der Impuls, welcher solche plötzlich hervorgerufen und sie oft zur tröstenden und rettenden That werden ließ, ein Geschenk der Natur und berechnender Effectmacherei ganz fremd war; der Schmerz, die Noth, das Unglück fanden in ihm, wie wir in diesen Blättern noch später sehen werden, einen theilnehmenden Tröster und Rathgeber und großmüthige Hilfe.

Umzogen düstere Wolken den Horizont seines Lebens, so fand der Erz-

herzog in der Arbeit und in seinem religiösen Gefühle Kraft und Muth zum Ertragen und Dulden; er sah, wie er sich selbst äußerte, in solcher Prüfung auch eine Sühne mancher früher begangenen Fehler.

Diesem religiösen Duldersinne entsprang jener Geist der Versöhnung, der den Prinzen beherrschte; stets bereit, zu verzeihen, wenn er gekränkt worden war, fand er es auch nicht unter seiner Würde, ja es war ihm ein Bedürfniß, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, wenn er in einem unbewachten Augenblick Jemanden — und war es der geringste seiner Diener — ohne rechtfertigende Veranlassung gekränkt hatte. So hörte man den Erzherzog auch nie über erfahrenes Mißgeschick klagen. Dieser schöne Zug seines Charakters gewann ihm die Herzen der Menschen, die ihm nahe standen oder Gelegenheit hatten, davon Kenntniß zu nehmen. Seine religiösen Pflichten übte er mit Gewissenhaftigkeit, und hielt auch, jedoch ohne irgend einen Zwang zu üben, darauf, daß die Personen seiner Umgebung ein Gleiches thaten.

Im persönlichen gesellschaftlichen Verkehr verband der Erzherzog mit tactvollem Benehmen natürliche Urbanität und Liebenswürdigkeit, die ihm die Zuneigung der Menschen im ersten Augenblicke gewannen; er besaß das bei Fürsten zwar seltene, für andere Sterbliche aber oft gefährliche Talent der Leutseligkeit in einem so hohen Grade, daß ihm wenige Augenblicke genügten, um auch dem Schüchternsten und Vorsichtigsten über die etwaigen Verlegenheiten der ersten Begegnung mit ihm hinweg zu helfen, das, was die Franzosen mettre à son aise nennen, und ihn dadurch in das Fahrwasser einer so unbefangenen und ungezwungenen Conversation zu bringen, als ob letztere zwischen zwei guten Bekannten stattfände. Diese seltene sociale Tugend — das Ergebniß eines reichen geistigen und Gefühllebens — nahm in dem Maße zu, als sich der Ideenkreis des Prinzen und seine Kenntnisse durch die im praktischen Leben täglich stattfindende Berührung mit der Welt erweiterten, und dadurch das Capital an geistigem Stoffe zu Unterhaltung und Unterredung wuchs.

Gegen Jedermann war er im gesellschaftlichen Umgange höflich, namentlich aber zeigte er, so oft Anlaß dazu vorhanden, eine seltene Zuvorkommenheit und ein ritterliches Benehmen gegen Damen. Die großen Aufmerksamkeiten im gesellschaftlichen Leben hielt er für Verpflichtungen, weil dieselben meistens Erwiderungen für Empfangenes bilden, und daher sie zu fordern ein Jeder das Recht habe; dagegen erachtete er die kleinen Aufmerksamkeiten,

die unerwarteten, überraschenden und durch keinen Anspruch begründeten, für Dinge, welche für viele Menschen, insbesondere für Frauen, das sind, was Bonbons für Kinder: — beide werden damit gewonnen. Niemand ist wohl erkenntlicher, als Frauen, welchen über kleine Verlegenheiten, die ihnen bei ihrem öffentlichen Erscheinen unvermuthet zustoßen, auf eine zarte Weise hinweggeholfen wird; und dies verstand der Erzherzog schon als junger Prinz vollkommen.

Die Damen lobten seine ritterliche Urbanität; und vertrauensvoll näherte sich ihm die kindliche Jugend, in deren Mitte der Erzherzog, wie wir noch später finden werden, mit Vergnügen weilte.

Der Erzherzog war besonders in engern vertrauten Kreisen ein sehr angenehmer Gesellschafter, dem Witz und gute Laune immer zu Gebote standen; sein treffliches Gedächtniß — reich an schlagenden bons mots und an scherzhaften heitern Anekdoten — kam ihm dabei sehr zu statten. Er hatte überhaupt ein richtiges Verständniß des socialen Lebens, und begriff dessen gerechtfertigte, daher unabweisliche Anforderungen: frei von gewissen ungemessenen Standesvorurtheilen, wurde er somit diesen Anforderungen — so weit nur immer solches mit seiner hohen gesellschaftlichen Stellung vereinbarlich erschien — vollkommen gerecht.

Auf das geistige und moralische Leben des Erzherzogs übten die Erfahrungen und die Kämpfe, die er in der Schule des praktischen Lebens durchmachen mußte, ihre läuternde Macht, und drückten demselben das Gepräge fester Männlichkeit auf.

Mit inniger Befriedigung und dem Bewußtsein der Wahrheit treu geblieben zu sein, haben wir bisher die geistigen und moralischen Vorzüge des Erzherzogs in allgemeinen Umrissen skizzirt; später werden wir noch Gelegenheit finden, mit häufigen Beispielen aus dem Leben desselben die Wahrheit des Gesagten zu erhärten. Anderseits können wir uns jedoch nunmehr der, wenn auch für uns schweren, Aufgabe ebenso der menschlichen Unvollkommenheiten des Prinzen zu gedenken, um so weniger entziehen, als deren Kenntniß zum richtigen Verständniß so mancher Erscheinungen in des Erzherzogs öffentlichem Leben nothwendig ist. Seine Zeitgenossen und Nachkommen würden ohne ein solches Verständniß Gefahr laufen in ihrem Urtheile über des Erzherzogs öffentliches Leben und Wirken den Menschen über der

historischen Persönlichkeit zu vergessen, und dadurch nicht gerecht, noch weniger aber billig gegen ihn zu sein.

Allen guten und edlen Naturen von lebhaftem Mitgefühle für die Freuden wie für die Leiden ihrer Mitmenschen ist der Drang nach Mittheilung eigen, so oft sie in dieses Lebens Lottospiele einen Treffer, sei dieser auch noch so unbedeutend, oder eine Niete ziehen; etwas Aehnliches zeigte sich denn auch bei dem Erzherzoge, der schon in seinen Jugendjahren das Bedürfniß diesen Drang zu befriedigen lebhaft fühlte, und ihm nicht widerstehen konnte. So geschah es, daß er seine Mittheilungen nicht immer strenge sichtete, und selbst in der Wahl der Personen seines Vertrauens bloß deßhalb nicht immer glücklich war, weil bei seinem Glauben: Vertrauen müsse Vertrauen erzeugen, der Verdacht eines Mißbrauches desselben in seinem arglosen Herzen keinen Raum fand. Die Erfahrung belehrte ihn zwar auch hierin über die Nothwendigkeit klugen Maßhaltens und Vorgehens; allein die praktische Ausübung dieser Lehre fand doch erst zu einer Zeit statt, wo die Verhältnisse an Wichtigkeit verloren hatten, und selten mehr über das Niveau des gewöhnlichen Alltagslebens reichten.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Erzherzog durch sein Wohlwollen, seine Leutseligkeit und sein oft überraschendes Vertrauen die Neigung der Menschen erwarb, und der hohe Werth, den er auf diese Errungenschaft allerdings legte, gab seinen Gegnern — und wer hat deren nicht? — den Anlaß ihn eines ungemessenen Strebens nach Popularität zu zeihen, und ihn, wie wir in der Folge sehen werden, selbst böser Absichten zu verdächtigen. Solche Absichten waren seinem Herzen durchaus fremd, und der Verdacht war um so ungerechtfertigter, als man dabei abgesehen hatte von den moralischen Motiven der erzherzoglichen Handlungsweise, die gewiß stets ganz unschuldig und harmlos gewesen. Die Ungerechtigkeit dieser Anklage soll in nachfolgenden Blättern durch Thatsachen bewiesen werden.

Noch können wir den Vorwurf ungemessener Eitelkeit, der dem Erzherzoge häufig gemacht wurde, nicht unerwähnt lassen. So wie bei allen sensitiven Gefühlsmenschen die Saiten des Herzens den Saiten einer Äolsharfe gleichen, die bei den leisesten Lüftchen erzittern und tönen, so war dieß auch bei dem Erzherzoge der Fall; Dinge und Ereignisse, welche von den wenigsten Menschen beachtet worden wären, verfehlten nicht entweder einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf ihn zu machen. So legte er denn auch einen

vielleicht zu hohen Werth auf Dinge, welche gewöhnliche Naturen wahrscheinlich ganz ungerührt gelassen hätten; es machte ihm beispielsweise große Freude, wenn kleine Kinder, ja selbst Hausthiere ihm ohne Zagen mit Vertrauen nahten; unbedeutende sichtbare Zeichen dankbarer Anerkennung oder wohlwollender Aufmerksamkeit und Verehrung, insbesondere von Personen, von welchen Derartiges vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung und Erziehung am wenigsten zu erwarten war, machten ihm mehr Vergnügen, als selbst die werthvollsten Geschenke aus den Händen Gleichgestellter. Auf solche Beweise huldigender Anhänglichkeit legte der Erzherzog allerdings einen sehr hohen Werth, und gefiel sich in der Erinnerung an dieselben. Die Mehrzahl der Menschen, die das innere Gefühlsleben des Erzherzogs nicht kannten, und von einem solchen auch gar keine Vorstellung hatten, beschlich demnach allerdings der Verdacht es sei Eitelkeit oder Gefallsucht, die aus dem Prinzen spreche; und doch war dieser Verdacht höchstens nur dem Scheine nach gerechtfertigt. Sprach z. B. der Erzherzog von seinen Schöpfungen in Schaumburg, wie er es gern that, so geschah es um seinem Vergnügen über das Gelingen derselben Ausdruck zu geben; darauf bezügliche fremde Huldigungen waren jedoch eine freiwillige Gabe, die der Erzherzog dankbar entgegen nahm, wie dieß die Höflichkeit und gute Sitte forderten.

Wäre übrigens der Erzherzog von solchen menschlichen Unvollkommenheiten auch nicht ganz frei zu sprechen, wie jemand, dem das richtige Verständniß seines Gefühllebens abgeht, wird glauben müssen; so vermochten dieselben seiner Erscheinung zwar das Blendende, aber nicht das Leuchtende zu benehmen; letzteres blieb hell und klar, und machte sich in einer Weise geltend, der Jedermann seine Anerkennung gerne zollte.

Jedenfalls müßte man sich in solcher Hinsicht mit dem Prinzen schon deßhalb versöhnen, weil bei dessen natürlicher Gutmüthigkeit jene menschlichen Schwächen einerseits ganz harmlos waren und Niemanden schaden konnten, — anderseits aber als die Quelle vieler edlen Handlungen anzuerkennen sind, welche so viele Thränen der Armuth und des Unglücks trockneten. Und wenn das Gute in edler Weise geschieht, wer darf noch nach dem Warum fragen und damit rechten? Wär' es doch ein zu verwegener Eingriff in das Richteramt des allmächtigen Herrn der Welten, der es sich vorbehalten aus Nichts Etwas zu machen, in die Zukunft zu sehen und die Gewissen der Menschen zu richten!

Einführung des Erzherzogs in die Staatsgeschäfte und sein Aufenthalt in Wien.

Im Juli 1839 wurde der damals zweiundzwanzigjährige Erzherzog nach Wien berufen, um daselbst in die Staatsgeschäfte eingeführt zu werden, und sein Noviciat im Staatsdienste unter den Augen des Hofes und der Spitzen der obersten Staatsbehörden durchzumachen. Er wohnte in der kaiserlichen Hofburg und hatte daselbst auch seinen Hofhalt.

Mit welchem Eifer, mit wie viel Einsicht und Ausdauer der Erzherzog dem Zwecke seines Aufenthalts in Wien sich widmete, wußten damals jene hohen Staatsbeamten zu rühmen, die ihm aus den verschiedenen Regierungs-Dicasterien für die Dauer seiner Praxis bei diesen zugetheilt wurden, um ihn in den Geschäften derselben zu unterweisen. Mit solchem Unterrichte war der Besuch der Sitzungen der obersten Staatsbehörden verbunden, und zwar der Regierung in Wien als der obersten politischen Provincialbehörde Unterösterreichs, der obersten vereinigten Hofkanzlei, der Hofkammer, der obersten Justizstelle, des Hofkriegsrathes und der ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei, endlich des Staatsrathes. Während des Besuchs der obersten politischen und der Finanzbehörden unterzog sich der Prinz mit glücklichem Erfolge der Ausarbeitung mehrerer Referate.

Der Erzherzog benützte seinen Aufenthalt in Wien auch noch zum Besuche der daselbst befindlichen öffentlichen Erziehungs-, Unterrichts- und Kunstanstalten, der Kunst- und naturhistorischen und sonstigen Sammlungen. Seinem Beobachtungsgeiste entgingen selbst minderwichtige Erscheinungen nicht; über diese verlangte er gleich Aufklärung und ebenso fragte er auch häufig nach Dingen, die der Vorstand der Anstalt oder irgend eine Abtheilung derselben entweder ab-

sichtlich übergangen oder auch vergessen hatte. Die naturwissenschaftlichen und Kunstanstalten und Sammlungen besuchte der Erzherzog mit besonderer Vorliebe. Auch der Fabrik- und Gewerbeindustrie widmete er eine eingehende Aufmerksamkeit.

Der damals seit Kurzem in Wien in's Leben getretene Gewerbeverein zählte ihn zu seinen ordentlichen Mitgliedern und er wohnte regelmäßig seinen Sitzungen bei. So blieb denn kein Zweig des wissenschaftlichen, des Kunst- und des industriellen Volkslebens in Wien, der seiner Aufmerksamkeit und tieferen Würdigung entgangen wäre.

Der Erzherzog hatte die sehr lobenswerthe Gewohnheit, alle Begebenheiten und Erlebnisse des Tages in ein Tagebuch einzutragen, welches er mit der größten Regelmäßigkeit (so daß er mit keinem Tage im Rückstande blieb), mit großer Ausführlichkeit und gewissenhafter Treue führte. Der Inhalt war nicht nur rein objectiv, sondern auch reich an Betrachtungen und Bemerkungen über das im Laufe des Tages Erlebte. Durch dieses Verfahren in der Behandlung des Stoffes wurden die täglichen Erlebnisse einer erneuerten Überschau unterzogen, und dienten so dazu den Kreis seiner praktischen Kenntnisse zu erweitern, und zwar in einer Weise, welche dieselben durch ihre geistige Sichtung und Beurtheilung zum vollkommenen Verständniß des Erzherzogs brachte. Dieser tägliche sachliche und geistige Rechenschaftsproceß förderte erheblich die geistige Entwicklung des Erzherzogs, indem sein Beobachtungstalent, sein Auffassungsvermögen, seine Urtheilskraft und sein Gedächtniß in fortwährender Übung und Thätigkeit erhalten und dadurch diese geistigen Functionen ungemein geschärft wurden. Der Erzherzog erwarb in dieser praktischen Vorschule eine sehr große Geläufigkeit, die ihm bei seinen spätern Reisen sehr zu Statten kam. Nicht nur Sachliches, sondern auch Persönliches lieferte den Stoff zu den Tagebüchern, welche, insbesondere jene der Jahre seines öffentlichen Lebens und Wirkens, eine reiche Quelle von Erfahrungen und höchst interessanten für die Zeitgeschichte gewiß schätzbaren Notizen, sowohl über sachliche als über persönliche Verhältnisse des Privat- und öffentlichen Lebens enthalten. Diese Übung hatte noch den weiteren Vortheil, daß durch die Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes sein einfacher, klarer und correcter Styl eine große Gewandtheit im Ausdrucke und in der Darstellung gewann.

Der Erzherzog war in seinem Aeußern eine hübsche männliche Erscheinung; und da ihm der Ruf der Liebenswürdigkeit und einer glücklichen

Geistesbildung vorausging, so konnte es nicht fehlen, daß die Hofwelt ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Man widmete dem jungen Prinzen ein lebhaftes Interesse, das selbst die Kleinigkeiten seines täglichen Lebens umfaßte; man wußte bald zu erzählen, was er gesagt und gethan, und auch was er nicht gesagt und nicht gethan; und so passirte er eine Zeit lang als prinzliche Nouvelle du jour das Fegfeuer der Hofzungen und ging aus diesem bald als ganz rein, bald als Sünder hervor, je nach den persönlichen Beziehungen und der Gemüthsstimmung der betreffenden Richter und je nach deren Auffassung.

Der Erzherzog hatte bis zu seinem Eintritte in die Welt seine Lebensreise an der Hand eines klugen und weisen Mentors gemacht; nun sich selbst überlassen, und gezwungen, nach freier Selbstbestimmung Beschlüsse zu fassen und zu handeln, mochte er wohl in dem Gewoge und Getriebe des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens einer großen Residenzstadt nicht immer als glücklicher Schiffer das richtige Fahrwasser eingehalten haben; doch waren die Abweichungen nur sehr gering, und gewannen nur durch das Vergrößerungsglas censursüchtiger Sittenrichter eine Wichtigkeit, die sie in der Wirklichkeit gar nicht hatten. Außer seinen Gegnern hatte der Erzherzog auch seine Schmeichler, unberufene Lobhudler, die gefährlicher waren als erstere; wirklich aufrichtige Freunde und Gönner besaß dagegen der Prinz nur wenige; und auch diese, sei es aus Scheu oder Klugheit, fühlten sich nicht berufen, dem jungen Erzherzog seine Lage in der ausgesprochenen Beziehung klar zu machen. Nur Eine Person aus seiner Umgebung, zu welcher der Erzherzog in vertraulicher Beziehung stand, übernahm das heikliche Geschäft. Bei der aufrichtigen Anhänglichkeit dieses Mannes an den Erzherzog und bei seiner genauen Kenntniß von der achtungswerthen Persönlichkeit desselben, berührten ihn die oft unverdienten und daher ungerechten Urtheile über den Prinzen, die er nicht selten hören mußte, höchst empfindlich: man scheute sich nämlich nicht dergleichen vor ihm auszusprechen und oft direct an ihn zu richten, ja man nahm keinen Anstand, ihm einen Theil der dießfälligen Verantwortlichkeit für Handlungen aufzubürden, die den Gegenstand der Kritik bildeten. So geschah es denn eines Abends, daß dieser Mann des Vertrauens, als er sich vom Erzherzog verabschiedete, letzterem eine Denkschrift mit der Bitte überreichte, dieselbe aufmerksam zu lesen. Die Denkschrift enthielt aber eine freie, wahre, ja selbst wortgetreue Aufführung der Meinungen und Urtheile über den Erz-

herzog, und empfahl diesem, indem sie das ganz Ungegründete von dem sonderte, was bloß in Folge der Unkenntniß seines innern Gefühlslebens irrig aufgefaßt war und dadurch scheinbar die Kritik rechtfertigte, vor Allem sich von äußeren momentanen Eindrücken nicht beherrschen zu lassen. Diese, hieß es in der Denkschrift, drängten ihn bei seinem leicht erregbaren Gefühle für alles Gute, für Recht und Billigkeit, zu Äußerungen, welche — wenn auch an sich noch so richtig, ja lobenswerth — vor dem Tribunale jener oft fanatischen Sittenrichter keine Gnade fänden, weil dieselben mit ihren Begriffen von höfischer Lebensklugheit nicht übereinstimmten, und da ihnen jegliches, auch nur halbwegs richtige Verständniß des einem jugendlichen Herzen eigenthümlichen sensitiven Gefühles abgehe, so sei ihnen auch eine richtige Beurtheilung solcher Äußerungen ganz unmöglich. Außerdem enthielt die Denkschrift noch manche Winke zur Vermeidung von Mißverständnissen, zu welchen an sich selbst ganz unschuldige Äußerungen und Handlungen Anlaß gaben, indem sie dabei auf die, insbesondere von hohen Herrn nicht genug zu berücksichtigende, Lehre: duo si faciunt idem non est idem hinwies, und zeigte, daß es also nicht dasselbe sei, ob ein Erzherzog und eine obscure Person dasselbe sage oder thue. Als der Verfasser der Denkschrift am nächsten Morgen bei dem Erzherzog eintrat, kam ihm dieser entgegen, und sagte — ihm freundlich die Hand schüttelnd: „Ich danke Ihnen recht herzlich für die Denkschrift, die mir ein erneuerter „Beweis ist, daß Sie es gut und redlich mit mir meinen, und mir ein wahrer „aufrichtiger Freund sind." Ich könnte noch mehrere ähnliche Beispiele anführen, falls das so eben erwähnte allein nicht genügte um den Adel des Herzens und der Denkart des Erzherzogs zu charakterisiren. Der Erzherzog unterließ es nicht die Denkschrift seinem Vater mitzutheilen, der sowohl diese selbst, als die Art, in welcher sie sein Sohn aufgenommen, vollkommen billigte. Auch in dieser Mittheilung der Denkschrift an den Erzherzog Vater sieht man übrigens ein sicheres Zeichen des zarten vertrauensvollen Verhältnisses zwischen dem Prinzen und seinem Vater.

Das Leben in einer so großen Residenzstadt wie Wien, insbesondere am Kaiserhofe, bietet der geistigen und Kunstgenüsse gar viele; es hat aber auch seine eigenthümlichen Gefahren des gesellschaftlichen Verkehrs. Von jenen war bereits die Rede; es bleibt noch übrig, von den heitern Lebensgenüssen mit ihren verführerischen Reizen zu sprechen, an welchen der junge Erzherzog Theil genommen.

In dieser jugendlichen Periode seines Lebens machte sich beim Erzherzog noch keine besonders ausgesprochene Vorliebe für das eine oder das andere Vergnügen des Lebens geltend. Er besuchte häufig die Theater in Wien, dramatische Vorstellungen und Opern; Ballete zogen ihn wenig an, obschon er selbst gern tanzte. An Bällen fand er demnach Vergnügen, und da er ein eben so guter als flinker Tänzer, dabei ein angenehmer Gesellschafter war, so mußte auch sein Ruf in diese Beziehung bei der Damenwelt bald begründet sein. Redouten und Bälle sind, wie bekannt, die Arena für manche kleine Intriguen vorzugsweise auf dem Felde der Galanterie; diesen entging auch der junge Erzherzog nicht. Manches Billet doux, reich an liebevollen Geständnissen und hingebenden Zugeständnissen mit Aufforderungen zu zärtlichen Rendezvous fand unter dem schützenden Deckmantel einer Petitionsadresse seinen Weg in das Cabinet des Erzherzoges; aus allen diesen Versuchungen ging aber der junge Erzherzog ganz rein hervor. Gewöhnlich nahm er keine Notiz davon, that auch keine weitere Nachfrage, wer die Anonyma sei, und war — im Fall der Name bekannt — discret genug, ihn zu vergessen. Damit waren denn auch die reizenden Ideale, die manch weibliches Herz im Vorgenusse erhoffter Freuden geschwellt, in Nichts zerronnen *).

Solche Enthaltsamkeit eines jungen Prinzen, der sich den Damen so gerne verbindlich erwies, und keinen geringen Werth auf ihren Beifall legte, der ein

---

*) Als Beispiel folgende Stellen aus einem Billet doux, das in Bezug auf Ausdrucksweise noch sehr anständig im Vergleich mit andern, deren Sprache voll begehrlicher Sinnlichkeit.

„Ihr Inneres ist für mich von Krystall, und deßhalb, deßhalb — — liebe ich Sie!"

„O mein theuerer, theuerer, unaussprechlich theurer Prinz! Nicht wahr Sie sind doch und bleiben mehr Erzherzog von Oesterreich als . . . . ?"

„Meine Lage ist oft schrecklich, besonders wenn ich Sie in Ungarn weiß . "

„Ich darf denn verehren und anbeten, was meinem Herzen so unendlich theuer . "

„Diesen Morgen erfuhr ich, daß Sie General geworden . . . . . "

„Ich würde die Chiffre Ihres Namens stets in meinem Armband getragen haben . "

„Tragen Sie in der Hand oder in dem Knopfloch eine rothe Nelke; diese soll mir ein Zeichen sein, daß Sie der Unbekannten nicht böse sind . . . . . . "

„Auf's Land, in der Umgegend von Wien! für mich so viel als an das Ende der Welt!"

A Mademoiselle Joséphine Pradler

à Vienno poste restante.

Vergebens harrte die liebestrunkene P...... auf die rothe Nelke. Diese erschien weder in der Hand, noch im Knopfloche des Angebeteten, der von dem gegebenen Pseudonym eben so wenig wie von der heißen Liebeserklärung Notiz nahm.

empfindliches Herz für das Schöne hatte, wird man kaum glaublich finden, und doch ist dem so und sind wir der Wahrheit strenge treu geblieben. Aber gerade dieser rege und zugleich sittliche Sinn für alles wahrhaft Schöne machte den Prinzen gegen jene verführerischen Versuchungen unempfindlich, weil er eben letztere nicht schön fand.

Die Hofjagden gewannen an dem Erzherzoge einen guten Schützen; aber wenn er auch diesen gerne beiwohnte, so war er doch nicht für dieselben leidenschaftlich eingenommen, wie er denn überhaupt im Genuß der Vergnügungen ein richtiges Maß hielt. Ebenso war es auch mit dem Reiten und Fahren, obgleich der Prinz gerne ritt, und ein Zweigespann gerne lenkte. So waren denn die zwei Jahre seines Aufenthaltes in Wien auf eine vergleichsweise mehr nützliche als vergnügte Weise verlebt. Die Erfahrungen des praktischen Lebens in einer Weltstadt wie Wien hatten seine Vorstellungen von demselben, so wie seine Meinungen und Urtheile über Menschen und Dinge in manchen Beziehungen berichtigt.

Das staatsgeschäftliche Noviciat war vollendet; und da der Erzherzog die nöthige übersichtliche Kenntniß der verschiedenen Zweige des Staatsdienstes und ihrer Einrichtungen sich erworben hatte, hielt es der damalige Minister Graf Kolowrat für unerläßlich diese Kenntnisse noch durch unmittelbare Beobachtung und Studien des executiven Dienstes der verschiedenen Provinzial-Centralstellen und niederen Behörden, und des gewerblichen und industriellen Volkslebens in seinen mannigfaltigen Richtungen zu vervollständigen. So wurde denn beschlossen den Erzherzog mehrere Provinzen des Kaiserstaates bereisen zu lassen; das Resultat seiner Reisen sollte in einer von ihm zu verfassenden Denkschrift niedergelegt, und letztere Sr. Majestät dem Kaiser unterbreitet werden. Diesem Projecte entsprechend, wurde die Bereisung von Böhmen, der Lombardei und Venedig, von Istrien und Tirol in Aussicht genommen. An diese Reisen im Inlande sollten sich Besuche bei den verwandten Höfen Italiens — in Turin, Parma, Modena und Florenz — endlich eine Reise an sämmtliche Höfe Deutschlands anreihen.

Bildungsreisen

im

In- und Auslande.

Reise in Böhmen.

Am 1. Juli 1841 verließ der Erzherzog Wien um die für dieses Jahr bestimmte Rundreise in Böhmen anzutreten. Sämmtliche Civil- und Militär-Behörden erhielten von den betreffenden Hofstellen die Weisung dem Erzherzog über alle Geschäfte ihres amtlichen Wirkungskreises, so wie auf die vom Erzherzog etwa gemachten Anfragen vollständige Auskunft zu geben; selbst die sonst geheim zu haltenden Präsidialia waren davon nicht ausgeschlossen.

Mit lebhaftem Eifer und seltener Ausdauer verfolgte der Erzherzog die für seine Belehrung und die Lösung der ihm gestellten Aufgabe nöthigen praktischen Studien. Da blieb denn kein Gebiet der Staatsverwaltung und Volkswirthschaft undurchforscht. Den Personalien und der Geschäftsführung bei sämmtlichen politischen, Justiz-, Finanz- und Militärbehörden, sowohl bei den Centralstellen als den diesen untergeordneten Ämtern widmete der Erzherzog eine eingehende besondere Aufmerksamkeit; desgleichen den öffentlichen Humanitäts-, Lehr- und Kunstanstalten, den naturhistorischen und Kunstsammlungen und sämmtlichen Zweigen der Nationalökonomie und der Gewerbe-, Fabrik-, landwirthschaftlichen und Montanindustrie. Er suchte in letzterer Beziehung sich ein klares und richtiges Bild von dem damaligen Zustande dieser Industriezweige zu verschaffen, von den Hindernissen mit welchen dieselben zu kämpfen hatten, von jenen Bedürfnissen, die der Gegenstand noch unerfüllter Wünsche, und von ihren commerciellen Verhältnissen zum in- und ausländischen Markte. Bei der Erforschung dieser Zustände, sowie in Bezug auf den technischen Betrieb der Gewerbsindustrie ging der Prinz unermüdlich selbst in die kleinsten Details in einer Weise ein, daß man sah, es liege ihm sehr daran, sich hierüber zu unterrichten. Ueber die Lage der Fabrikarbeiter und die Ursachen der zeitweise über sie hereinbrechenden Noth, sowie die Mittel zur Abhilfe

zog er die genauesten Erkundigungen ein. Es blieb kein bedeutenderer Ort Böhmens, keine Anstalt, keine Fabrik, kein Montanwerk daselbst vom Erzherzoge unbesucht.

In dieser Weise durchforschte er die Hauptstadt und sämmtliche Kreise Böhmens, um eine genaue Kenntniß sämmtlicher Landeszustände und Interessen, sowie der Führung der verschiedenen Staatsverwaltungszweige zu erlangen.

Der Erzherzog nahm für seine Reisen sehr oft die Nächte zu Hilfe; und so genügte die verhältnißmäßig kurze Zeit von vier Monaten um die gestellte Aufgabe gründlich zu lösen, obgleich der Prinz zehn Tage dem damals Behufs der deutschen Bundesinspection bei Collin in Böhmen concentrirten Truppencorps und dessen Feld- und Truppenmanövers widmete.

Der Erzherzog blieb auch auf dieser Reise seinen Gewohnheiten treu, ein Tagebuch über alles im Laufe des Tages Erlebte zu führen. Er that dieß auch während des Aufenthaltes in Böhmen mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit, und da er die seltene Geschicklichkeit besaß, auch während des Fahrens deutlich und leserlich zu schreiben, so wird es begreiflich, daß es ihm gelang, den reichen Stoff zu bewältigen, den das tägliche Leben bot, und sein Tagebuch ohne Rückstand zu führen. Das auf diese Weise gesammelte reiche Material bedurfte nur noch einer erneuerten Sichtung und eines Zusammenziehens und logischen Ordnens der gleichartigen Stoffe in gesonderten Abschnitten unter entsprechenden Titeln, um daraus die dem Kaiser zu unterbreitende Denkschrift zu verfassen.

Diese Denkschrift an den Kaiser enthielt eine genaue Schilderung des Geschäftsbetriebes, der Vorzüge wie der Mängel und etwaiger Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche bei den verschiedenen Staatsstellen und Ämtern und die geeigneten Mittel zur nothwendigen Abhilfe. Die Denkschrift beschränkte sich nicht bloß auf den sachlichen Verhalt, sie enthielt auch eine kurz gefaßte Charakteristik der Oberbeamten und jener Individuen aus der untern Beamtensphäre, welche durch ein intelligentes Auftreten die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf sich gezogen hatten. Desgleichen blieben die persönlichen Interessen einzelner Beamten wie gesammter Beamtengremien, wenn hierzu gegründeter Anlaß, nicht unerwähnt und wurden selbst der allerhöchsten Berücksichtigung anempfohlen.

In gleicher Weise waren in der Denkschrift die militärischen Angelegenheiten, die öffentlichen Bildungs- und Humanitätsanstalten, sowie der Zustand

und die sachlichen und persönlichen Interessen der verschiedenen Zweige der Volkswirthschaft und ihrer Vertreter behandelt.

Der Minister Graf Kolowrat, dem es vorzugsweise zukam, den Inhalt der Denkschrift zu prüfen und zu beurtheilen, äußerte darüber: der Erzherzog habe zwar richtig gesehen, aber Personen und Verhältnisse zu streng beurtheilt. Letzteres konnte auch nicht anders sein, wenn man bedenkt, daß ein für das Wahre, Gute und Rechte glühendes jugendliches Gemüth nicht geneigt sein kann mit menschlichen Schwachheiten und Unvollkommenheiten im duldsamen Geiste eines durch Alter und durch Erfahrungen im praktischen Leben gereiften klugen Staatsmannes, wie Kolowrat es war, zu transigiren. Eine Freimüthigkeit, welche Sachen mit dem rechten Namen, rückhaltslos, ohne die beliebten Wenn und Aber, Obschon und Obgleich, nannte, war ein gewiß anerkennungswerthes, charakteristisches Merkmal der Denkschrift.

Die Leutseligkeit und Herablassung des Erzherzogs, sowie seine warme Theilnahme für Dinge und Verhältnisse, welche nicht nur öffentliche, sondern auch Privatinteressen berührten, ferner häufige Gefühls-Impromptus — d. i. augenblickliche Eingebungen des Herzens, — die irgend ein plötzlicher Zufall wie ein elektrischer Schlag ins Leben rief, und die meistens der Armuth und dem Unglück Trost und Hülfe brachten, — gewannen ihm den Beifall und die Neigung sämmtlicher Personen mit welchen der Prinz auf seiner Reise in nähere Berührung kam; und so gelang es ihm, sich in Böhmen den Ruf eines eben so liebenswürdigen, als intelligenten Prinzen zu erwerben*).

*) Von den vielen Beispielen dieser Art hier nur folgendes. Gelegentlich eines Besuches im Prager Militärspitale zog ein junger Soldat, den, wie es beim ersten Anblicke schien, mehr moralische. als physische Leiden quälten, die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf sich. Auf des Letzteren Nachfrage erklärte der Chefarzt des Spitals, der Mann sei irrsinnig und zur Abführung nach einer Irrenanstalt bereits bestimmt. Ungeachtet die Aussage des Chefarztes von dem anwesenden ärztlichen Personale bestätigt wurde, drängte eine innere Ahnung den Erzherzog sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Er ersuchte seinen Begleiter, welcher die Sprache des Mannes, eines Polen, sprach, diesen über seinen Zustand zu befragen, während er seine Spitalrunde fortsetzen werde. Wenige Augenblicke genügten um zu der festen Ueberzeugung zu gelangen, der Mann sei durchaus nicht irrsinnig. Von dem Begleiter des Erzherzogs in seiner Muttersprache angesprochen, war er darüber höchst erfreut, und diese Freude äußerte sich plötzlich in dem ganz veränderten Ausdrucke seiner Gesichtszüge, die bis dahin nur tiefe Leiden, nun aber plötzlich die Freude seines Herzens verkündeten. Über seinen Zustand befragt, äußerte er: „Ich weiß, die Herrn Aerzte halten mich für irrsinnig; ich bin es aber gewiß nicht. Ich habe Weib und Kinder zu Hause, die ich so innig liebe, daß ich ohne sie nicht leben kann und

Den Winter von $18^{11}/_{12}$ verlebte der Erzherzog theils in Wien, theils bei seinen Eltern in Ofen. Die Ausarbeitung der Denkschrift für Se. Majestät den Kaiser nahm einen Theil der Winterszeit in Anspruch, während die Vorbereitungen für die nächste Reise den Erzherzog gleichzeitig beschäftigten; allerdings fanden auch die Vergnügungen des Faschings und des gesellschaftlichen Verkehrs ihren Platz in dem Lebensprogramm des Erzherzogs für jenen Winter.

---

will, deßhalb fühle ich weder Hunger noch Durst, und habe auch keinen Schlaf; das Leben ist mir unerträglich. Die Doctoren wollen mich in ein Narrenhaus schicken, dann werde ich wirklich närrisch werden, — sie sollten mir gleich einen Sarg mitgeben." Offenbar litt der Mann am Heimweh und nicht am Irrsinne. Der Erzherzog hatte dieß von seinem Begleiter kaum erfahren, als er es dem anwesenden commandirenden General Fürsten Windischgrätz mittheilte und ihn bat, den Mann seiner Familie wiederzugeben. Fürst Windischgrätz befahl die augenblickliche Entlassung desselben nach Hause, und schon an einem der nächsten Tage eilte der nun ganz geheilte Patient, von dem Erzherzoge mit einem Reisegeld beschenkt, jubelnd seiner Heimat zu. So rettete diese augenblickliche Gefühlsregung einem Menschen das Leben, erhielt einer Familie ihren Gatten und Vater und dem Kaiser einen treuen dankbaren Unterthan.

Reisen in Italien.

Besuche des Erzherzogs an den verwandten Höfen in Parma, Modena, Florenz und Turin.

Für das Jahr 1842 waren die Bereisung der Lombardei und des Venezianischen, Tirols, Istriens und des Triestiner Küstenlandes und Besuche an den verwandten Höfen von Turin, Parma, Modena und Florenz projectirt.

Von den Hofstellen in Wien wurden an sämmtliche Civil- und Militär-Behörden der von dem Erzherzoge zu bereisenden Provinzen die nämlichen Aufträge, wie die den gleichen Behörden Böhmens ertheilten, erlassen.

Der Erzherzog erkannte, daß bei dem sehr erweiterten Reiseprojecte ihm auch ein sehr vergrößertes Feld für die mannigfaltigsten Forschungen und Studien auf dem Gebiete des Staats- und Volkslebens, insbesondere in Bezug auf die größtentheils durch die verschiedenartigen örtlichen und klimatischen Verhältnisse bedingte Lebensweise und den Charakter des Volkes, welcher unter deren Einflusse sich herangebildet, eröffnet sein werde. Gewiß ein Feld der interessantesten und wichtigsten Studien für den Staatsmann, dessen nächster Beruf es ist an die Spitze der Regierung eines Landes gestellt die Principien der Regierung zur Geltung und dieselben mit den Interessen der Bevölkerung in Einklang zu bringen. Die genaue Kenntniß nicht nur der Beschaffenheit des Landes in seinen mannigfaltigen Beziehungen, sondern auch des gesammten geistigen, sittlichen und materiellen Culturzustandes seiner Bewohner, ja selbst der von Alters her überkommenen Gewohnheiten und Vorurtheile ist aber zur glücklichen Erfüllung seiner eben so wichtigen als schwierigen, aber bei einer gelungenen Lösung allerdings auch segensreichen Mission unentbehrlich.

Das politische und financielle Verwaltungssystem, sowie das Gerichtswesen war in allen Provinzen des Kaiserstaates, mit Ausnahme Ungarns,

das nämliche. In den italienischen Provinzen war den Provinzial- und Centralcongregationen, so wie dem Gemeindeleben nicht der politische und administrative Einfluß zugestanden, der in der Absicht ihrer erhabenen Gründerin — der Kaiserin Maria Theresia — lag. In Tirol gab es auch Landstände, die aber von denen in den andern Provinzen sich fast nur dadurch unterschieden, daß der Bauern- und Bürgerstand eigene Vertreter in denselben hatten.

Der Erzherzog, dem diese Verhältnisse wohl bekannt waren, beabsichtigte demnach seine Aufmerksamkeit jenen bereits erwähnten Studien vorzugsweise zuzuwenden, und von dem Zustande des Geschäftsbetriebes bei den Central- und den untergeordneten öffentlichen Behörden zwar Kenntniß zu nehmen, ohne aber, wie er es in Böhmen gethan, in die Einzelheiten des Geschäftsbetriebs näher einzugehen. Dabei sollte allerdings den Personalien eine größere Aufmerksamkeit gewidmet werden, insbesondere in den italienischen Provinzen, wo ein sehr großer Theil der Beamten Italiener waren, und viele von diesen im Verdachte standen geheimen politischen Gesellschaften anzugehören.

Die Größe des Reiseprogramms veranlaßte den Erzherzog die Reise mit dem Beginne der besseren Jahreszeit anzutreten. Er verließ demnach Wien in den ersten Tagen des Aprils 1842, und begab sich ohne Aufenthalt über Salzburg und Innsbruck nach Mailand, wo er bereits am 7. April eintraf.

Eine Poststation von Brescia trabte dem Wagen des Erzherzogs eine Gendarmerieescorte voran. Letztere wurde zwar als Ehrenbegleitung vorgestellt, doch diese Täuschung verschwand bald, als man mehreren von Gendarmen geführten Militärpatrouillen begegnete; offenbar waren dieß Sicherheitspatrouillen, ein Zeichen, daß die Straßensicherheit in der Provinz Brescia gefährdet war. Daß ein solcher beklagenswerther Übelstand nach einem beinahe dreißigjährigen Frieden, in einem so cultivirten Lande wie die Lombardei vorkam, machte auf den Erzherzog einen sehr unangenehmen, ja peinlichen Eindruck, weil dadurch so manche günstigen Vorstellungen, die er sich von Italien und seinen Bewohnern gemacht, sehr abgeschwächt wurden.

Der Erzherzog hielt sich nur wenige Tage in Mailand auf, und beschränkte sich bloß auf den gesellschaftlichen Verkehr mit der Familie seines Onkels, des Erzherzoges Rainer — Vicekönigs des Lombardisch-Venezianischen Königreiches. Einige Tage vor der Abreise des Erzherzogs Stephan von

Mailand begab sich der Vicekönig mit seiner Familie nach Turin zur Vermählungsfeier seiner Tochter, der Erzherzogin Adelhaid, mit dem Kronprinzen Victor Emanuel von Savoyen.

Bei Gelegenheit eines Gottesdienstes in der Capelle des königlichen Palastes, dem der Erzherzog beiwohnte, war er von dem schlechten Kirchengesange des Volkes höchst unangenehm überrascht. Dieß sei kein Gesang, meinte er, wohl aber ein Quodlibet von Dissonanzen und Mißtönen, aus dem eine Melodie unmöglich herauszufinden. —

Der Erzherzog hatte sich entschlossen, die Ausführung des vorgesteckten Reiseprojectes mit den Besuchen bei den verwandten italienischen Höfen zu beginnen, und begab sich demnach von Mailand nach Parma. Auf der Reise dahin hielt er sich einige Stunden in Piacenza auf, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Außer einigen hübschen Gemälden in den Kirchen zog die Piazza dei Cavalli seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Platz bildet ein längliches, wohlgepflastertes Viereck; auf einer der Langseiten steht das alte Rathhaus in schönem, großartigem, diesem gegenüber der neue Regierungspalast in einem modernen, unansehnlichen Baustyle. Auf dem Dache des Letzteren war eine Trockenanstalt für Wäsche, worüber mehr als 200, auf einem in der Längenrichtung des Daches gespannten Seile hängende, weiße Schlafhauben keinen Zweifel ließen. Vor dem Rathhause stehen die Reiterstatuen der Herzoge Alexander Farnese und seines Sohnes Ranuccio, — beide von Mochi (1620). — „Auf diesem Platze" — äußerte der Erzherzog — „scheinen sich die alte und die neue Zeit ein Rendezvous gegeben zu haben; „jene in einem großartigen Baumonumente und in Standbildern, diese mit „Schlafmützen gekrönt und vielleicht auch gekennzeichnet — welch' ein Contrast! „Soll etwa in diesem Lande erstere an große Entschlafene, letztere an große „Schlafende wirklich mahnen?" Die Kunstschau in Piacenza war bald beendigt, und wurde alsdann die Reise nach Parma fortgesetzt.

Der Erzherzog befand sich erst wenige Tage in einem Lande, das er mit eben so günstigen Vorstellungen als Erwartungen betreten hatte, als er schon über den Charakter seiner Bewohner klagte. Er fand die Italiener nicht empfänglich für ein freundliches Entgegenkommen und einen geselligen Verkehr; er warf ihnen Kälte vor, wo er ihnen warmes Gefühl gezeigt, kurz er war durch seinen bisherigen Empfang und Verkehr in der Lombardei

verletzt, und empfand dieß um so tiefer, als ihm sein vorjähriger Aufenthalt in Böhmen noch in frischem Andenken war. Dort waren ihm die Herzen entgegengeflogen, und den mannichfachen Kundgebungen von freundlicher Gesinnung und Anhänglichkeit Seitens des Volkes gegenüber, die er dort in jenem Lande erfahren, mußte für den im Erzherzoge so lebhaft ausgeprägten Gefühlsmenschen der Contrast um so empfindlicher sein, den dazu die nüchterne und ernste Haltung des Lombarden bildete.

Nicht ohne praktischen Nutzen für das künftige Benehmen des Erzherzogs blieben folgende Bemerkungen, zu welchen bei dieser Gelegenheit einer seiner Begleiter sich veranlaßt fühlte.

Man setzt sich, meinte dieser, der Gefahr einer Täuschung aus, wenn man von den ersten Eindrücken beherrscht, sich zu einem Urtheil über den Charakter einzelner Personen bestimmen läßt, noch gewagter ist aber ein derartiges Urtheil über ein ganzes Volk. Dem Italiener, insbesondere dem Lombarden, gilt der Mensch, was er wirklich werth ist — gleichviel ob Prinz, Bürger oder Bauer. Dem Lombarden imponirt man durch Verstand, nicht durch Titel und Würden; man gewinnt ihn nie bloß durch das Herz; der Weg zu diesem geht durch den Kopf. Der Lombarde ist ein trockener Verstandesmensch, will achten und geachtet sein, bevor er liebt. Die deutsche Gemüthlichkeit und Innigkeit ist für ihn eine Gefühlshieroglyphe, für die er kein Verständniß hat. An Fremden schätzt er vor Allem die Liebe zur Kunst und ein lebhaftes Interesse an derselben, so wie die Berücksichtigung seines eigenen materiellen Vortheils.

Der Zeitraum vom 12. April bis 14. Mai war Besuchen an den Höfen von Parma, Modena und Toscana, und der Besichtigung der Merkwürdigkeiten dieser Städte und Länder gewidmet. An letztgenanntem Tage traf der Erzherzog in Turin ein.

Es würde die Grenzen der Aufgabe, die wir uns gestellt, überschreiten, wollten wir hier Alles im Einzelnen anführen, was im Gebiete der Wissenschaft und Kunst die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf sich gezogen. Wir werden demnach nur in kurzen Zügen hier angeben, was in Wissenschaft und Kunst, im Volksleben, in den Staatseinrichtungen und in Bezug auf örtliche Eigenthümlichkeiten sein Interesse in ganz besonderm Maße erregte, und, indem wir von dem rein Objectiven möglichst absehen, die subjective Auffassung

desselben vorzugsweise hervorheben. Von persönlichen Notizen geben wir nur so viel, als zum Verständniß des Sachlichen und gewisser Zustände nothwendig erscheint oder bei hervorragender Persönlichkeit nicht unbemerkt bleiben durfte.

Besuch in Parma.

In Parma fand die kunstsinnige Schaulust des Erzherzogs hohe Befriedigung an den Meisterwerken Correggios, den Fresken in den Kuppeln der Domkirche und der Kirche St. Giovanni und in der bekannten stanza di Correggio des Klosters St. Paolo. Der Erzherzog äußerte seine Bewunderung über die Mannigfaltigkeit und Kühnheit der Composition in Bezug auf Gruppirung, Stellung der Figuren und Ausdruck der Physiognomien, desgleichen über die Correctheit der Zeichnung und die Frische des Colorits, welche im Großen wie im Kleinen den erhabenen Geist und die kühne Meisterhand des großen Künstlers offenbaren, der in Zeichnung, Farbenton und Luftperspective alle seine Zeitgenossen übertraf. Der Erzherzog meinte noch: Correggio verstehe es, ohne anstößig zu werden, Res sacras miscere profanis, er sei hierin unnachahmlich; seine Engel seien lustige, schalkhafte Knaben, mitunter auch verliebte Jünglinge, ohne Zweifel mythologische Gestalten, die er einen Kreuzzug machen lasse, wobei ungeachtet des christlichen Pilgerkleides, das er über sie werfe, ihre Abkunft unverkennbar bleibe. Beim Anblicke der Fresken der Stanza di Correggio im vormaligen Frauenkloster St. Paolo, die der Künstler im Auftrage der damaligen Äbtissin gemalt, meinte der Erzherzog: die Frau Äbtissin scheine eine donna spregindicata (vorurtheilsfreie Frau) und hohe Verehrerin des Horazischen Spruches: „pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit æqua potestas“ gewesen zu sein. Die Fresken stellen Diana und noch viele andere mythologische Figuren vor. In der Composition herrscht sehr viel Freiheit. — An die Kunstschau in den Kirchen schloß sich der Besuch der herzoglichen Bildergallerie und Bibliothek an. Einige Originale von Correggio und drei Bilder von van Dyk, Guercino und Andrea del Sarto sind die vorzüglichsten Stücke der Sammlung.

Ein englischer Tourist, der eben auch die Gallerie besuchte, ließ sich von einem Galleriediener begleiten, und fragte diesen bei jedem Bilde, das etwa durch seine Größe oder seinen Farbenton, oder durch eine seine englischen Gefühlsnerven anregende Composition ihm auffiel, wieviel das Bild

gekostet? Der Führer blieb ihm nie die Antwort schuldig, und gab den Preis bis auf die Einheiten schnell an. Der gute Gentleman trug darauf bona fide denselben in sein bereit gehaltenes Notizbuch ein; doch that er dieß nur bei den Bildern von hohen Preisen, welche er wahrscheinlich für die besten hielt. Da der englische Kunstfreund sehr laut sprach, so wurde derselbe von dem Erzherzog bald bemerkt, und die originelle Weise seiner künstlerischen Revue blieb nicht ohne erheiternden Eindruck auf den Prinzen. Ob der Sohn Albions wohl den Werth der Menschen auch nach dem Gehalte ihres Geldsacks beurtheilte, so wie er jenen der Bilder nach der Höhe ihrer Kaufsumme schätzte?

In der Bibliothek bemerkte der Erzherzog nicht beifällig, daß die Bücher in den Schränken und Fächern nicht nach Materien, sondern nach ihrer Größe geordnet waren; ein doppelter Katalog sollte diesem das Auffinden der Bücher erschwerenden Übelstande abhelfen. Von den 4000 Handschriften der Bibliothek wurden als merkwürdigste und Unica (?) vorgelegt: Ein Koran, den man nach dem Abzuge der Türken von Wien im Jahre 1683 im Zelte des Großveziers Kara Mustapha gefunden, ein Virgil aus dem 12. und ein Terenz aus dem 13. Jahrhunderte, dann ein Dante und ein Petrarca. Das numismatische Kabinet im herzoglichen Schlosse, mit beiläufig 36,000 nach dem geographischen Systeme geordneten Münzen und Medaillen, enthält auch einige Alterthümer aus den Ausgrabungen von Velleja.

Mit Vergnügen benützte der Erzherzog die Gelegenheit um den berühmten Kupferstecher Ritter Toschi und den Bildhauer Bandini in ihren Ateliers zu besuchen. Ersterer, der unter dem rühmlichen Beinamen principe dei incisori (Fürst der Kupferstecher) in Italien bekannt ist, empfing den Erzherzog mit der Artigkeit eines Cavaliers und dem Tone eines bescheidenen Künstlers. Er zeigte sein damals neuestes, noch nicht vollendetes Werk „die Kreuzabnahme Christi“ von Correggio, ein Meisterwerk erster Größe, das sein bekanntes Bild „Heinrichs IV. Einzug in Paris“, für das er 30,000 Francs erhielt, in künstlerischer Beziehung noch in manchen Stücken übertrifft. Toschi beklagte sehr seinen Schwager, den Kupferstecher Isac durch den Tod verloren zu haben, was für ihn und für die Kunst ein um so empfindlicherer Verlust war, als beide Künstler in wahrer brüderlicher Eintracht einander in der Ausführung ihrer Schöpfungen unterstützten. Gewöhnlich legten Beide Hand an die Vollendung eines Werkes; der eine besaß in der Ausführung

der kräftigen, der andere in jener der zarten Partieen und weichen Töne eine meisterhafte Kunstfertigkeit. So einander gegenseitig ergänzend, verliehen sie ihren Werken das Gepräge künstlerischer Vollendung. Da sie die Nothwendigkeit gemeinschaftlichen Zusammenwirkens erkannten, hatten sich Beide gegenseitig verschwägert, um durch diese verwandtschaftliche Vereinigung auch die künstlerische sicher zu stellen, bis der Tod leider dieses doppelte Band seltener Einigung löste.

Bildhauer Bandini, ein noch junger Mann, war durch den Beifall erfreut, den der Erzherzog seinen beiden im Atelier aufgestellten Werken zollte. Es waren dieß eine Statue des heiligen Leopold und ein nackter Knabe, der sich einen Dorn aus der Fußsohle zieht, beide in carrarischem Marmor. Die Ausführung beider Werke zeigte, daß Bandini ein Mann von Talent und Geschmack sei, der die Weihe der höheren Kunst empfangen habe.

Ein Besuch in dem herzoglichen palazzo del giardino — einem traurigen Schlosse mit einem noch traurigeren Garten — befriedigte den Erzherzog, selbst abgesehen von den dort befindlichen Kunstwerken, dadurch sehr, daß er die Bekanntschaft des dortigen Palast-Custode (Palastbeschließers) machte, der ein ächter italienischer Vollblut-Cicerone war.

Ein italienischer Cicerone ist nämlich eine eigene Species Menschen, die, wie es scheint, nur in Italien gedeiht, und nur hier gefunden wird. Stets zungenfertig und redselig bis zur Ermüdung, bleibt der Cicerone seinem Opfer gewiß keine Antwort schuldig; wobei es ihn allerdings wenig kümmert, ob diese auf die Frage passe, richtig oder unrichtig, wahr oder unwahr sei. Bei der Erklärung italienischer Kunstwerke oder der Portraite berühmter italienischer Personen geräth er in einen patriotischen Enthusiasmus, der anerkennenswerth wäre, wenn er nicht so viel Marktschreierisches an sich hätte. Ein solcher Cicerone par excellence war auch der Herr custode di palazzo. Während er den Erzherzog durch die Zimmer des Palastes begleitete, hielt er ihm eine Vorlesung über Malerei und Poesie, dabei viele Stellen aus Horazens ars poetica mit einem unerträglichen italienischen Accente declamirend. Auf eine höchst burleske Weise erklärte er dem Erzherzog die Scenen aus dem Leben der römischen Götterwelt darstellenden Fresken des Correggio mit denen mehrere Zimmer ausgestattet waren. So bemerkte er auch mit schelmischem Lächeln, der letzte Herzog von Parma hätte die Fresken mit Kalk übertünchen lassen, weil die freie Composition sein Sittengefühl beleidigte habe; in späterer Zeit sei jedoch der Kalkschleier glücklich entfernt

worden. Die schönen Fresken traten denn auch ganz gut erhalten wieder zu Tage. In der Gallerie der Portraite der französischen Könige aus dem Hause Bourbon von Heinrich IV. bis zu Karl X. und der regierenden Häupter von Parma, meistens sehr guter Gemälde, bekam der Herr Custode bei den Portraits der regierenden Herzogin von Parma, des großen Farnese und Heinrichs IV. von Frankreich einen Anfall geistiger Inspiration, die in einem mit großem Pathos zu Tag geförderten Wortbombast ihren Ausdruck suchte, allein nicht so glücklich war, ihn auch zu finden. So z. B. rief er mit erhobener Stimme: Ecco 'l gran capitano, il gran conquistatore di Anversa u. s. w., il gran' Farnese! Beim Abschiede ließ er mit möglichst großem Anstande seine rechte Hand begehrlich spielen, und nachdem ihre bescheidene Sehnsucht mit einem Fünffrankenstück gestillt worden war, empfahl sich der merkwürdige Mann, der den Erzherzog sehr erheitert hatte, mit einem tiefen Bückling, der an die orientalische Sitte dem Großherrn gegenüber erinnerte.

Von den Erziehungs- und Unterrichtsanstalten des Staates besuchte der Erzherzog das Collegio convitto und die Scuola militare; ersteres steht unter der Leitung von Geistlichen des Barnabiten-Ordens, letztere unter der Direction eines Stabsofficiers. Im Collegio hatte der Herr Rector die unglückliche Idee, den Erzherzog mit einer von den Zöglingen sehr mittelmäßig ausgeführten musicalischen Production zu empfangen, und ließ auch einen Zögling die ganze ars poetica in dem Tone eines mönchischen Paternosters herleiern. Man sah dem Rector die hohe Befriedigung an, die ihm der Gedanke gewährte, seinem hohen Gaste durch diese zwei Pröbchen eine vortheilhafte Idee von der Anstalt beigebracht zu haben. In Wirklichkeit fand gerade das Gegentheil statt, denn der Erzherzog fand hier von gründlichem Wissen nichts, dagegen viel Gedächtnißdrescherei, wie dieß in den meisten solcher von Geistlichen geleiteten Anstalten der Fall ist. Er machte den Rector noch auf zwei Übelstände aufmerksam, auf den gänzlichen Mangel eines Turnunterrichts und auf das Fehlen großer Schlafsäle, in welchen die so nöthige Ueberwachung der Jugend zur Nachtzeit thunlich sei, während eine solche bei der bestehenden Einrichtung, nach welcher jeder einzelne Zögling in einer abgesonderten Schlafzelle schläft, ganz unausführbar ist.

Die Scuola militare machte auf den Erzherzog trotz eines von Sapienz strotzenden Studienprogramms einen eben so ungünstigen Eindruck wie das

Collegio. Auf sein Begehren in den militärischen Gegenständen und der Mathematik eine kleine Prüfung vorzunehmen, hieß es: die in den militärischen Gegenständen unterrichteten Zöglinge seien bereits ausgetreten, und für die Mathematik habe die Anstalt bereits seit einem Jahre keinen Lehrer. Dieß und ein Blick in die vorgelegten Lehrbücher und Schriften ließ keinen Zweifel über den Geist, oder vielmehr den Mangel an Geist in dieser Erziehungsanstalt. Die Lehrbücher waren in Fragen und Antworten verfaßt, was, wie der Erzherzog richtig bemerkte, eine Lehrmethode ist, die unfehlbar dazu dient, den geistigen Verdummungsproceß der Jugend zu fördern.

Das Convitto und die Scuola militare waren dem Range nach die ersten Erziehungsanstalten im Herzogthume, ihr Zustand konnte demnach keine günstige Vorstellung von dem öffentlichen Erziehungswesen im Herzogthume geben. Gewiß erkannte der Erzherzog ganz richtig darin den Einfluß einer unwissenden Geistlichkeit und eines mehr geschäftigen als erfolgreichen Waltens einer schwachen Regierung, deren Bestehen von den Lebenstagen einer kränklichen Fürstin abhing. Das Regierungsprogramm der letzteren mochte wohl Alles enthalten haben, was das Volk glücklich machen konnte; es fehlte aber leider die Erfüllung des Programms.

Wenn jene beiden Staatsanstalten den Erzherzog so wenig befriedigten, so erwarben dagegen die Einrichtungen in dem Asilo d'Infanzia (Kleinkinderbewahranstalt) seinen ungetheilten Beifall. Unterricht und sonstige Beschäftigung der Kinder sind ihrem Alter angemessen und ganz geeignet die Jugend an Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gehorsam zu gewöhnen, ohne sie zu ermüden. Die Kinder bleiben den ganzen Tag in der Anstalt, und werden auch daselbst gespeist. Dieselbe ist dem Asilo d'Infanzia in Cremona, dem ältesten Institute dieser Art in Italien, nachgebildet. Der Erzherzog war mit Allem, was er hier gesehen, so befriedigt, daß er dieser Anstalt ein Geschenk von 100 Gulden machte. Er schloß den Cyclus seiner Besuche in Parma mit der Besichtigung zweier Humanitätsanstalten, des großen Spitals und des Siechenhauses, welche er beide ihren Zwecken entsprechend fand.

Als der Erzherzog eines Tages in einer frühen Morgenstunde durch die Straßen der Stadt ging, fiel ihm die Legion junger Geistlichen auf, die eiligen Schrittes von einer Kirchthüre zur andern wanderten. Sein Begleiter gab ihm darüber folgende Aufklärung. Obschon es in Parma bei einer Bevölkerung von 30,000 Seelen über 30 Pfarreien gibt, so übersteigt doch die

Anzahl der Geistlichen bei weitem die Bedürfnisse des Curatdienstes; und da die meisten Geistlichen ohne eigene Mittel, so sind sie in Bezug auf ihr Einkommen bloß auf das Messelesen und die stets bezahlte geistliche Assistenz bei Heirathen, Taufen und Begräbnissen angewiesen. Die Geistlichen nun, welche in früher Morgenstunde die Straßen der Stadt durcheilen, sind solche clericale Messenjäger, die von einer Kirchenthüre zur andern laufen, um aus dem an der Thüre aufgehängten Messenverzeichnisse zu entnehmen, wo Messen zu lesen sind, und welche am besten bezahlt werden. Um den Zweck zu erreichen, daß sie diese Messen zu lesen bekommen, müssen sie trachten, die Ersten in solchem Wettlaufe zu sein. So unziemlich übrigens eine derartige Sitte auch erscheint, so findet sie doch ihre Entschuldigung in dem Umstande, daß eine zahlreiche Jugend von ihren Eltern, theils wegen geistlicher Familienstiftungen (die aber größtentheils zu einem anständigen Lebensunterhalte viel zu gering sind), theils um ein Gelübde zu erfüllen, oder die Eitelkeit der Eltern einen hochwürdigen Herrn in der Familie zu haben zu befriedigen, dem geistlichen Stande gewidmet wird, und die Sorge für ein standesmäßiges Auskommen dem glücklichen Zufalle und der Nächstenliebe der Gläubigen überlassen bleibt. Da nun Zufall und Nächstenliebe oft ein Capital ohne Interessen, so bleibt, wie bereits gesagt, der geweihten Legion Seiner Heiligkeit nichts Anderes übrig, als sich durch den Verdienst von Meßgeldern und von Assistenz-Honoraren bei kirchlichen Feierlichkeiten und Functionen eine halbwegs erträgliche Existenz zu verschaffen. Es ist wohl begreiflich, daß durch das Bestehen solch beklagenswerther Verhältnisse das Ansehen der Geistlichkeit dem Volke gegenüber sehr leidet, und zugleich die intellectuelle und moralische Bildung der Geistlichen sehr wesentlich dadurch beeinträchtigt werden muß; kurz gesagt: die Qualität leidet durch die übergroße Quantität.

Der Aufmerksamkeit des Erzherzogs entging es nicht, daß die Frauen in Parma, wenn sie auf der Gasse erschienen, eine Kapuze von leichtem Seiden- oder sonstigem Stoffe über den Kopf ziehen, und dadurch ihr Gesicht beinahe ganz verhüllen. Da es ein öffentliches Geheimniß war, so beging man keine Indiscretion gegen die verschleierten Parmesanerinnen, wenn man dem Erzherzog sagte, Parma habe, und zwar nicht ohne Grund, in Italien den Ruf, daß das weibliche Geschlecht zwar dort wie überall das schwache sei, nicht aber wie anderwärts auch zugleich das schöne, während die Männer meistens schöne kräftige Gestalten sind.. Dieser unartigen Laune der Schöpfung, deren Er-

kenntniß sich die Frauen nicht verschließen können, schreibt man jene Gewohnheit des Verhüllens beim Ausgehen zu. Das verwandtschaftliche Verhältniß des Erzherzogs zur regierenden Herzogin, die seine Cousine war, mochte ihm ein Interesse für den Hof in Parma eingeflößt haben, das er sonst schwerlich gehabt hätte. Er beklagte es, daß die Herzogin, trotz den vielen Wohlthaten, die sie den Stadtbewohnern Parmas und dem Volke erweist, und ungeachtet ihres aufrichtigen Bestrebens sie glücklich zu machen, bei beiden gar nicht beliebt sei, wovon wohl ganz eigenthümliche, abnorme Verhältnisse die Schuld tragen mögen. Die Politik hatte im Jahre 1814 durch die Trennung der hohen Frau von ihrem Gatten ein großes Unrecht an ihr begangen. Auf Helena wäre sie eine sehr geachtete Fürstin ohne Land geblieben, während es ihr als Herzogin von Parma nicht gelang die Neigung ihrer Unterthanen zu gewinnen. Ihre Kränklichkeit nöthigte die Herzogin die Regierung Männern ihres Vertrauens und zwar ihrem Finanzminister und ihrem Cabinetsſecretär, einem österreichischen Husarenobersten, ganz zu überlassen; dies wußte man im Volke, daher seine Mißstimmung gegen die Herzogin. Die im Volke noch lebenden Erinnerungen an die durch unmäßigen Steuerdruck und die rasch vermehrte Staatsschuld heraufbeschworene gewaltsame Volksbewegung im Jahre 1830, welcher der damalige Staatssecretär, der als ihr Opfer fallen sollte, durch eilige Flucht entging, mochten nicht wenig zu jener Mißstimmung gegen die Herzogin beigetragen haben. Auch befand sich eine beim Volke wegen ihres Jesuitismus verhaßte Persönlichkeit als Ehrencavalier der Herzogin bei Hofe.

Wie beinahe in allen Residenzstädten, so erging sich auch in Parma der Volkswitz zur Befriedigung der üblen Laune gegen die obersten Regierungsspitzen in Bonmots über dieselben. Im verhängnißvollen Jahre 1830 waren Herr von Cornachia Regierungspräsident und Bondani Finanzminister in Parma — beide dem Volke sehr mißliebig. Dieses meinte, es könne in einem Staate nicht gut gehen in dem ein Buon-da-niente (Taugenichts) Finanzminister und ein Corna-chi-ha (Behörnter) Regierungspräsident sei. Nach einem dreitägigen Aufenthalte in Parma verabschiedete sich der Erzherzog von der Herzogin mit einem großen Kreuz, doch ohne Leid; die Herzogin hatte ihm nämlich das Großkreuz des parmesanischen Ordens als Andenken an seinen Besuch verliehen.

Besuch in Modena.

Die Reise nach Modena, dem nächsten Ziele der Reise, führte durch Reggio, die Vaterstadt Ariostos. Die wenigen Stunden seines Aufenthaltes daselbst benützte der Erzherzog zum Besuche einiger Kirchen, einer Realschule und des Irrenhauses. Die Kirchen boten keine besonders merkwürdigen Kunstgegenstände. Die Kirche St. Chiara soll von Michel Angelo im Style der Peterskirche in Rom und als Modell für letztere erbaut worden sein. In der Realschule — einer nicht gelungenen Mischung von Wissenschaft und Kunst — erfuhr der Erzherzog das, wonach er fragte, nicht, sondern nur das, wonach er gar nicht gefragt hatte. An dieser sonderbaren Erfahrung war bloß die grenzenlose Verlegenheit eines Herrn schuld, der den Cicerone machte. So war es höchst komisch, daß er den Erzherzog zweimal um Vergebung bat, weil er sich ihm als Professor von Lehrgegenständen aufgeführt, die er gar nicht lehre; erst beim dritten Versuche gelang es ihm den Gegenstand seiner Vorlesungen richtig zu bezeichnen. Wie gesagt, erfuhr der Erzherzog über die Einrichtungen der Anstalt, nach welchen er sich erkundigte, nichts Ausführliches; dagegen genau, daß die Professoren sehr schlecht bezahlt seien, der höchste Jahresgehalt nur 1200 Francs — 480 Gulden österreichische Währung — betrage und Beförderungsaussichten nicht vorhanden seien.

Die Irrenanstalt soll zu den besten Anstalten dieser Art in Italien gehören. Den Erzherzog überraschte bei seinem Eintritte die große Ruhe, die daselbst herrschte, und gewiß nicht ahnen ließ, das Haus beherberge über 200 Geisteskranke. Die Resultate dieser Heilanstalt sollen glänzend sein und die Kosten sehr mäßig: von 100 Irren sollen im Durchschnitte 50 geheilt, und von 900 Geheilten nur 39 rückfällig werden!? Mit Recht bemerkte der Erzherzog, man könne in Italien lernen, wie man in derlei und ähnlichen Anstalten große und wichtige Erfolge mit geringen Kosten erziele.

Der freundliche Empfang, der dem Erzherzoge in Modena vom Herzoge und sämmtlichen Mitgliedern der herzoglichen Familie zu Theil wurde, erfreute ihn um so inniger, als er heimathlichen Erinnerungen aus dem Elternhause hier begegnete. Kaum hatte der Erzherzog seine Reisetoilette mit einem städtischen Morgenanzuge vertauscht, so wurde mit der Besichtigung der Merkwürdigkeiten Modenas begonnen. Der regierende Herzog war so liebenswürdig gegen seinen hohen Gast, daß er ihn dabei häufig selbst begleitete. An Schöpfungen aus dem Gebiete der bildenden Künste — der Malerei und Plastik — bot Modena

im Verhältniß zu andern italienischen Städten von gleicher Bedeutung wenig Ausgezeichnetes. Einige vorzügliche Bilder im herzoglichen Palaste und unter diesen eine sehr gelungene Copie der berühmten Nacht von Correggio verdienen besondere Erwähnung.

Die Einrichtungen der öffentlichen Bildungs- und Humanitätsanstalten, sowie die Organisation der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung überzeugten den Erzherzog, daß hier alles den Stempel eines auf Erreichung der beabsichtigten Zwecke wohl berechneten, festen Regierungssystemes trug, welches durch den eben so geist- als willenskräftigen Herzog und seine von ihm inspirirten und unterstützten Verwaltungsorgane im praktischen Staatsleben mit starrer Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Als Illustration zu dem Gesagten und als Beweis dafür, daß die Auffassung des Erzherzogs wohl begründet sein mochte, geben wir folgende thatsächliche Mittheilungen über das damalige Studien- und Erziehungssystem in Modena. Für den Unterricht, sowie die Erziehung der Jugend war, von der Elementarschule an bis zu den philosophischen Vorbereitungsstudien, diese mit einbegriffen, durch zahlreiche Lehr- und Erziehungsanstalten gesorgt und die Theilnahme an denselben freigegeben. Es gab acht öffentliche Lehranstalten, in welchen ein für die Facultätsstudien vorbereitender Unterricht in der Mathematik, der Philosophie und den Naturwissenschaften stattfand. Anders verhielt es sich mit den Facultätsstudien; denn die Theilnahme an denselben war nicht freigegeben, sie hing vielmehr von der Erlaubniß der höchsten Regierungbehörde, mitunter auch des Herzogs, ab, und war auf eine bestimmte Maximalzahl von Individuen beschränkt. Beim Eintritt in die Facultätsstudien, welcher nach Beendigung der philosophischen Lehrcurse gewöhnlich zwischen dem 18. und 20. Lebensjahre, also in der wichtigsten Bildungsperiode, stattfand, nahm die Regierung die weitere Ausbildung der studirenden Jugend vollständig in ihre Hand. Aus dieser Ursache waren die Facultätsstudien nicht auf der Universität, sondern jede Facultät hatte ihr eigenes Convitto (Convict), wo die Zöglinge nicht nur unterrichtet wurden, sondern auch ihre Erziehung unter der unmittelbaren Leitung der Regierung erhielten. Für die theologischen Studien befanden sich im Herzogthume zehn Seminarien, für die Rechtswissenschaften ein Convitto legale in Modena und ein zweites in Reggio, für die naturhistorischen und mathematischen ein Convitto fisico-matematico ebenfalls in Modena. Für die Geschichte gab es keinen öffentlichen Lehrstuhl und dieser Gegenstand erschien in keinem Lehrprogramm der

drei weltlichen Facultäten. Das Doctorat in den Facultäts-Wissenschaften konnte nur in einer der angeführten Anstalten erworben werden. Die Zahl der Kostzöglinge in diesen Anstalten betrug zwischen 40 und 50, die der Externen war sehr gering. Außerdem bestand noch eine Accademia dei nobili für 12 Zöglinge von Adel, in welcher die Rechts- und die höhern mathematischen und physikalischen Wissenschaften gelehrt wurden. Die Zöglinge waren größtentheils Staatsstipendiaten und wurden unter der unmittelbaren Überwachung der Regierung selbst in das öffentliche Leben eingeführt. Die meisten höheren und niederen Convicte waren in den Händen der Geistlichkeit — größtentheils der Jesuiten.

Bei dieser Organisation des Studien- und Erziehungswesens war unverkennbar die Haupttendenz der Regierung, die jungen Leute ganz im Geiste ihrer Principien zu erziehen und auszubilden; und diese Absicht war mit viel Geschicklichkeit und Beharrlichkeit vermittelst wohlberechneter Institutionen durchgeführt.

Die Universität, ein hübsches Gebäude, enthielt bloß die naturhistorische, physikalische und chemische Abtheilung mit ihren Cabinetten.

Eine vorzügliche militärische Bildungsanstalt war das Convitto matematico. Der Lehrcurs in demselben war fünfjährig, und es zählte damals 40 Zöglinge (Cadetten). Aus dieser Anstalt waren sehr geschickte und praktische Männer, insbesondere in technischen Fächern, hervorgegangen.

Sehr bemerkenswerth war die Organisation der Pionierabtheilung. Dieselbe bestand aus lauter Freiwilligen mit fünfjähriger Dienstzeit, und war eigentlich eine Handwerkerschule, da hier alle Handwerke gelehrt wurden; sie entsprach so gut dem Geschmacke des Volkes, daß der Zudrang zu den Pionieren sehr groß war. Die Zahl der zur Aufnahme Vorgemerkten betrug damals 400, obschon die Abtheilung nur aus 130 bis 150 Köpfen bestand.

Die bewaffnete Macht bestand aus einigen Bataillons regulärem Militär, die sehr gut adjustirt, exercirt, disciplinirt und bezahlt waren, und aus 46 Compagnien Milizen, die 8 Bataillone formirten. Die Organisation und Bestimmung der Letzteren interessirte insbesondere den Erzherzog. Diese Milizen waren eine Art Landwehr, in welche jedoch nur der Regierung ergebene Landleute eintreten durften. Ihre Stärke betrug gegen 4000 Mann; und zwar bildeten die Gebirgsbewohner Jägerabtheilungen, während die Bewohner des Flachlandes gewissermaßen die Linientruppen vorstellten. Ihre Officiere

stammten meistens aus der Classe der wohlhabenden Leute, reicher Pächter oder Beamten. Die Ergänzung geschah durch Freiwillige, die sich stets im Überflusse meldeten, weil der Eintritt in die Miliz bedeutende Vortheile gewährte, von welchen die Befreiung von der Kopfsteuer einer der wesentlichsten war. Die Städtebewohner waren von der Aufnahme in die Miliz gänzlich ausgeschlossen, da diese hauptsächlich dazu bestimmt war, neben der Ausübung der Sicherheitspolizei auf dem Lande, die zu Unruhen geneigten Städter in Zaum zu halten, und nöthigen Falls den turbulenten Geist derselben durch ein kräftiges, der Regierung ergebenes thatsächliches Einschreiten zu bändigen. Die Miliz war somit so zu sagen der Löschapparat für einen etwaigen Brand der leicht entzündbaren revolutionären Stoffe in den Städten; und der Herzog begünstigte daher, wie leicht begreiflich, die Miliz, da er auf ihre Treue und Anhänglichkeit sicher zählen konnte. Die Milizen erhielten im Dienste die Löhnung der regulären Truppen. Ihre ganz zweckmäßige Bekleidung bestand aus einem Filzhute, weißem Rocke mit blauen Aufschlägen, blauen Pantalons, schwarzen Gamaschen und Schuhen; die Bewaffnung war dieselbe, wie die der regulären Truppen. In der Caserne der Milizen befanden sich in jedem Mannschaftszimmer ein oder zwei Kirchenaltäre, ein gewiß sehr bemerkenswerthes Zeichen der Frömmigkeit, dem man selbst in den Casernen der päpstlichen Truppen nicht begegnete.

Die sehr zahlreiche Geistlichkeit übt einen sehr großen, ja selbst einen entscheidenden Einfluß nicht nur auf das Privatleben in den höhern wie in den niederen Volksklassen, sondern auch auf das öffentliche Leben aus, da die Erziehung und Bildung der Jugend größtentheils in ihren Händen ist. Dem Erzherzoge fiel es auf, daß trotz der großen Frömmigkeit des Herzogs und der ganzen herzoglichen Familie doch kein Geistlicher bei Hofe sichtbar war; man soll sie deßhalb von demselben ausgeschlossen haben, damit nicht etwa ihre geringe Bekanntschaft mit den feineren gesellschaftlichen Umgangsformen sie bittern Kritiken Seitens der Hofdiener aussetze. — Wenn dieß der wahre Grund, so ist die Maßregel allerdings ein Beweis zarter Rücksichten, die man, dem geistlichen Stande gegenüber mit Recht nicht unbeachtet lassen wollte.

Es ist leicht begreiflich, daß bei der energischen Durchführung des für den beabsichtigten Zweck wohl berechneten Regierungssystems die politische, die Justiz- und Finanzverwaltung vorzüglich geordnet, und die Beamten thätige, ja selbst eifrige, und eben so treue als gehorsame Träger und Stützen dieses Systems waren.

Der allzustarre Centralisationsgeist mochte zwar durch Mißgriffe hie und da Mißstimmung erzeugen; wie dieß z. B. damals der Fall war, weil die Regierung angeordnet hatte, daß das Präsentationsrecht der Gemeinden für die Stelle des Podesta und ihr Wahlrecht für die Municipalstellen aufgehoben wurden und diese Stellen nun von der Regierung besetzt werden sollten. Trotzdem und ungeachtet vielleicht noch mancher anderen beengenden Einflüsse der Regierung, war doch die Volksstimmung im Allgemeinen eine dem Herzoge und seinem Hause ganz ergebene und anhängliche. — Als Zeichen einer merkwürdigen, tief eingewurzelten Mißstimmung zwischen den zwei ersten Städten des Herzogthums — Reggio und Modena — wurde dem Erzherzog von einem sehr hohen Herrn mitgetheilt, daß kein Bewohner Modenas in Reggio und kein Bewohner Reggios in Modena selbst unter sonst zwingenden Umständen eine Nacht zubringen würde. Der hohe Herr erklärte dieses Curiosum durch die verschiedene Abstammung der beiden Städtebevölkerungen; die Modeneser seien Nachkommen des Sem, also Semiten, die Reggianer aber Nachkommen des Japhet, folglich Japhetiten — zwei gegen einander stets feindlich gesinnt gewesene Geschlechter. — Wäre die Sache von dem betreffenden Herrn, der in der Genealogie der Völker bisher noch unbekannte Quellen entdeckt haben mochte, nicht mit einem Ernste behauptet worden, der an seiner Überzeugungstreue nicht zweifeln ließ, so hätte man diese genealogische Erklärung für Scherz halten können. Der Erzherzog meinte, und gewiß mit Recht, dieses Curiosum in der gegenseitigen Haltung der Bevölkerungen jener Städte sei wohl eine Erbschaft, die an die häufigen gegenseitigen Befehdungen größerer Nachbarstädte im Mittelalter erinnere; die angegebene Abstammung aber dürfte sich wohl historisch gar nicht nachweisen lassen. Bei diesem Anlasse sei hier eines zweiten, noch bei weitem interessanteren Curiosums gedacht. In dem Hofalmanach von Modena jenes Jahres 1842 waren angeführt: Dom Miguel als König von Portugal, Don Carlos als König von Spanien, Karl von Braunschweig als regierender Herzog und der Herzog von Bordeaux als Heinrich der V. von Frankreich. Vom König Philipp Orleans hieß es: „Hat als Lieutenant des Königs die Regierung übernommen, und bestieg den Thron als König der Franzosen." Dieses Curiosum findet seine Erklärung in dem treuen und unbeugsamen Festhalten des regierenden Herzogs an den Principien der Legitimität, das keine dieselben verläugnende Transaction mit den sogenannten Faits accomplis kannte. Jenen Grundsätzen im Vereine

mit dem Absolutismus verdankten die europäischen Großstaaten ihr Wachsthum, ihre jetzige Größe und Macht; man hätte demnach Unrecht, wollte man den Herzog, der den damals in ihren Erfolgen noch zweifelhaften Fortschritten der Neuzeit mißtraute, wegen seines energischen Festhaltens an jenen beiden historischen Elementen souverainer und staatlicher Größe und Macht tadeln; und zwar um so mehr Unrecht, als der Herzog seine Regierungsgrundsätze mit Geist, Scharfsinn und Beharrlichkeit in den Staatseinrichtungen in einer Weise durchführte, die von manchen seiner fürstlichen Gesinnungsgenossen wohl angestrebt wurden, aber ohne daß sie einen gleich glücklichen Erfolg erzielt hätten. Was von der damals oft gehörten Behauptung, der Herzog sei weder beim Volke noch bei den Truppen beliebt, zu halten war, hat die ehrenvolle Haltung der modenesischen Truppen im Jahre 1859 klar gemacht. Lebte auch damals der Herzog nicht mehr, so waren doch in den staatlichen Einrichtungen keine Veränderungen eingetreten, da jenen Regierungsprincipien auch der Nachfolger des Herzogs treu blieb. Der ehrenhafte Geist, welchen jene musterhafte Haltung der modenesischen Truppe bezeugte, war demnach eine fortgesetzte Erbschaft aus frühern Zeiten. Wenn man bedenkt, daß eine Truppe Elemente aus allen Volksschichten enthält, und beinahe alle Stände in derselben vertreten sind, so beweist es gewiß eine seltene Gesinnungstüchtigkeit, wenn sie, ungeachtet aller lockenden Versuchungen, lieber Jahre lang ihrer Heimath, ihren theuersten Familieninteressen, verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen in ihrem Vaterlande selbst mit Gefährdung ihrer staatsbürgerlichen Stellung und ihrer financiellen Verhältnisse entsagt, als daß sie die Treue und Anhänglichkeit für ihren Kriegsherrn verläugnen sollte. Die Geschichte wird gewiß ihre ehrende Anerkennung diesem Beispiele von seltenem Edelmuthe nicht versagen, der eben so sehr die Träger desselben, als den Fürsten ehrt, dem es gelungen, solch edlen, opferwilligen Muth in die Herzen seiner Krieger zu pflanzen.

Die Ankunft des Erbprinzen mit seiner jungen Frau, einer bayrischen Prinzessin, mit welcher sich der Prinz wenige Tage zuvor in München vermählt hatte, fand noch während der Anwesenheit des Erzherzogs statt, und gab zu mehreren Festlichkeiten Anlaß, unter welchen die von den Gemeinden der Provinz Modena veranstalteten festlichen Aufzüge die interessantesten waren. Diese bestanden aus zehn sechsspännigen Wagen, auf welchen den eigenthümlichen Verhältnissen der betreffenden Communen und dem obwaltenden festlichen

Anlasse entsprechende allegorische Gegenstände sich befanden. Diese waren theils plastisch, theils gemalt dargestellt. Auf jedem dieser Wagen befand sich ein Brautpaar aus der betreffenden Gemeinde nebst Geschenken der vorzüglichsten Erzeugnisse derselben für das junge herzogliche Ehepaar, welche von dem Brautpaar diesem überreicht wurden. Zu diesem Ende hielt jeder Wagen vor der Tribüne der höchsten Herrschaften.

Außer einem Brautpaare in National-Hochzeitskleidern befanden sich noch auf jedem Wagen mehrere Personen beiderlei Geschlechtes, verheirathete und ledige, und auch Kinder in den in ihren Gemeinden üblichen Sonntagsanzügen. Jeder Wagen wurde von sechs palfrenieri (Stallmeistern) geführt, die am äußern Arm das Wappenschild ihrer Commune trugen; die Pferde waren mit großen Schabracken überdeckt, auf deren hinteren Enden sich ebenfalls das gestickte Gemeindewappen befand.

Um nicht zu weitläufig zu werden, seien hier nur die Darstellungen der Commune Modena (Stadt) näher bezeichnet. Zwei Wagen derselben eröffneten den Zug. Zuerst kam der Wagen „Scienze e lettere". Diese waren vorgestellt durch einen Berg mit dem auf zwei Seiten desselben eingehauenen Wappen der Stadt Modena, und auf dem Gipfel des Berges befand sich ein geflügeltes Pferd im Sprunge nach aufwärts begriffen, als Symbol des Forschungsgeistes. Auf dem rechten Abhange des Berges erblickte man die allegorischen Gestalten der Poesie und Philosophie, und zu beiden Seiten von ihnen Wäldchen von Lorbeerbäumen, Kränze und Genien. Die letzteren waren im Begriffe die auf Blättchen geschriebenen Namen der berühmtesten Dichter und Philosophen Modenas auf die immer grünenden Bäume des Ruhmes aufzuhängen. Weiter unten sah man die Gestalten der Heilkunde und der Geschichte in sitzender Stellung, und im Innern zweier Bergspalten jene der Naturgeschichte und Archäologie mit ihren Attributen in aufrechter Stellung. Am Fuße des Berges standen vier kleine Obelisken an den vier Ecken des Wagens mit den Fahnen der Stadt auf ihren Spitzen. Die vier Seitentheile der Basis, auf welcher das Ganze ruhte, waren mit bildlichen Darstellungen aus der Secchia rapita von Tassoni geziert. Dieser Wagen führte als Festgeschenk alle in Modena zur Feier des Vermählungsfestes erschienenen Gedichte und sonstigen literarischen Erzeugnisse. Auf einem zweiten Wagen folgten die schönen Künste; in einem runden, auf acht Säulen ruhenden offenen Tempel befand sich der Genius der Kunst von den

Gestalten der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Musik umgeben. Die übrigen, in ihren Darstellungen sehr einfachen, Festwagen folgten. Von den Geschenken war im Allgemeinen zu sagen: „dat pira, dat poma, qui non habet alia dona“.

Sämmtliche Personen der Gemeinden, die an diesem Festzuge sich betheiligt hatten, wurden von dem regierenden Herzoge festlich bewirthet und die Brautpaare erhielten von dem jungen herzoglichen Ehepaare passende Geschenke.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Modena setzte der Erzherzog seine Reise über Bologna nach Florenz fort.

In Bologna besuchte der Erzherzog die Kathedrale und die Kirche St. Petronia, die Pinacoteca, die zwar nicht viele, aber sehr schöne Gemälde besitzt, und der nur ein geräumigeres Local zu wünschen wäre, die Galleria Zampieri und den Palazzo Bacciochi.

Ein besonderes Interesse widmete der Erzherzog der Universität, dem Atelier des Bildhauers Baruzzi und dem Campo Santo (Friedhofe) von Bologna. Den Eindruck, welchen die Universität auf den Erzherzog machte, bezeichnete seine Äußerung: „On ne peut pas être et avoir, etc.“ — eine, wie uns dünkt, ganz richtige Charakteristik dieser Anstalt. Man sieht in ihr, die durch eine große Vergangenheit so merkwürdig ist, neben Zeichen, die an letztere mahnen, unzweideutige Spuren eines tiefen Verfalles, kurz eine 726-jährige, aber noch immer Ehrfurcht gebietende Ruine. — Sie enthält herrliche großartige Räume, auf deren Wänden die Familienwappen der ausgezeichnetsten Zöglinge dieser Universität gemalt sind, so daß sie gewissermaßen ein heraldisches Lexicon aus der Blüthezeit der Universität darstellen. Die Municipalität verwendet bedeutende Geldbeträge zur Erhaltung dieser ruhmvollen Erbschaft.

Der Besuch bei dem Bildhauer Cavaliere Baruzzi hatte den Erzherzog sehr befriedigt; er lernte in ihm einen Künstler ersten Ranges kennen. Die Meisterschaft Baruzzis scheint jedoch vorzugsweise in der Nachbildung weiblicher Formen sich zu gefallen; von männlichen Statuen war keine in seinem Atelier zu sehen.

Auf den Besucher eines italienischen Campo Santo, der nie ein solches gesehen, oder doch keines in so großartigem Style, wie jenes von Bologna, macht der Anblick desselben einen überraschenden und den Geist über alles Irdische erhebenden Eindruck. Man sieht sich in einem den Übergang

aus dem Dieß- in das Jenseits vermittelnden wahren Gottesgarten, in welchem die Mysterien des Grabes die Seele mit heiligem Schauer erfüllen. Vor den Pforten zur Ewigkeit stehend, schweift der sinnende Geist von zuversichtlicher Hoffnung und festem Glauben getragen in das Jenseits hinüber und wähnt die Geheimnisse der Ewigkeit, welche ihm die Hand des Künstlers hier in manigfaltigen Gebilden der Kunst vorführt, in Wirklichkeit zu schauen. Dieß schien der Eindruck zu sein, den der Anblick des Campo Santo auf den jungen Erzherzog gemacht hatte. So aufmerksam er auch die hier befindlichen Kunstgegenstände betrachtete, so nahm man doch wahr, daß sich seine Seele noch zugleich mit andern Dingen beschäftigte, die ihn momentan von seiner Kunstschau abzogen. Sein Geist war nicht so gesammelt, wie dieß bei der Kunstschau in Gallerien z. B. sonst immer der Fall war; sinnend stand er zuweilen vor einem Kunstwerke, und schien auf die Worte seines Cicerone nicht zu hören.

Das Campo Santo von Bologna, eines der größten und reichsten in Italien, bestand damals (1842) bereits seit 40 Jahren, und war noch im Bau begriffen. Die Sitte der stattlichen Campi Santi in Italien ist im Allgemeinen ein rührender Beweis von Pietät für die Verstorbenen, obschon auch persönliche Eitelkeit das Motiv mancher ausgezeichneten Schöpfungen der Kunst sein mochte, die das Campo zieren, und von lebendigem Sinne für religiöse Kunst zeugen. Diese Friedhöfe sind eine wahre Architectur-, Ornamenten- und Bildhauerschule und zugleich ein steter ernst mahnender Hinweis auf die bedeutenden Menschen, welche in naher und ferner Vergangenheit ihre Kraft der Größe und dem Ruhme ihrer Vaterstadt gewidmet haben. So fand der Erzherzog auch auf diesem Campo Santo die Büsten einer Anzahl berühmter Bologneser in einer Art von Ruhmeshalle aufgestellt.

Die Fläche des Friedhofes ist in vier Parterres abgetheilt, die ringsum von Säulen eingefaßt sind, in welchen sich Grabmäler befinden. Ein Parterre ist zur Beerdigung der männlichen, ein zweites für die der weiblichen Todten bestimmt; in den zwei anderen Parterres werden Kinder bestattet.

Von dem mit seinem Schweizerregimente in Bologna liegenden Obersten Sartori erhielt der Erzherzog ziemlich erschöpfende Mittheilungen über die Stärke und Organisation der päpstlichen Truppen, welchen wir bloß folgende allgemeine Notizen entnehmen. Die päpstlichen Truppen bestanden damals aus zwei Schweizerregimentern und Linieninfanterie. Da jedes Schweizer-

regiment 4 Bataillone zu 6 Kompagnien, die Compagnie zu 175 Mann hatte, so betrug demnach die Stärke beider Regimenter 4200 Mann. Jedes dieser Regimenter dotirte aus seinem Bestande eine reitende Batterie mit Mannschaft — ungefähr 80 Mann. Ferner waren an inländischer Infanterie vorhanden: 20 Bataillone zu 6 Compagnien und zwar 2 Bataillone Grenadiere, 5 Bataillone Füsiliere, 10 Bataillone Musketiere, 2 Bataillone Jäger, 1 Bataillon Veteranen. Außerdem 1 Regiment Dragoner zu 6 Escadronen und 1 Escadron Jäger, beide Abtheilungen zusammen 1000 Mann mit 800 Pferden, 1 Artilleriecorps, gegen 100 Mann mit 160 Pferden, 1 Regiment Carabinieri (Gendarmen), 2800 Mann, wovon 400 zu Pferd, und 1 Corps Bersaglieri. Die Gesammtstärke betrug zwischen 17 und 18000 Mann. Außer den regulären Truppen gab es noch gegen 16000 Mann Milizen; auf diese soll aber eben so wenig als, mit Ausnahme der Carabinieri und Dragoner, auf die einheimischen Truppen zu zählen sein.

Die Schweizertruppen wurden durch Werbung ergänzt, es durften jedoch nur Katholiken angeworben werden. Oberst Sartori klagte sehr über diese Beschränkung, da ihm dadurch die tüchtigsten Individuen für Officiers- und Unterofficiersstellen entgingen, die größtentheils unter den Reformirten der Schweiz zu finden seien. „Se. Heiligkeit“, meinte Sartori, „thäten besser, wenn sie sich in der fraglichen Beziehung nicht um das kümmerten, was ihre Schweizersoldaten glauben, sondern nur um das, was sie thun; über letzteres hört man durchaus keine Klage. „Die Geschichte erzählt“, fuhr der Oberst fort, „gar viel und oft, welche treuen und guten Dienste selbst der Teufel den Päpsten geleistet; sind die sogenannten Ketzer etwa schlechter als dieser? Ich glaube Nein! Ich würde ihre Verwendung, anstatt des Teufels, als einen merkwürdigen Fortschritt im Interesse des heiligen Stuhles ansehen.“

Der Commandant ließ seine Truppen ausrücken und führte sie dem Erzherzog vor; aber was sie leisteten, würde selbst mäßigen militärischen Anforderungen nicht genügt haben.

Auf der Reise nach Florenz ging der Erzherzog von der Poststation Montecarelli, wo er Nachts ankam, nach dem in der Nähe gelegenen Monte Fò (Fuoco), um das daselbst ausströmende brennende Gas zu sehen. Dieses nimmt einen Flächenraum von beiläufig 16 österreichischen Klaftern ein. Durch blättriges Schiefergestein schlagen stellenweise gelbliche Flammen zu Tag. Man kann die Flamme auslöschen, sobald man aber über die ausgelöschte Stelle

eine Flamme bringt, entzündet sich das Gas wieder; ein Beweis, daß dieses durch Zufall mit einer Flamme in Berührung gekommen und dadurch entzündet worden — jedenfalls eine sehr interessante Naturerscheinung.

Besuch in Florenz.

Der Erzherzog stieg in Florenz im großherzoglichen Palaste Pitti ab. Der Großherzog empfing seinen Vetter mit aufrichtiger Herzlichkeit; ein eben so liebevoller Empfang ward dem Erzherzoge von der Großherzogin. Das Betrachten der Wunder der Kunst in Florenz, das ein wahrer Tempel derselben ist, beschäftigte den Erzherzog neun Tage; freilich, wie er es selbst gestand, eine zu kurze Zeit, um die Kunstschätze dieser Stadt gehörig sehen und sowohl die Schaulust, als Geist und Herz ganz befriedigen zu können. Um Menschen nach ihrem wahren Werthe kennen und schätzen zu lernen, muß man mit ihnen leben. So ist es auch mit den Kunstwerken, man muß sie öfters sehen, mit dem Geiste und Gefühle in einen innigen Verkehr mit ihnen treten, um sie richtig auffassen, verstehen und beurtheilen zu lernen, und sich dadurch einen tieferen Kunstgenuß zu verschaffen, der in der Erinnerung fortlebt wie das Andenken an edle Menschen, wenn man diese auch nicht mehr sieht, oder wenn sie auch nicht mehr sind. Der Erzherzog konnte seinen Besuch in Florenz bei der Größe der Aufgabe, die er noch vor sich hatte, leider nicht verlängern.

Wir wollen die vom Erzherzoge besichtigten Merkwürdigkeiten hier in derselben Ordnung anführen, in welcher die Besuche derselben stattfanden; und zwar größtentheils als ein einfaches Verzeichniß, zu dem man den ausführlicheren Commentar in den vielen über Florenz erschienenen Reisehandbüchern und Kunstkatalogen finden kann.

Noch am Tage der Ankunft führte der Großherzog seinen Gast in die Kathedrale St. Maria del Fiore. Von der Schönheit ihres merkwürdigen Glockenthurmes haben die Florentiner einen so hohen Begriff, daß sie von einem Manne, dessen ungewöhnliche Schönheit sie kräftig bezeichnen wollen, zu sagen pflegen: „è bello, come il nostro campanile (er ist so schön wie unser Glockenthurm). Der Erzherzog bestieg mit seinem durchlauchtigsten Führer und Cicerone die prachtvolle Kuppel, Brunelescos Meisterwerk, bis zur Laterne, von wo man eine herrliche Rundsicht über die Stadt und ihre reizenden Umgebungen hat. Nach der Besichtigung der inneren Räume der

Kirche kam das dem Haupteingange der Kirche gegenüber befindliche Battisterio (Taufcapelle) mit seiner merkwürdigen Pforte von Erz an die Reihe. Der eine Flügel dieser Pforte ist ein Werk Andrea Pisanos (1339), der zweite von Lorenz Ghiberti; von letzterem sagte Michel Angelo, daß er würdig wäre die Pforte des Paradieses zu sein.

Die Besuche der nächsten Tage führten in die Kirche St. Lorenzo, in welcher die berühmte Mediceische Kapelle, und in die Kirche St. Croce — eine Gallerie alter und neuer Denkmäler der Kunst, mit den Grabstätten Michel Angelos, Dantes, Macchiavellis, des Grafen Albany, des Polen Oginsky und des berühmten Secretärs der Republik Florenz Bruni.

Es ist zu bedauern, daß die meisten Kirchen in Florenz unvollendet sind; gewöhnlich fehlen die Façaden. Die Kirche St. Marco macht zwar eine Ausnahme; doch auch ihr sieht man es an, daß die Façade einer spätern Zeit angehöre; denn sie paßt zum Baustyle der Kirche gar nicht.

Nach dem Besuche der Kirchen wurde zunächst auf der Piazza del gran' Duca die Loggia dei Lanzi besichtigt, ein wunderschöner Porticus von Orcagna mit Meisterwerken der Bildhauerei. Darauf begab sich der Erzherzog in die zwei öffentlichen Kunstgallerien, die Galleria nel palazzo degl' Ufficii und die Gallerie im Palaste Pitti. Die beiden Gallerien, in welchen manche unschätzbare Schöpfungen aus hellenischer und altrömischer, sowie sehr viele, nicht minder werthvolle, aus der Blüthezeit moderner Kunst mit eben so viel Einsicht als Kunstgeschmack geordnet sind, enthalten 1647 Kunstwerke der Malerei und 440 der Bildhauerei. Die Gallerie des Palazzo Pitti enthält hiervon 497 Gemälde und etwas über 50 Sculpturwerke. In der erstgenannten Gallerie dagegen befinden sich außer jenen Kunstwerken der Malerei und Plastik noch viele Kunstwerke von Bronze, über 30 Sarkophage, eine schöne Sammlung antiker Urnen und ägyptischer Alterthümer, eine sehr reiche Sammlung von Edelsteinen und Münzen, über 4000 Cameen, darunter viele herrliche Stücke, endlich eine Sammlung von Inschriften. Diese Angaben werden genügen um eine richtige Idee von dem großen Reichthume an Kunstschätzen beider Gallerien zu geben. So wie die Menge dieser Schätze beide Gallerien den größten der Gegenwart anreiht, ja sie die meisten an Größe übertreffen läßt, eben so erhebt die Trefflichkeit der Kunstwerke die beiden Sammlungen zu den ausgezeichnetesten des europäischen Continentes. Letztere Behauptung ist durch den Umstand gerechtfertigt, daß sämmtliche Malerschulen aus den

Zeiten, in welchen die Kunst auf einem Höhepuncte stand, den die spätere Zeit bis jetzt nicht erreicht hat, durch ausgezeichnete Werke ihrer principi dell' arte, Fürsten der Kunst, vertreten sind. So die römische Schule, in welcher sich edle Einfachheit und Natur mit Tiefe des Gemüths und Frömmigkeit paart, und der durch Raphael der Charakter des Erhabenen und Schönen verliehen ward, durch Werke Pietro Vanuccis, Giulio Romanos u. a., vor allem und am würdigsten durch 17 Gemälde Raphaels. Von diesen sei nur eines der ausgezeichnetesten erwähnt, das unter dem Namen „Madonna del gran' Duca" bekannt ist; dasselbe befand sich im Schlafgemach des großherzoglichen Ehepaares, dem Bette der Großherzogin gegenüber, an der Mauer aufgehangen. So wie Menschen durch unausgesetzten persönlichen Verkehr mit guten Menschen gut werden, wenn sie es auch früher nicht waren, und auch gut bleiben; in ähnlicher Weise, behauptet man, wirke bei den Frauen die stete Anschauung und Betrachtung des Schönen auf die Schönheit der von ihnen geborenen Kinder. Dieß soll auch die Ursache gewesen sein, warum die göttlich schöne Madonna im Schlafgemach der Großherzogin ihren Platz fand, und selbst auf Reisen mitgenommen wurde, wenn die durchlauchtigste Frau in interessanten Umständen sich befand. Ob die gehoffte Wirkung an der großherzoglichen Descendenz erreicht wurde, ist uns ganz unbekannt. Der Erbprinz, welchen wir, als er fünf bis sechs Jahre alt sein mochte, gesehen, mahnte wohl in diesem Alter durch den Gesammtausdruck seiner Gesichtsbildung, die Frische der Gesichtsfarbe und das schöne sprechende Auge etwas an raphaelische, doch mehr noch an Correggios Engelsköpfe.

Die Florentiner Schule ist durch Werke aller ihrer vorzüglichsten Meister von ihrem Entstehen im 13. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, von Cimabue, dessen Bilder zwar richtig im Ausdruck und von großer Symmetrie, doch trocken und steif sind, bis zu Carlo Dolce mit seinen anmuthigen Schöpfungen vertreten. Besonders lehrreich war es die Entwicklung dieser Schule in ihren Hauptvertretern Giotto, Leonardo da Vinci, Domenico Ghirlandajo, Andrea Vannucci, Michele Angelo u. a. zu erkennen, von denen allen charakteristische Schöpfungen sich gerade hier in einer Vollständigkeit wie sonst nirgends vereinigt finden.

Aus der venezianischen Schule, dieser Schule voll kühner Phantasie und orientalischer Farbenglut, besitzen jene Gallerien eine beträchtliche

Anzahl der ausgezeichnetsten Werke von den berühmtesten Meistern, von Gentili an bis auf Maratta diesen mit eingeschlossen, vom 15. bis 18. Jahrhundert. Es würde zu weit führen auch nur ihre Namen aufzuzählen; nur sei bemerkt, daß vor allen Tizian durch sein herrliches Colorit, die natürliche Gruppirung, sowie durch die Kühnheit seines Styles und die Lieblichkeit seiner Frauen- und Kindergestalten die Aufmerksamkeit fesselte.

Von der lombardischen Schule war es besonders Antonio Allegri di Correggio, der größte Meister im Halbdunkel und in der Luftperspective, mit seinen Werken von schönster Farbenharmonie, von meisterhaftem Ausdruck, welcher die Bewunderung des Beschauers in hohem Grade erregte.

Die Bologneser Schule ist durch die drei Caracci, außerdem durch ihren Naturalisten Guercino da Cento u. a. auf das würdigste vertreten. —

Auch an den bedeutendsten Meistern der flamländischen Schule, einem van Eyck, van Dyk, Rubens, an den deutschen Meistern, A. Dürer, Cranach und Holbein, den berühmtesten Niederländern, wie Rembrandt, weidete sich das Auge des Betrachters; im Saale der französischen Schule fesselte vor Allem Nicolas Poussin; dem lieblichen Spanier Murillo begegnete man zweimal. Wie sehr wünschte man alle diese Herrlichkeiten mit mehr Muße und eingehender betrachten und würdigen zu lernen!

Von der gegen 80 Werke zählenden Sammlung antiker Statuen sind die berühmtesten: Die Venus von Medicis von Kleomenes, der Apollino — wahrscheinlich von demselben Meister, der Arruotino, die Gruppe la lotta (die Ringer), ein spielender Faun und die Gruppe der Niobe. Für diese Gruppe wäre ein passenderes Local zu wünschen.

Ein Besuch in der sogenannten Accademia delle belle arti überzeugte den Erzherzog zu seinem großen Erstaunen, daß man hier, in der Schule der Kunst, die Kunst beinahe vermißte: nur die herrlichen Arbeiten in Pietra dura, der Florentiner Mosaik, und eine schöne Sammlung von Bildhauerarbeiten in Gyps, meistens Copien berühmter Werke, bildeten eine erfreuliche Ausnahme. Was sich in der Accademia, sowohl in der zu dieser Anstalt gehörigen Gallerie als auch unter den Preiswerken der Zöglinge aus neuerer Zeit, von Gemälden vorfand, war sowohl hinsichtlich der Conception, als der Composition und technischen Ausführung im Ganzen mittelmäßig, ja auch zum Theil unter der Mittelmäßigkeit. War es der Mangel

an Talent, oder lag es auch an dem Bildungsgange, daß die Kunst in ihrer Vaterstadt wohl viele Novizen, aber beinahe keinen Priester zählte? Man behauptete, die Schuld läge zum Theil an dem Umstande, daß man die Zöglinge zwinge, bloß zu copiren, wodurch, auch wenn nach guten Mustern gemalt wird, Fortschritte bloß in der Technik der Malerei erzielt werden, und man also höchstens nur glückliche Copisten bildet. Der Geist in Composition und Ausführung, der Stempel höherer Meisterschaft, welcher den Werken Unsterblichkeit verleiht, fehlt ganz; es sind viele sehr geschickte Handwerker und beinahe gar keine Künstler!

Im Atelier des Directors der Academie, Mechetti, waren sehr gelungene Copien in Öl von den acht Fresken, welche er in der Kuppel der Capelle Medicis ausgeführt hat.

Die Verfertigung der Arbeiten in Pietra dura (Florentiner Mosaik), welche in ihrem ganzen Vorgange hier zu sehen ist, nahm das Interesse des Erzherzogs insbesondere in Anspruch; es ward bei dieser Gelegenheit der sehr hohe Werth dieser Arbeiten begreiflich. So wurde ihm z. B. in der Privatwerkstätte Bianchinis, welche der Erzherzog ebenfalls besuchte, ein runder Tisch mit Florentiner Mosaik vorgezeigt, in dessen Platte von ungefähr 3 Fuß Durchmesser ein prachtvoller Blumenstrauß eingelegt war, und für welchen der Kaufpreis 1000 Ducaten betrug. In der Accademia befand sich noch ein eben in der Vollendung begriffener herrlicher Sarkophag von rothem Porphyr für die Capelle Medicis.

Ein Besuch des Erzherzogs in der Werkstätte des Bildhauers Bartolini ließ ihn in diesem einen genialen Künstler erkennen, der großartig und kühn im Entwurfe wie in der Ausführung, die Natur vielleicht nur zu treu copirte. Sein letztes in Thon bereits vollständig modellirtes Werk, das im Atelier aufgestellt war, schien dem Erzherzoge jene Meinung zu rechtfertigen. Es war eine Gruppe, die den hellenischen Krieger Neoptolemos darstellt, wie er im Begriffe ist, Hektors Sohn Astyanax, einen 12- bis 13jährigen Knaben, gegen eine Thurmmauer Trojas zu schleudern; zur rechten Seite des Kriegers sieht man Andromache, des Knaben Mutter, knieen, der leichte Druck, den ihre linke Hand auf den Oberschenkel von Neoptolemos rechtem Fuße ausübt, so wie ihre knieende Stellung lassen noch erkennen, daß sie diesen angefleht hat das Leben ihres Sohnes zu schonen, wir erblicken sie aber in dem Augenblicke eines schmerzvollen Überganges aus dem bewußten

in einen bewußtlosen Zustand. Die Stellungen sind sehr kühn und äußerst schwierig. Neoptolemos hält den Knaben über seinem Kopfe in beinahe wagrechter, gewaltsam gestreckter Lage; man sieht, der nächste Augenblick wird dem unschuldigen Opfer unvermeidlichen Tod bringen. Die Behandlung der Glieder ist musterhaft, und die Physiognomien sind durch ihren naturgetreuen Ausdruck so überraschend, daß der Erzherzog sich veranlaßt fand, den Meister zu fragen, wie er es angestellt solche Lebenswahrheit zu erreichen. Bartolini versicherte, er habe nach der Natur modellirt, und gestand, sich bei der Figur der Andromache eines Mittels bedient zu haben, das wohl unerlaubt, doch im Interesse der Kunst zu entschuldigen sei; er habe nämlich eines Tages der Frau, welche die Andromache vorstellte, mit dem Frühstücke, das sie gewöhnlich bei ihm genoß, ohne ihr Vorwissen ein Mittel eingegeben, welches ihr während der Sitzung ein so starkes Unwohlsein zuzog, daß sie sich in der knieenden Stellung nicht erhalten konnte, und bewußtlos zurücksank; diesen Augenblick habe er aufgefaßt, und es sei ihm gelungen, ihn in seinem Modelle darzustellen. So schien dem Erzherzog auch der Knabe, der als Modell diente, mager gewesen zu sein, da es der Astyanax der Gruppe ebenfalls war. Am gelungensten schien Neoptolemos. Diese Gruppe war von der Gräfin Poldi in Mailand bestellt. Ein kolossales Standbild Napoleons I. zog wegen seiner Größe und Aehnlichkeit mit dem Original die Aufmerksamkeit eines jeden Besuchers des Ateliers auf sich. Bartolinis bekannte Gruppe la Carità wurde von dem Erzherzoge mit vielem Beifall betrachtet. Die Gruppe stellte vor: eine schöne, aufrechtstehende weibliche Figur mit einem Säuglinge auf dem rechten Arme, an ihrer linken Seite einen siebenjährigen Knaben, der sich leicht an sie anschmiegt, und den sie lesen lernt. Diese Gruppe ist bereits dreimal von Bartolini vollendet worden, ein Exemplar davon für die Gallerie im Palazzo Pitti. Sie verdient auch diesen Ehrenplatz wegen der Meisterschaft im Entwurfe wie in der Ausführung. Bartolini wurde damals zu den besten Bildhauern Italiens gerechnet; nur wäre es ihm, dem wahrscheinlich der Schule der Naturalisten anhängenden Künstler, zu wünschen, er möchte z. B. den Teufel nicht in den Hörnern und Klauen suchen, obschon die Ausstattung recht natürlich sein mag, sondern thun, wie Raphael gethan, der aus dem Teufel einen gefallenen Engel gemacht hat, dem man es aber doch auf den ersten Blick ansieht, daß er ein Teufel ist.

Sodann folgte die Betrachtung des Museo di fisica et di storia naturale und der Tribuna Galilei. Abgesehen von dem ziemlich reichen und kostbaren Inhalte dieser Cabinette, bemerkte der Erzherzog als besondere Vorzüge derselben:

1. die Art der Aufstellung, wodurch jedes einzelne Stück der Sammlungen sowohl für Studirende, als auch für bloß schaulustige Gäste genießbar wird;

2. die herrlichen anatomischen Wachspräparate von Calamai, einem in diesen Arbeiten vollendeten Künstler;

3. die eben so ausgezeichneten Wachspräparate für das Studium der Pflanzenphysiologie.

Der Saal „Tribuna Galilei", ein des großen Mannes würdiges Denkmal, wurde von dem jetzigen regierenden Großherzoge nach einem von dem damaligen Director der Museen, Ritter Antinovi, entworfenen Plane erbaut. Gelungene Fresken. merkwürdige Momente aus Galileis Leben vorstellend, zieren, auf eine sehr passende Weise vertheilt, die Wände des runden gewölbten Saales. Galileis Instrumente sind hier aufgestellt, unter andern der Hohlspiegel, mit welchem er — der Erste — einen Diamanten in Gas verwandelte. Daß der große Mann mit so unvollkommenen Instrumenten, wie sie hier aus seinem Nachlasse aufgestellt waren, seine großen Entdeckungen zu machen und der Wissenschaft so ausgezeichnete Dienste zu leisten im Stande war, erfüllte den Erzherzog mit Erstaunen und Bewunderung.

Ein Besuch bei dem berühmten Physiker Amici, dem Erfinder merkwürdiger farbloser und farbiger Mikroskope, ließ den Erzherzog einen eben so gelehrten als bescheidenen Mann in ihm kennen lernen, zwei Eigenschaften, welche auch seine sämmtlichen Kollegen, die Herren Professoren der Museen, in hohem Grade besaßen. „Ihre Bescheidenheit wäre", meinte der Erzherzog, und gewiß mit Recht, „gar vielen Professoren zu wünschen, „die in ihrer gelehrten Selbstüberschätzung sich entweder gar nicht zu denen „herablassen, welchen der Doctortitel fehlt, oder die, wenn sie sich ja dazu „entschließen, solches in dem docirenden Tone gelehrten Eigendünkels und „eckig vornehmen Wesens thun; es fehlt ihnen der gefällige, einnehmende „Conversationston italienischer Gelehrter, die da erklären und belehren, „ohne fühlen zu lassen, daß sie die Sache, wovon die Rede ist, besser wissen; „es ist, als ob sie etwas jedem Bekanntes erzählten."

Die Carthause bei Florenz, welche der Erzherzog in der Gesellschaft der großherzoglichen Familie besuchte, war für ihn der Neuheit wegen, da er noch keine gesehen, ein Gegenstand von besonderem Interesse.

Nachdem er jedoch die baulichen Einrichtungen der Carthause aufmerksam besehen und sich die den Ordensregeln entsprechende Lebensweise hatte erklären lassen, war er eben nicht sehr erbaut darüber. „Die heiligen „Väter, meinte er, sollen ein contemplatives Leben führen; sie mögen wohl „auch wirklich denken, schwerlich aber meditiren; so wie es viele Leute gibt, „die viel sprechen und doch nichts sagen. Das Denken und Meditiren „möchte sie jedenfalls nicht angestrengt haben." Die meisten der Hochwürdigen waren nämlich wohl beleibt, der Prior aber übertraf hierin alle seine Mönche. Macht es der Mangel an jedem Verkehr mit der Außenwelt, daß die Physiognomien der Hochwürdigen an die chinesischen Rococofiguren von Porcellan erinnerten, mit geistlos in die Welt hinein stierenden Augen, die, obschon geöffnet, doch nichts sehen? Ein Zimmer des Klosters ist des Umstandes wegen merkwürdig, daß Napoleon den Papst Pius VI. zehn Monate lang in demselben gefangen hielt, damit er Zeit habe, über die ihm gemachten Anträge sich zu bedenken. Obschon übrigens die patres dieß in der eben angeführten Weise erzählten, so dürfte es doch wahrscheinlicher sein, daß Napoleon dem Papste das Kloster zum Aufenthalte angewiesen, und der Papst das gezeigte Zimmer zu seiner Wohnung gewählt hat.

In einer Fabrik von Florentiner Strohhüten verfolgte der Erzherzog die Anfertigung der Hüte bis in die kleinsten Einzelnheiten. — Die Geschicklichkeit der Flechterinnen, meistens Frauen und Mädchen vom Landvolke, wird nur dadurch begreiflich, daß diese Arbeiterinnen sich aller groben landwirthschaftlichen Arbeiten enthalten, um die Feinheit des Tastgefühles sowie die Gelenkigkeit ihrer Finger ungeschwächt zu bewahren.

Auf den täglichen Ausflügen in Gesellschaft der großherzoglichen Familie lernte der Erzherzog die schönsten Spaziergänge und Puncte der Umgebung von Florenz kennen, als: Le Cascine, Fiesole, Boboli u. a. m.

Nachdem alles Merkwürdige in Florenz in Augenschein genommen war, machte der Erzherzog, da es seine Absicht war die interessanten Puncte des Landes und das Volk kennen zu lernen, eine kleine Rundreise in Toscana. Der Großherzog gab ihm den Ingenieur-Architekten Reishammer als Begleiter mit, einen in seinem Fache sehr unterrichteten jungen Mann, der das

Land und die in manchen Gegenden damals im Zuge begriffenen großartigen Entwässerungsarbeiten genau kannte, außerdem der deutschen Sprache vollkommen mächtig und ein angenehmer Gesellschafter war; eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden.

Vor seiner Abreise von Florenz kaufte der Erzherzog als Andenken an diese in Bezug auf Kunstgenüsse erste Schwesterstadt Roms eine ganze Serie aus Alabaster in verjüngtem Maßstab ausgeführter Copien der ausgezeichnetsten in den Florentiner Galerien befindlichen Sculpturwerke.

Nach einem herzlichen Abschiede von dem Großherzog, der Großherzogin und der großherzoglichen Familie verließ der Erzherzog mit dem Versprechen eines bald zu erneuernden Besuches Florenz in den letzten Tagen des April. Ein wackerer Corriere des Großherzogs eilte auf der ganzen Reise stets dem Erzherzog voran, um Postpferde zu bestellen, die Diners, Nachtlager und sonst vorkommenden Reisebedürfnisse zu besorgen.

Auf der Fahrt von Florenz nach Arezzo besichtigte der Erzherzog eine Fontanelkügelchen-Fabrik in Remele; diese Kügelchen werden, wie bekannt, aus der Wurzel der blauen Schwertlilie gemacht; die Fabrik fertigt täglich etwa 3000 Stück an und hat ihren Absatz in Paris.

In Arezzo, der Vaterstadt des Petrarca, des Papstes Julius II, des Concino Concini (bekannt unter dem Namen des Marschall d'Ancre) und Vasaris, besichtigte der Erzherzog die beinahe 550 Jahre alte gothische Kathedrale, welche einige schöne Peruginos besitzt; in ihrer Nähe steht Petrarcas Geburtshaus. Von Arezzo begab sich der Erzherzog durch das Chianathal nach Monte Pulciano. Jenes Thal nahm das Interesse des Erzherzogs sowohl wegen seiner örtlichen Beschaffenheit, als auch wegen der daselbst theils ausgeführten, theils noch im Zuge begriffenen hydraulischen Arbeiten vorzugsweise in Anspruch. Die breite Thalsohle desselben war im Laufe früherer Zeiten durch die von den Gebirgen beiderseits herabströmenden Bäche, die keinen hinlänglichen Abfluß hatten, in ihrer ganzen Länge von Arezzo bis zum Lago Pulciano versumpft und die Luft dadurch so ungesund geworden, daß die Bevölkerung desselben gezwungen war, sich auf den das Thal einschließenden Höhen anzusiedeln. Um das versumpfte Terrain, den Herd schädlicher, ja tödtlicher Ausdünstungen, wieder urbar zu machen, hatten bereits die letzten Mediceer die Lösung dieser schwierigen Aufgabe begonnen; sie

wurde unter ihren Nachfolgern so glücklich ausgeführt, daß das vor kaum 100 Jahren ganz ungesunde, größtentheils verödete Chianathal der Wohnsitz einer zahlreichen emsigen Bevölkerung und die Quelle landwirthschaftlicher Wohlhabenheit geworden ist. Die Mittel zu diesem glücklichen Ergebnisse waren ein wohl eingerichtetes Canal-Entwässerungssystem, und theils natürliche, theils künstliche Erdaufschwemmungen (Colmate). Der ganze Vorgang war in Kürze folgender: Das urbar zu machende Terrain theilte man in Parzellen verschiedener Größe, je nach den örtlichen Umständen, worauf diese Parzellen, nachdem sie mittelst Abzugsgräben thunlichst entwässert waren, mit Dämmen umgeben wurden, in welchen sich zwei Schleußen befanden. Durch die eine zu Berg gelegene Schleuße wurden die Trübwasser der Bäche in die Parzellen bis zu ihrer gänzlichen Füllung eingelassen; nachdem das Trübwasser seine Erdtheile auf den Boden der Parzelle abgesetzt und sich demnach geklärt hatte, wurde es durch die andere Schleuße in den großen Entwässerungskanal abgelassen. Dieser Vorgang wurde so lange wiederholt, bis das aufgeschwemmte Terain die beabsichtigte Höhe erreicht hatte. Auf solche Weise wurde das ganze Chianathal urbar gemacht und eine jetzt blühende Landwirthschaft in's Leben gerufen. Merkwürdig ist es, daß durch die mit der beschriebenen Operation nothwendigerweise verbundene Regulirung der Gewässer diese ihren Abfluß, der früher in den Lago Pulciano Statt hatte, seit der beinahe ganz vollendeten Arbeit nach der entgegengesetzten Richtung in den Arno haben.

In Monte Pulciano hatte der Erzherzog eine harte Probe zu bestehen: eine schlechte Unterkunft in einem ärmlichen Gasthause, schlechtes Essen, schlechte Betten und dazu ein ruhmrediger Wirth, der Alles in seinem Hause lobte, machten den Aufenthalt daselbst möglichst unangenehm. Der Erzherzog mochte sich an das alte Sprichwort: „Schick' dich in die Zeit, schick' dich in die Leut; wenn du das nicht thust, so bist du nicht gescheidt,“ erinnert haben; denn trotzdem, daß Alles sehr schlecht war, blieb er doch bei guter Laune und lachte, wo gewiß die Meisten seiner durchlauchtigsten Standesgenossen sich sehr unbequem und deßhalb verdrießlich gefühlt hätten. Schon auf seinen vorjährigen Reisen in Böhmen bewies er öfters, daß er sich in die Umstände nicht nur zu fügen wisse, sondern solches sogar mit guter Laune thue: Beides zeugte von Verstand und Herz.

Der Gonfaloniere des Ortes bemühte sich dem Erzherzog alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen; er erntete zwar dafür keinen Beifall, doch das Geständ-

niß, sie seien gewiß sehr merkwürdig, da sie Unica in ihrer Art bildeten und es zu wünschen sei, daß sie es auch für immer blieben.

Das erste dieser Unica war eine Mädchenerziehungsanstalt, die der Gonfaloniere als sehr vorzüglich anpries, wobei er in seinen Lobeserhebungen besonderen Nachdruck auf den Umstand legte, daß die Mädchen am Carneval Komödien in ausgezeichneter Weise aufführten.

Die zwei anderen wirklichen Unica in ihrer Art befanden sich in der Kirche St. Biaggio. Das eine derselben müssen wir übergehen, da es unmöglich ist eine Beschreibung dieses der unsaubersten Speculation auf den Aberglauben und die Dummheit der Leute dienenden an heiliger Stätte aufgestellten Standbildes zu geben, ohne das sittliche Gefühl zu empören. Das zweite war ein Gemälde, die Mutter Gottes darstellend, welche zweien Hirten, die Ochsen hüten, erscheint. Die Ochsen sind eben so wie die Hirten knieend und in der Anbetung Marias begriffen dargestellt. Die Sage behauptet, diese Begebenheit habe sich wirklich zugetragen. Der Erzherzog beklagte, daß derlei Verirrungen noch im 19. Jahrhundert Statt fänden, tröstete sich jedoch mit der Ueberzeugung, daß es Unica in ihrer Art seien, indem er dazu bemerkte, „es wäre zu wünschen, daß die Diener der Kirche an dem Principe „fest hielten: „Res sacras non miscere profanis", um die Würde der gött„lichen Lehre und des Cultus vor herben Kritiken zu wahren. Jeder, der „gerecht sei, werde jedoch einsehen, daß nur auf einzelne die Schuld falle, „für welche nicht die Gesammtheit verantwortlich gemacht werden könne." Von dem berühmten Vino Monte Pulciano war in dem Weine des Wirthes trotz seiner Versicherung, derselbe sei von der edelsten Sorte, nicht die leiseste Spur zu finden.

Die nächste Stadt, die der Erzherzog besuchte, war Siena. Kaum daselbst angekommen, ging der Erzherzog an die Betrachtung der Merkwürdigkeiten Sienas. Mit dem Dome, einer der wenigen Kirchen Toscanas, die bis auf den Thurm ganz ausgebaut ist, wurde begonnen. Der Erzherzog fand den Baustyl großartig, die äußere Bekleidung jedoch, in weißem und schwarzem Marmor streifenweise ausgeführt, ziemlich bizarr. Im Innern der Kirche waren merkwürdig: die Glasmalerei des runden Fensters, der Mosaikboden, die reiche Votivcapelle und mehrere Gemälde älterer Meister.

Der Besuch des Taubstummeninstituts und des nobile Collegio Tolomei machten ganz verschiedene Eindrücke auf den hohen Besucher. Während das

erstere unter der Oberleitung des sehr ehrwürdigen, für seinen Beruf begeisterten Directors, Professor Pendola vom Piaristen-Orden, seinem Zwecke vollkommen zu entsprechen schien, indem es nicht nur geschickte Handwerker bildete, sondern auch dem Talente Gelegenheit bot, sich zur Kunst zu erheben, schien das Collegio Tolomei, obschon dasselbe auch unter der Oberleitung des genannten Professors steht, der zugleich Rector des Piaristen-Ordens ist, seiner Aufgabe nicht zu entsprechen. Die frommen Väter schienen von so manchem Nothwendigen für das praktische Leben entweder nur schwache, oder nicht ganz richtige Begriffe zu haben. Eine strenge Clausur verschließt mit der Klosterpforte die ganze Welt: und wem? — Menschen, die in der Welt leben sollen.

In Siena hatte der Erzherzog die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Großherzogin erhalten. Er säumte nicht gleich nach Florenz zu eilen, um dem großherzoglichen Paare seine Glückwünsche abzustatten. Auf den Wunsch des Großherzogs vertrat er die Pathenstelle des Erzherzogs Rainer und hielt den neugeborenen Prinzen zur Taufe. Kaum war der Taufact vorüber, so eilte er noch an demselben Tage nach Siena zurück. Bei der Fahrt durch die Stadt Siena hatte er Anlaß den Muth und die Geschicklichkeit seines italienischen Postillions zu bewundern, der im stärksten Regen die winkeligen engen und glatt gepflasterten Straßen von Siena in gestrecktem Galoppe durchtobte, wobei derselbe, wie es in Italien üblich, nicht vom Kutschensitze die Pferde lenkte, sondern das Sattelpferd des Zweigespannes ritt.

Von Siena fuhr der Erzherzog nach Grossetto, einem kleinen in der Ebene der Maremmen, nahe am Ombronefluß gelegenen Städtchen mit einer schlecht bastionirten Citadelle, die mit zwei ganzen Kanonen armirt war.

Die Maremmen sind Sümpfe, die theils durch das Zurücktreten des Meeres, theils durch die Ueberschwemmungen des Ombrone erzeugt wurden. Sie bedecken hier einen Flächenraum von fünf und dreißig italienischen Quadratmeilen, wovon jedoch schon dreizehn damals urbar gemacht waren. Der Ombrone liefert das zu den Aufschwemmungen nöthige Erdreich, da sein Wasser nach starkem Regen mit 3 bis 6 % Erdtheilen geschwängert ist. Vom halben Juni bis Ende October werden die Arbeiten wegen der schlechten Luft, die Fieber erzeugt, unterbrochen. Die Arbeiter, sowie die ganze Bevölkerung der Gegend wandern zu jener Zeit aus und kehren erst im October zurück. In der zweiten Hälfte des Juni ist die Ernte

beinahe ganz vollendet, worauf die ganze Gegend menschenleer wird. Die durch die Urbarmachung gewonnenen Gründe werden den Ansiedlern um einen mäßigen Kaufschilling überlassen, von dem sie nur die jährlichen Interessen zahlen, während das Capital auf dem Grunde hypothecirt bleibt und nicht zurückbezahlt wird. „Diese Maßregel, meinte der Erzherzog, werde „doch im Laufe der Zeiten geändert werden müssen, um den Bodenbesitz von „dem Hypothekenzwange zu befreien, der nothwendiger Weise die freie Dis„ponibilität des Besitzthumes beschränke und dadurch dessen Werth bedeutend „vermindere."

Das Aussehen der Bewohner der Maremmen von Grossetto trägt unverkennbare Spuren der sogenannten Malariasumpfluft. Die Gesichtsfarbe ist meistens blaß, auch fahl; rothe Wangen kommen hier selbst bei der Jugend selten vor, eben so wenig fette Menschen.

Nachdem der Erzherzog die im Zuge begriffenen Arbeiten besichtigt hatte, erreichte er nach einer zweistündigen Wasserfahrt durch die Maremmen den Ort Badiola, von wo die Reise theils zu Pferde, theils zu Wagen über Follonica nach einem dem Großherzoge gehörigen, an der Meeresküste gelegenen Landhause fortgesetzt wurde.

Hier möge es nicht unbemerkt bleiben, daß der Prinz über dem Eifer, mit welchem er seine Reisezwecke verfolgte, oft zum großen Leidwesen und zur Pein seiner Begleiter die Befriedigung des bei letzteren oft ungestümen natürlichen Clienten, nämlich des Magens, vergaß. Dieß war auch in Follonica der Fall, wo der Erzherzog, obschon es bereits $5^1/_2$ Uhr Nachmittags war und er, sowie seine Begleiter, seit früher Morgenstunde nichts gegessen, letztere sich daher nach dem schon bereit gehaltenen Diner sehnten, erst noch die dortigen, im Ganzen unbedeutenden Eisenhütten besuchte. Ueberhaupt dachte der Erzherzog auf der Reise an Alles eher, als an das Essen; dieses kam immer zuletzt, und sollte doch in der Reihe der menschlichen Geschäfte, wenn auch nicht den ersten, doch billigerweise auch nicht den letzten Platz einnehmen. Der Magen des gnädigsten Herrn schien aber ein sehr geduldiger Client zu sein.

Von Moja, wo der Erzherzog über Piombino am Abend eintraf, machte er am nächsten Tage einen Ausflug nach dem $1^3/_5$ deutsche Meilen entfernten Markte Pomeranze und von hier nach dem Monte Cerboli, um daselbst die Boraxerzeugung kennen zu lernen. Diese ist nach des Prinzen eigener An-

gabe in Kürze folgende: „Der Urstoff ist boraxsaueres Gas, das von selbst „aus den Bergen oft in ziemlich mächtigen Dampfsäulen ausströmt. Diese „Dämpfe werden theils in natürliche, theils in künstliche mit Wasser gefüllte „Behälter geleitet und das Wasser bis zur vollständigen Sättigung mit dem „Gas geschwängert. Sobald dieß geschehen, wird dieses Boraxwasser nach „dem Pfannenhause in große viereckige eiserne Pfannen geleitet und in diesen „abgedampft. Die auf solche Art erzeugte Boraxsoole fließt in Kufen ab, „wo sich die Boraxcrystalle bilden; was nach dem Crystallisationsprocesse „an Soole noch übrig bleibt, kommt nochmals in die Abdampfungspfannen und „von hier wieder in die Crystallisationskufen. Zur Heizung des Pfannen„hauses bedient man sich keines Feuerungsmaterials, sondern bloß der natür„lichen Boraxdämpfe, die von den Bergen in unterirdischen Röhren nach dem „Pfannenhause geleitet werden. Die Wärme dieser Dämpfe erreicht 60 bis „70 Grade Reaumur; das mit dem boraxsaueren Gase gesättigte Wasser liefert „1 % reinen Borax". Die jährliche Erzeugung betrug damals 26,000 Centner; für den Eigenthümer ergab sich dabei ein Nettogewinn von 9 Gulden für den Centner. Dieser besaß damals 14 solcher Fabriken oder Hütten, die etwa 100 Familien beschäftigten. Für der Letzteren Auskommen war sehr gut gesorgt, da jeder Arbeiter Mitinteressent bei der Boraxerzeugung war, also am Gewinne Theil nahm. Die Arbeiter hatten auch eine Sparkasse, die durch den Gewinn je eines wöchentlichen Arbeitstages gebildet war.

Der damalige Eigenthümer dieser großen Boraxwerke war der Cavaliere Lardarelle, Graf von Monte Cerboli; in früheren Zeiten Handelscommis in Livorno, war er durch seine mit Einsicht betriebenen und vom Glücke begünstigten Unternehmungen reich, Ritter und Graf geworden. Es war ihm eine komische Ostentation eigen, die Großthuerei eines Parvenu, der sein neues Lebensverhältniß nicht mit seinem früheren zusammenzureimen verstand; daher die große Verschwendung mit seinem Adelswappen, das in sehr großem Formate auf der Kirche, den daranstoßenden Häusern und den Amtsgebäuden der Boraxcolonie prangte. So war denn auch sein volles Wappen mit seinen Ordenskreuzen, deren er einige hatte, auf jedes Tischbesteck und sonstige Tafelgeräth gravirt. In einem der Wohnzimmer des Grafen war die Ostentation bis in das Komische getrieben; dieses war nämlich mit Marmortafeln an den Wänden ausgestattet, deren Inschriften mit den hohen Gästen bekannt machten, die ihm die Ehre ihres Besuches geschenkt hatten. Ueber-

dieß war der Graf sehr redselig und hatte mitunter auch üble Manieren; so z. B. nöthigte er seinen hohen Gast zum Essen, er drang ihm die Speisen auf. Sein Familienwappen nannten seine Neider und auch manche Personen von Erbadel „Vapeurs cristallisées en armes de famille.“

Mit Recht bemerkte der Erzherzog: „Graf Lardarelle sei, abgesehen von „seinen sehr verzeihlichen Schwächen, die ganz unschädlich, ein sehr respectabler „Mann, da er es bloß durch seine industrielle Tüchtigkeit so weit ge„bracht, daß er hundert Familien eine sichere und sorgenfreie Existenz in „einer gewiß sehr nachahmungswürdigen Weise geschaffen habe“. Die Boraxhütten nahmen insbesondere wegen des seltenen Anblicks, den die dampfenden Berge und der eigenthümliche Charakter der Oertlichkeit gewähren, das Interesse des fürstlichen Besuchers in hohem Grade in Anspruch.

Nach der Rückkunft von Pomeranze wurden noch die Salzsiedereien von alle Moja angesehen, die täglich gegen tausend Centner Salz erzeugen sollen.

Von alle Moja begab sich der Erzherzog nach dem zwei Meilen entfernten Volterra. Von all der Größe voriger Zeiten blieben Volterra nur seine schöne die Gegend dominirende Lage, kolossale halbzertrümmerte Mauern, leere Paläste und eine Bevölkerung, deren Primaten eifrig beflissen sind, aus dem Schutte einer vielhundertjährigen Vergangenheit Zeugen einstmaliger Macht und Größe hervorzuziehen und diese Trümmer des alten großen Volterra in den engen Raum eines Museums, wie in einen Guckkasten, zu sammeln, um sich an ihrem Anblicke wie an den gebrochenen Strahlen der untergegangenen Sonne zu erwärmen.

In Volterra besichtigte der Erzherzog die im Fort befindlichen Detenuti und Forzati. Für erstere war hier die ermäßigte Einzelnhaft eingeführt, welche sich als zweckmäßig bewährt haben soll. Die Forzati dagegen waren in unsicheren Kerkern untergebracht und schlecht überwacht; dieß veranlaßte den Erzherzog, dem Herrn Commissario eine Bemerkung hierüber zu machen; letzterer entgegnete aber, man müsse den Sträflingen Vertrauen zeigen und sie nicht zu streng überwachen, um ihrer sicher zu sein!

Das Museum etruskischer Antiken ist reich an sehr schönen Haut- und Basreliefsarbeiten, die in der Gegend von Volterra ausgegraben wurden. Der Custos, ein hochwürdiger Herr, der den Erzherzog begleitete, wußte trotz seines antediluvianischen Aussehens nur mageren Bescheid auf die vom Erzherzog an ihn gerichteten Fragen zu geben. Von den hier befindlichen und,

wie es scheint, nur zu wenig beachteten antiken Kunstschätzen waren ziemlich gelungene aus dem bei Volterra reichlich vorhandenen Alabaster verfertigte Copien in einer großen Niederlage von Kunstarbeiten zu sehen. Dem Erzherzog fielen daselbst außerdem zwei wohlgetroffene Büsten von Göthe und Schiller auf: sie standen in der Reihe der Büsten italienischer Gelehrten und Künstler, trugen aber auf dem Postamente anstatt des Namens zwei große N. — ein Zeichen, daß die Namen der beiden deutschen Dichterfürsten in Volterra nicht bekannt waren.

Eine römische, wegen ihrer Größe und Bauart sehenswerthe Cisterne und ein Stadtthor aus der etruskischen Zeit wurden als besondere Merkwürdigkeiten bezeichnet und von dem Erzherzog besichtigt. Das Stadtthor mit drei verstümmelten Köpfen, die aus der äußeren Front des Thores herausragen, schien hauptsächlich dieser Ueberreste wegen den Gelehrten von hohem Interesse; da man aus diesen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Drillingen machen konnte, was man wollte, so eröffneten, wie leicht begreiflich, dieselben als Gegenstände gelehrter Forschungen den sogenannten Männern vom Fache ein erwünschtes Feld für ihre Fehden, weßhalb sie zu den besonderen Merkwürdigkeiten Volterras gezählt werden.

Volterra mit den sichtbaren Resten seiner tausendjährigen Geschicke, eine Stadt, in der die neue Zeit vor der alten erröthet, war besehen; der Erzherzog eilte nach Livorno, das nach einer Fahrt von sechs Stunden erreicht wurde.

Eine Scene, die für den Erzherzog ganz neu war und ihn zu unterhalten schien, fand bei seiner Ankunft statt. Kaum hatten nämlich die Wagen vor dem Gasthause angehalten, in dem abgestiegen wurde, als eine Schaar von Facchini — Lastträgern — herandrängte und sich des Gepäckes geradezu bemächtigte. Obschon dasselbe dießmal nur aus einigen Reisetaschen bestand, da der eben beschriebene Ausflug über Monte Pulciano nur in zwei leichten Wagen gemacht wurde, so meldeten sich doch acht Facchini um den Lohn für die beim Abpacken geleisteten Dienste. Da die Anzahl der Gepäckstücke geringer war als die der Träger, so wurde es manchem freilich schwer, auf die Frage: was er getragen, befriedigende Antwort zu geben. In ganz naiver Weise machte einer von ihnen seine Ansprüche durch den Umstand geltend, daß er der Erste gewesen, der den Prinzen ankommen sah. Auch dieser wurde seines originellen Einfalles wegen gleich den Anderen, die wirklich etwas getragen, honorirt. Zur Ehre dieser Leute darf nicht verschwiegen

werden, daß sie mit einem mäßigen Lohne zufrieden waren, und kein Gepäckstück vermißt wurde.

Der Aufmerksamkeit des Erzherzogs waren in Livorno der Leuchtthurm, das neue Zollhaus und drei Lazarethe empfohlen; er besuchte diese Gebäude und nahm auf dem Leuchtthurm im Hafen Einsicht von seiner neu construirten Laterne, die ein sehr intensives Licht auf eine ungewöhnlich große Entfernung verbreitet. In dem neuen Zollgebäude im sogenannten Klein-Venedig fand er einen sehr zweckmäßigen Bau. Auf eine geniale Weise waren hier die Vortheile einer schnellen, sicheren und wohlfeilen Zollmanipulation mit den auf Ruderschiffen gebrachten Waaren erzielt. Der Erzherzog wünschte, diese Anstalt möchte von Fachmännern sowohl im Bau-, als im Zoll- und Handelswesen besichtigt und studirt werden. Die drei Lazarethe, wovon eines für Mezzonetti (Halbreine), das zweite für Schiffe mit patenta brutta, das heißt solche, die aus Ländern kommen, in welchen die Pest herrscht, endlich das dritte für Personen jener Schiffe, auf welchen die Pest ausgebrochen, bestimmt ist, fand der Erzherzog ebenfalls ihrem Zweck vollständig entsprechend. Die meisten sowohl Waaren- als Personenräume waren übrigens damals leer.

Außerdem fesselte die jüdische Schule die Aufmerksamkeit des Erzherzogs in so hohem Grade, daß er ihre Einrichtungen bis in die kleinsten Details verfolgte: so fand er hier das Princip, die Jugend auf eine nützliche Weise zu beschäftigen, ohne sie zu ermüden, auf eine sehr praktische Art musterhaft durchgeführt, wozu der gegenseitige Unterricht — als Hebel des Fleißes und Wetteifers benützt — sehr wesentlich beiträgt. Aus der mit dieser Schule verbundenen Kleinkinderbewahranstalt treten die Kinder nach vollendetem siebenten Lebensjahre in den eigentlichen Schulunterricht über. Die Schule besteht aus drei Abtheilungen: aus der Elementar-, der Sekundär- und der höheren Schule. Jede dieser Abtheilungen hat noch zwei Unterabtheilungen: und zwar eine Unterabtheilung für den Religionsunterricht — Scuole religiosi; die zweite für den Unterricht in bürgerlichen Gegenständen — Scuole civili. Die Scuole religiosi schließen in ihr Lehrprogramm die höheren Rabbinatsstudien ein. In den Scuole civili werden außer der französischen, italienischen und englischen Sprache, noch Zeichnen, Geographie, Elementargeschichte und Handelswissenschaften gelehrt. Der Erzherzog verließ die Anstalt sehr befriedigt mit Allem, was er gesehen hatte.

Das Bagno (Gefängniß für schwere Verbrecher) machte auf den humanen Erzherzog einen peinlichen Eindruck durch den Umstand, daß die Forzati ihre Verbrechen und die Dauer der Strafzeit auf dem Rücken ihrer Kleider aufgeschrieben haben, und überdieß durch die Farbe der Kleider je nach ihrem Verbrechen unterschieden sind — eine öffentliche Brandmarkung, die für jeden Besserfühlenden eine Grausamkeit ist, da ihre Wirkung sich auch über die Dauer der Strafzeit erstreckt und den Rücktritt in die Welt und ein redliches Fortkommen in dieser bedeutend erschwert, ja unmöglich macht, daher die Besserung des durch diese Maßregel erbitterten Sträflings gar nicht, oder doch sehr schwer gelingt.

Die Reise von Livorno nach Lucca führte über Pisa. Hier benützte der Erzherzog den Aufenthalt von einigen Stunden zum Besuche der Kathedrale mit dem Taufhause, des Campo Santo (mehr eine Antikenausstellung und Kunstsammlung, als ein Friedhof) und des Museums, das, wenn auch keine reiche, doch eine recht hübsche und gut geordnete Sammlung naturhistorischer Gegenstände enthielt. Professor Rosselini, ein sehr gelehrter Mann, begleitete den Erzherzog und machte sich um diesen dadurch verdient, daß er ihm einen sehr übel klingenden zur Gewohnheit gewordenen Ausruf abgewöhnte, welcher ihm stets, selbst ohne es immer zu wissen, entschlüpfte, so oft er etwas Unerwartetes oder Ueberraschendes sah oder hörte. So geschah es denn auch, daß der Erzherzog, als ihm Rosselini eine seltene, ihm noch ganz neue naturhistorische Erscheinung erklärte, seine Ueberraschung mit dem gewohnten Ausruf „Ah diavolo!“ äußerte. Rosselini sah den Erzherzog verwundert an und rief etwas unwillig: „ma Altezza! que non cé diavolo“. Seit diesem Augenblicke vermied der Erzherzog solche Exclamationen und dankte gewiß in seinem Herzen dem Professor, der ihn davon abgemahnt, wie er denn, trotz dieses Intermezzos, stets mit der größten Achtung von dem Professor sprach, der, wie er scherzend meinte, den „Ah diavolo“ ihm ausgetrieben habe.

Auf dem Wege von Pisa nach Lucca wurde noch das Bad von St. Giuliano besucht, das aber den Erwartungen nicht entsprach, woran der erfolgreiche Wetteifer der besseren und schöneren Bäder von Lucca schuld sein mochte.

Mit dem Besuche von St. Giuliano fand die projectirte und nun ausgeführte Wanderung durch Toscana ihren Abschluß.

Die hierüber, sowie über Parma und Modena gemachten Mittheilungen sind den eigenen Wahrnehmungen des Erzherzogs und seinen schriftlichen Aufzeichnungen, obschon diese bei Weitem nicht erschöpfend, ganz getreu entnommen. Wenn dieselben aus dem dieser Schrift ursprünglich vorgezeichneten Rahmen herausgetreten sind, so geschah es in der Absicht, dem Leser in diesem Fragmente ein vollständigeres Bild der Reise, sowie der dem hohen Reisenden eigenthümlichen sachlichen und intellectuellen Auffassung der Gegenstände, der Persönlichkeiten und der Erscheinungen zu geben, die seine Aufmerksamkeit vorzugsweise beschäftigten und sein Urtheil in Anspruch nahmen; auch ist in denselben die Thätigkeit und der Eifer wahrzunehmen, womit der Prinz seine Reisezwecke verfolgte.

Der Erzherzog unterließ es nicht, auch in Toscana sich über die Einrichtungen in den verschiedenen Staatsverwaltungszweigen genau zu unterrichten und seine Ansichten hierüber auszusprechen, mitunter auch schriftlich aufzuzeichnen; von diesen Ansichten seien hier nur einige als Beispiele seiner Auffassung gewisser Zustände aus dem Gebiete staatlicher Einrichtungen angeführt. Vorher sei jedoch bemerkt, daß dieselben nicht etwa bloß einen der Staatsverwaltungszweige, sondern sämmtliche umfaßten, politische, gerichtliche, kirchliche, finanzielle wie militärische Einrichtungen.

Ueber das Gerichtswesen in Toscana bemerkte der Erzherzog im Allgemeinen: „Es sei sehr zweckmäßig, daß die Justiz einen eigenen, ganz selbst„ständigen Staatsverwaltungszweig bilde, dessen höchste Behörde von dem „Consiglio di Stato — der höchsten Staatsbehörde — ganz getrennt ist. „Die Rechtspflege solle ganz unabhängig, daher dem Einflusse der anderen „Staatsgewalten ganz entrückt sein; dieß könnte nicht der Fall sein, wenn „im Staatsrathe die Chefs der anderen Regierungsgewalten an der Aus„übung der Rechtspflege in höchster Instanz Theil nähmen; die Rechtspflege „dürfe nie in eine Cabinetsjustiz ausarten.“ — Im Großherzogthume gab es 123 Gerichtsstellen erster Instanz, eine Gerichtsstelle zweiter und eine dritter und letzter Instanz. Die Organe der Rechtspflege waren daher im Verhältniß zur Bevölkerung — 1,510,000 Einwohner — sehr zahlreich: ein Beweis der lebhaften Sorgfalt des Großherzogs für schnelle Rechtspflege.

Ueber die Polizei äußerte der Erzherzog: „Sie sei zwar nicht die beste, „aber auch nicht die theuerste. Auch habe sie glücklicherweise nicht die Gelegen„heit, eine so praktische Schule, wie in vielen anderen sehr civilisirten Staaten,

„durchzumachen. Das Volk sei ja gut gesinnt, von keinerlei politischem „Schwindel ergriffen, in dieser Richtung noch ganz nüchtern, von sanften „Sitten, es liebe den Frieden und die Kunst und sei der Person des Groß„herzogs ergeben." *)

Aus dem politischen Verwaltungsgebiete machte der Erzherzog folgende Notizen:

Die Communalverwaltung ist in erster Instanz einem Gonfaloniere und je nach der Größe der Gemeinde einer gewissen Anzahl von Priori (Gemeindevorständen) anvertraut; von den letzteren bilden nicht weniger als vier und nicht mehr als zwölf mit dem Gonfaloniere, als oberstem Gemeindevorstande, das Consiglio comunale. Der Geschäftskreis dieses Gemeinderathes umfaßt nur rein administrative und ökonomische Gemeindeinteressen, als: öffentliche Steuern und Gaben, Communaleinnahmen und Ausgaben und dergleichen mehr.

Die Prioren werden von den Insassen der Commune, welche eine bestimmte Steuerquote zahlen, durch Stimmenmehrheit gewählt, der Gonfaloniere sowie die Beamten der Gemeindecanzleien, welche aus einem Cancelliere und je nach der Größe der Gemeinde aus einem oder zwei Adjuncten bestehen, werden von dem Großherzoge ernannt. Den Besetzungsvorschlag macht in jedem Compartimento (Landschaft, deren das Land fünf hat) der Proveditore, welcher der Chef der Camera di sopra intendenza comunitativa ist, indem er drei Individuen für jede der erledigten Stellen vorschlägt. Dieser Vorschlag wird dann durch die sopra intendenza generale im Wege des betreffenden Staatssekretariats dem Großherzog zur Entscheidung unterbreitet.

Die Proveditori haben außer der gedachten Initiative bei Besetzung der angeführten Stellen die Pflicht: die ökonomische Verwaltung der Gemeinden und der frommen Anstalten, die Wasserbau-Comites — Deputazioni dei fiumi, — die Einbringung der Taxen und nöthigen Straßenbaugelder und den ökonomischen Theil der Arbeiten an den strade reali (Staatsstraßen) zu überwachen; außerdem sind ihnen noch andere Geschäfte zugewiesen, worüber besondere Instructionen bestehen. Die Proveditori sind der sopra intendenza generale alle comunità für ihre Amtsführung verantwortlich.

Die sopra intendenza generale hat als oberste Centralbehörde die Wahr-

*) So war es auch wirklich noch im Jahre 1842.

nehmung der Interessen des Gemeindewesens in den oben ausgesprochenen Beziehungen, mit steter Berücksichtigung der allgemeinen Regierungsinteressen; von ihr gehen auch mit landesfürstlicher Genehmigung sämmtliche das Gemeindewesen betreffenden gesetzlichen Bestimmungen aus. Diese Centralstelle war erst seit zwei Jahren von dem Großherzoge errichtet. „Die Gemeinde„verfassung", meinte der Erzherzog, „leidet auch in diesem Lande an „den Gebrechen einer zu großen Centralisation, einem Erbübel aus der Zeit „des Zuvielregierens, das noch an der Tagesordnung ist."

Die Ansichten des Erzherzogs über die wichtige Frage der Organisation der Gemeindeverwaltung in Toscana lassen sich etwa in folgende Sätze fassen, die übrigens aller Orten Geltung haben: Die Communen haben keinen Einfluß auf die Ernennung ihres Gonfaloniere und ihrer Verwaltungsbeamten: ein Uebelstand, der die Stellung dieser Organe ihrer Gemeinde gegenüber sehr erschwert, da ihre Ernennungsmodalitäten den Gemeinden keine Gewähr für eine den Gemeindeinteressen entsprechende Verwaltung leistet. Möchte doch die Gemeinde als eine Familie betrachtet werden; je freier und unbeschränkter aber das Familienleben in einem Staate, desto größer ist auch die Liebe zur Heimath, zur gesellschaftlichen Ordnung und desto größer die Sorgfalt für die Bewahrung und Erhaltung jenes Lebensglückes, das aus beiden entspringt. Das Nämliche gilt auch vom Gemeindeleben! Je freier dieses sich bewegt, je weniger die Regierung darauf unmittelbar bevormundend einwirkt, desto kräftiger ist die Entwickelung des wahren, echten patriotischen Geistes, der festen Stütze jeder Regierung, gleichviel ob diese absolut oder constitutionell, monarchisch oder republikanisch ist. Es ist damit nicht gemeint, die Regierung solle sich jeder Controle im Gemeindewesen enthalten; diese Controle soll aber keine ostensibel präventive, keine Geburt des Mißtrauens sein, die Mißtrauen erzeugt. Eine mißtrauische Regierungspolitik mischt sich gewöhnlich nicht nur in die Organisation, sondern auch ohne irgend welche von der Gemeinde oder einzelnen Individuen derselben reclamirte Intervention in die ökonomische Verwaltung der Gemeinden, legt diese in die Hände sogenannter vertrauter Regierungspersonen, deren größte Tugend und Weisheit meistens nur in einer unbegrenzten Ergebenheit gegen die Regierung besteht, so daß sie die Interessen der ihnen anvertrauten Gemeinden durch die Brille jener unbegrenzten Ergebenheit sehen und darnach vertreten. Welchen Anlaß zu Besorgnissen sollten ein von den Gemeinden selbstgewählter Vorsteher und

selbstgewählter Gemeinderath und Verwaltungsbeamte, welche der Klasse der wohlhabendsten Insassen der Gemeinde und ihren bravsten und einsichtsvollsten Männern in der Regel angehören, der Regierung wohl geben? Fänden nicht auch die Gemeinden in jenen Eigenschaften ihrer Vertreter eine hinlängliche Garantie für eine treue und richtige Wahrnehmung ihrer Interessen, ohne daß es einer so vielfältig minutiösen, durch einen langen Instanzenzug zeitraubenden und sowohl deßhalb, als wegen der Unkenntniß örtlicher Verhältnisse und der daraus entspringenden Bedürfnisse oft schädlichen Regierungscontrole bedürfte? Erstere Frage dürfte wohl in verneinendem Sinne, letztere mit Ja richtig beantwortet sein. Bei der Ernennung des Gemeindevorstandes, sowie in sehr wichtigen Gemeindeangelegenheiten, die nicht rein lokaler Natur sind, mag es Seitens der Regierung weise erscheinen, sich das Recht der Bestätigung und Entscheidung vorzubehalten, jedoch unter Modalitäten, welche die Gemeinden einerseits vor dem Mißbrauche des Bestätigungsrechtes zu Gunsten der sogenannten personæ gratæ, andererseits ebenso vor communaler, wie vor Regierungs-Willkürherrschaft bewahren.

Ueber die kirchlichen Einrichtungen bemerkte der Erzherzog: „Wenn man „erwägt, daß die Lombardei mit einer um Eine Million zahlreicheren Bevölkerung „als Toscana nur Einen Erzbischof und neun Bischöfe, also nur die Hälfte der „in Toscana befindlichen bischöflichen Kirchenhirten (drei Erzbischöfe und sechszehn „Bischöfe) zählt, daß ferner in Böhmen bei einer um beinahe drei Millionen „stärkeren Volkszahl nur Ein Erzbischof und drei Bischöfe für die Forderung „des Seelenheiles ihrer Diöcesenkinder seit Jahrhunderten genügen; so scheint „es, daß in Toscana, selbst wenn man die gewagte Annahme eines daselbst „lebhafteren Glaubenseifers als in den genannten Provinzen zugesteht, die „Wirkungen der Nähe des heiligen Stuhles in dieser Überzahl geistlicher „Kirchenfürsten sich kund gebe. Ob aber bei der daraus nothwendigerweise „entspringenden Armuth der Bischöfe und ihrer Abhängigkeit von der Mildthätigkeit der Gläubigen, die sie oft zu Clienten macht, wo sie die Patrone „sein sollten, das Ansehen der ersten Diener der Kirche und dieser selbst so „wie die geistlichen Interessen der Gläubigen nicht leiden, ist eine Frage, die „wohl kaum befriedigend wird beantwortet werden können".

Einer im Notizenbuch des Erzherzoges enthaltenen detaillirten Skizze der Einrichtungen der Finanzverwaltung in allen ihren Gliederungen schließt sich bloß die Bemerkung an, daß die finanzielle Lage des Landes weniger

befriedigend sein solle. Ungeachtet das Land zwölf bis vierzehn Millionen Lire jährlich zahlt und beinahe keine Truppen zu besolden sind, ist doch die Staatsschuld auf achtundvierzig Millionen Lire angewachsen, was um so mehr überaschend erscheint, als das Land unter der zunächst vorhergegangenen Regierung ganz schuldenfrei war. Die schwersten Steuern sollen den Grundbesitz treffen, und sammt den Gemeindeauflagen 20—35% betragen.

Die militärischen Einrichtungen im Großherzogthum werden durch ihre Resultate charakterisirt — der Staat hat eine reguläre Militärmacht von kaum 4000 Mann, die für den Fall eines Krieges als nicht disponibel zu betrachten ist. Der bescheidene Stand an Marineofficiren — ein Fregatten-capitain, als Commandant des Seewesens, drei Fregattenlieutenants und ein Fregatten-Unterlieutenant — ließ mit Gewißheit schließen, daß die Seemacht noch übler bestellt sei, als die Landmacht.

Ueber das damalige Studienwesen, sowie über die Pflege der Künste und die gelehrten Gesellschaften in Toscana mögen hier folgende Mittheilungen ihren Platz finden.

Das höhere Studienwesen erfreute sich, so wie die Kunst, einer sorgfältigen Pflege von Seiten der Regierung; dagegen waren die unteren Volksschulen nach dem eigenen Geständniß tüchtiger Schulmänner in mittelmäßigem Zustande und für das Bedürfniß der Bevölkerung nicht zureichend.

Die zwei Universitäten von Pisa und Siena waren mit Lehrkanzeln reichlich dotirt, deren in Pisa nicht weniger als 56 bestanden.

So wie es eine Adels- und Geldaristokratie gibt, so besteht auch eine Gelehrten- oder Geistesaristokratie; in allen Dreien steckt etwas hartnäckig Stabiles, unbeugsam Intolerantes. Von dieser verstockten Geistesaristokratie gab es damals drei Gesellschaften in Toscana.

1. Die Accademia della Crusca mit einer Ultrasprachreinigungstendenz, ungefähr wie der Deutschen Deutschefte das Wort Marqueur durch das ganz einfache Wort „Stoßbrettkugelzahlzähler" um sein bisheriges sprachliches Bürgerrecht bringen und es aus dem Heiligthum des deutschen Sprachtempels hinaus werfen wollen. Die Accademia war damals, jener Epurationstendenz entsprechend, mit der Zusammenstoppelung eines neuen gereinigten italienischen Wörterbuches beschäftigt und zählte im Ganzen einige 50 Mitglieder.

2. Die Accademia dei Georgofoli, von der man nichts Interessanteres

zu berichten wußte, als daß sie einen viel bekreuzten und betitelten großen Herrn zu ihrem Präsidenten habe.

2. Die J. R. „Accademia della valle Triberina-toscana di science, lettere ed arti," von bedeutenden Verdiensten um Wissenschaft und Kunst, mit ausgezeichneten Gelehrten unter ihren Mitgliedern, gewinnt an empfehlendem Aeußeren durch das trotz ihren wohlbegründeten höheren Ansprüchen bescheidene Aushängeschild ihres Präsidenten, der nur ein gelehrter aber titelloser Domherr ist.

Die fünf öffentlichen Bibliotheken in Florenz enthalten einen sehr interessanten, zum Theil sehr seltenen Bücher- und Handschriftenschatz, sowie die beiden Kunstgallerien oder Museen die schönsten und werthvollsten Schöpfungen der Kunst besitzen.

Der große Reichthum der Kunstsammlungen in Florenz gab dem Erzherzog Anlaß zu der gewiß richtigen Bemerkung, daß es zu wünschen wäre, die Haupt- und Residenzstädte möchten in Beziehung auf Kunstsammlungen vom Monopolgeiste weniger eingenommen sein und liberaler gegen ihre Schwesterstädte in den Provinzen denken. Abgesehen von dem Umstande, daß die große Anhäufung von Kunstwerken, wie dieselbe z. B. in den Gallerien zu Florenz Statt findet, bei einem eintretenden Unglücksfalle den Verlust der ganzen Sammlung nach sich ziehen könnte, ist diese Centralisation von Kunstschätzen, dieses so zu sagen Plündern der Provinzen zu Gunsten der Hauptstadt, ein großes Hinderniß für das Aufkommen und Gedeihen der Künste in den Provinzen. Manch glückliches Talent, das schöne Früchte tragen würde, wenn es in der Heimath Gelegenheit gehabt hätte die Kunst nach guten Vorbildern ausüben zu lernen, verkümmert oder nimmt eine fehlerhafte Richtung, weil ihm die Gelegenheit oder die Mittel fehlen, um aus dem reichen, aber auch kostspieligen Born der Kunst, der jetzt nur in der Hauptstadt fließt, zu schöpfen. Die Hauptstädte sollten demnach nur die schönsten und seltensten Blüthen der Kunst in ihren Gallerien besitzen und ihren Reichthum mit den Provinzen theilen. Es käme auf diese des Schönen und Vorzüglichen gerade noch so viel, als ihre heimischen Talente brauchen, um den rechten Gang in der Kunst zu gehen und endlich den Weg nach der Hauptstadt auf eigene Kosten zurückzulegen.

Auf der Durchreise durch Lucca besuchte der Erzherzog bloß die Kirche St. Romano und die Kathedrale. Erstere besitzt das sehr schöne Bild La

Madona del popolo oder auch della misericordia von Frà Bartolomeo; in letzterer sind bloß drei Bilder und zwar von Frà Bartolomeo, Tintoretto und Ghirlandajo sehenswerth. Die übrigen Gemälde, deren wenigstens zwölf, hatten seidene Vorhänge, die sie auch, wie der Erzherzog bemerkte, verdienen; nur sollte man sie nicht aufziehen; man bliebe dann bei dem Glauben, es wären ganz vorzügliche Meisterwerke hinter den Vorhängen, was aber durchaus nicht der Fall ist. Die Industrie der Cicerone bedient sich dieses Kniffes um damit Geld zu verdienen, da man für das Aufziehen der Vorhänge bezahlen muß. Der Menschenschlag im Lucchesischen ist hübsch, das Land sehr schön, gut kultivirt und reich, während die Bewohner doch arm sind. Die Ursachen dieser Armuth des Landvolkes dürften die große Theilung des Grundbesitzes und die große Anzahl müßiger Menschen im geistlichen Kleide sein, die von den arbeitenden Klassen ernährt werden müssen. Auf der weiteren Reise nach Genua besuchte der Erzherzog noch die Städte Carrara, Sarzana und Spezia. Carrara, wegen seiner unerschöpflichen Marmorbrüche merkwürdig, welche den herrlichen Stoff zu den größten Kunstwerken liefern, zeigte dem Erzherzog in seinen zahlreichen Bildhauerwerkstätten, daß hier die Kunst bloß als gewinnreiches Handwerk betrieben werde. Die hier bestehende „Accademia delle belle arti“, welche von dem Erzherzog ebenfalls besucht wurde, war mit ihrer armseligen Sammlung von Gypsmodellen nicht geeignet ihm eine günstige Meinung beizubringen. In den besten Bildhauerateliers waren bloß Copien der Kunstschätze der Tribuna in Florenz und der Meisterwerke Bartolinis, Bartuccis, und Anderer, dagegen kein einziges Original. „Das Nachahmen“, meinte der Prinz, „ist freilich immer leichter und bequemer als das Schaffen; „Carraras Künstler machen es sich hierin sehr bequem.“

Nachdem die Besichtigung von Carraras Kunstarena beendet war, ging der Erzherzog zu Fuß nach den $^{3}/_{4}$ Stunden entfernten Marmorbrüchen. Der Weg dahin war sehr schlecht, streckenweise sehr holprig und kothig, da es Tags zuvor geregnet hatte. Es begleiteten ihn: der Podesta von Carrara, ein alter Mann, ferner ein junger sehr zudringlicher Mensch, eine wahre Zierpuppe — richtiger würde ihn das Wort Zierbengel bezeichnen — zwei Garde-offiziere in großer Uniform mit ungeheuren Federbüschen auf ihren dreieckigen Hüten, endlich die Honoratioren des Ortes, deren Zahl sehr groß war, da sich dort beinahe Jedermann dazu rechnet. Obschon sich anfänglich Alle an den Erzherzog drängten und ihn fünf auch sechs aus dieser Cohorte von Begleitern

zugleich anschnatterten — eine üble Gewohnheit der Italiener im Allgemeinen — so hörte er sie doch mit einer bewunderungswürdigen Gutmüthigkeit und Geduld an. Nicht lange jedoch, so beschleunigte der leichtfüßige Prinz seine Schritte, um der Schwätzer los zu werden, was zu komischen Scenen und Situationen Anlaß gab, die ihn sehr belustigten. Bald sah er sich veranlaßt den Podesta in Gnaden zu entlassen, der für diese Aufmerksamkeit sehr dankte; einer der Honoratioren, dessen Gesicht gar nicht trocken wurde, obschon er mit dem Taschentuche unaufhörlich daran wischte, verlor sich, dem Podesta folgend, ganz unbemerkt. Eine gleiche Niederlage erfuhr bald darauf der größte Theil selbst derjenigen, die der Ehrgeiz auf den Beinen erhalten und zur Eile angespornt hatte. Es war ein wahres Wettgehen mit dem Erzherzog an der Spitze: ein Jeder suchte seinen Vordermann zu überholen, um dem Prinzen nachzukommen, ohne sich umzusehen und um das Schicksal der Zurückbleibenden sich zu bekümmern. Da der Weg stellenweise sehr steinig und kothig und — einerseits von einem Bache, andererseits von einer steilen Berglehne begrenzt — bis auf eine Geleisweite verengt war, so war auch ein Umgehen oder Ausweichen der schlechten Stellen nicht immer möglich. Dieser Umstand verursachte sehr komische Verlegenheitsscenen: hier ein Honoratior in festlicher Toilette, den feuchten Boden mit der Fußspitze vorsichtig sondirend, mit fragendem Blicke, ob er ihm wohl trauen dürfe; dort ein Anderer, die Entfernung zweier Steine mit dem Auge messend, die einzigen festen Punkte, um mit einem Sprunge trockenen Fußes über eine Pfütze zu kommen; dieser springt unglücklicher Weise zu kurz, jener tritt aber zu weich: ein „Maledetto“, das Beiden entschlüpft, verkündet das schmutzige Abenteuer, das Beiden begegnet. — Manchem gewaltigen Stolpern galt ein: „Ah Diavolo!“ mit einem bitter verzogenen Gesichte. So war denn die List des Erzherzogs gelungen; denn die Schaar der meisten lästigen Begleiter war noch vor zurückgelegtem halbem Wege bis auf Wenige zusammengeschmolzen.

Die Mühen des Weges waren dem Erzherzog bei seinem für Naturschönheiten empfänglichen Sinne durch den Anblick der merkwürdigen Marmorbrüche reichlich gelohnt. Man bricht daselbst Blöcke von mehreren hundert Centnern. Ist der Bruch solcher Blöcke schon sehr schwierig, so ist es der Transport derselben nach Carrara auf der sehr schlechten Straße, die dahin führt, noch bei weitem mehr. Der Erzherzog empfahl demnach die Errichtung

einer Eisenbahn von den Brücken nach der Stadt als ein dringendes Bedürfniß; es schien aber, daß die Väter der Stadt es vorziehen würden, auf dem Wege zu bleiben, den ihre Voraltern gewandelt.

Zu den Merkwürdigkeiten Sarzanas gehört der Kopfputz der Frauen aus den unteren Volksklassen: sein merkwürdigster Bestandtheil ist ein mit bunten Bändern und Blumen geschmücktes Strohhütchen, das so klein ist, daß es bloß für eine zwei Schuh große Puppe passen würde. Dasselbe wird rückwärts an den Haarbund mittelst eines durchgesteckten Pfeiles in schiefer Lage befestigt. Es gehört ein an solchen Putz gewöhntes Auge dazu, um das fragliche Hütchen schön zu finden.

Besuch in Turin.

Das reizend gelegene Spezia mit dem sichersten und geräumigsten Hafen Italiens hat es wahrscheinlich nur der Nachbarschaft Genua's zu verdanken, daß derselbe vernachlässigt ist. Die üppige Vegetation in der Gegend von Spezia machte einen sehr wohlthätigen Eindruck auf den Erzherzog. Das Meer bildet einen tief in das Land zwischen zwei Bergrücken eindringenden Busen, der durch die gegen denselben abfallenden Berglehnen und ihre Ausläufer vor kalten und warmen Winden vollkommen geschützt ist. Die Gebirgsstraße von Spezia nach Genua über Borghetto, Matterana und Sestri di Levante führt bis unweit vom letzteren Orte durch ärmliche schlecht cultivirte Gebirgsgegenden, denen der natürliche Schmuck der Wälder fehlt. Man sieht allenthalben, wie der Mensch mit der Natur hier ringen muß, um einem undankbaren Boden eine mäßige Ernte abzugewinnen; die Spuren hiervon sind überall nur zu sichtbar. Die höheren Theile der Apenninen sind überhaupt ein unschönes Gebirge, weder großartig noch malerisch in den Formen, noch mit einer hübschen Vegetation bekleidet; die obersten Höhen sind meistens kahl, nur die Ausläufer gegen die Ebene und das Meer sind gut cultivirt und gewähren pittoreske Ansichten. Namentlich ist dieß und zwar häufig der Fall in der Küstenstrecke zwischen Sestri die Levante und Genua. Je mehr man sich Genua nähert, desto mehr nimmt inmitten einer reizenden südlichen Pflanzenwelt vom üppigsten Wuchse die Zahl schöner Landhäuser und Paläste zu, viele von ihnen zeugen von Genuas großer Vergangenheit. Wer Sinn für die Schönheiten der Natur hat, wird diesen hier reichlich befriedigt finden: und dieß war bei dem Erzherzog in hohem Grade der Fall.

Mit einer Wasserfahrt im Hafen und nach dem Molo nuovo eröffnete der Erzherzog die Betrachtung der Merkwürdigkeiten Genuas. Die Stadt bildet, vom Molo an gesehen, ein herrliches Rundgemälde. Sie erhebt sich amphitheatralisch auf den Abhängen der Höhen, welche sie einschließen, und die mit Festungswerken gekrönt sind. So sehr sie auch ihren Beinamen „La Superba" verdient, so fehlen doch, wie der Erzherzog richtig bemerkte, schöne und imposante Kirchthürme, um das großartige Gemälde krönend zu vervollständigen. Genua, das drei große Hauptstädte mit Palästen versehen könnte, hat keinen einzigen Kirchthurm, der seiner Architectur oder Höhe wegen merkwürdig wäre.

Auf diesem Ausfluge im Hafen besichtigte der Erzherzog die sardinische Fregatte „San Micheli" mit 60 Geschützen — ein neues, schönes Schiff, gleich einer schlanken, stolzen Meeresgöttin, gemacht zur schnellen und leichten Fahrt. Die Besatzung zählte 420 Matrosen und 75 Marinesoldaten. Man war eben im Begriffe, das Schiff zur Fahrt nach Rio Janeiro auszurüsten.

Vom Hafen zurückgekehrt, ging die weitere Betrachtung Genuas unter der Führung eines kundigen Servitore di piazza oder Lohnbedienten, da die vom Gouverneur angebotene Begleitung abgelehnt worden war, in folgender Ordnung vor sich.

Die Kirche St. Siro fand der Erzherzog zwar groß und hübsch, doch ihren Baustyl überladen, und den Palast Brignole — auch unter dem Namen Palazzo rosso bekannt — sehenswürdig wegen seiner Gemäldesammlung, worunter eine „Madonna mit dem Jesuskinde", angeblich von Raphael, der Steuergroschen von Van Dyck und Guido Renis Heiliger Sebastian die vorzüglichsten Werke sind. Dieser Palast war damals für den Betrag von 100,000 Francs zum Kaufe ausgeboten, obschon er gewiß eben so viel Ducaten gekostet hat: — welch' trauriges Zeugniß von Genuas Verfall! In dem Palaste Serra war der Erzherzog von dem Anblick der Sala dorata, die 1,200,000 Francs gekostet haben soll, überrascht. Alle Wände, Säulen und architektonischen Verzierungen theils vergoldet, theils aus Lapis lazuli und mit ungeheuren Spiegeln bedeckt, im Ganzen aber mehr reich, als geschmackvoll und als Andenken des Uebermuthes einer reichen Adels- und Geldaristokratie aus jenen Zeiten, wo Genua seinen Reichthum nach Tonnen Goldes zählen konnte, allerdings merkwürdig. Im Palaste Pallavicini war der Anblick einiger schönen Gemälde lohnend für den Besuch, und zwar: Die Anbetung des Christuskindes von Lucas von Leyden, die Kreuzabnahme

von demselben Meister und eine Madonna mit dem Jesuskinde, angeblich von Raphael (?). Bemerkenswerth waren hier die sehr geschmackvollen und herrlich vergoldeten Zimmerdecken (Plafonds). Im Palazzo ducale, der vormaligen Residenz der Dogen, war besonders merkwürdig: der Saal des großen Rathes und der Krönungssaal. Letzterer war einst mit 20 Statuen berühmter Genuesen geziert; das souveraine Volk hatte sie aber zertrümmert und an deren Stelle standen eben so viele Strohfiguren mit Gypsköpfen in Leinwandkleidern, die Wissenschaften und Tugenden vorstellend. „Die Metamorphose gibt hinlänglichen Stoff zum Nachdenken“ — meinte der Prinz — „und es ließen sich sehr lehrreiche Betrachtungen über das: Sic transit „gloria daran knüpfen.“

Die Kathedrale St. Lorenzo, ein plumpes Gebäude in gothischem Style, noch unausgebaut, bot wenig Bemerkenswerthes. Hierzu gehörte vor Allem der heilige Graal in der Kirchencapelle di San' Sacramento. Dieser ist eine große smaragdgrüne Schale von Glas mit Edelsteinen besetzt, in welcher der Sage nach Joseph von Arimathia das Blut Christi bei der Kreuzigung aufgefangen haben soll. Der Cicerone behauptete aber, Christus habe das Osterlamm aus dieser Schale gegessen; die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen, die Schale wird wahrscheinlich weder das Blut Christi, noch das Osterlamm enthalten haben. In der Capelle Johannes des Täufers soll, wie der Cicerone versicherte, der Leib dieses Heiligen aufbewahrt sein!!! Diese kostbare Reliquie wurde zwar nicht gezeigt, doch betheuerte man, Kaiser Franz habe hier einen Finger Johannis gesehen.

Die Kirche St. Maria di Carignano, in edlem Style auf Kosten der Familie Sauli erbaut, enthielt vier ziemlich gelungene Standbilder von Boucier, den heiligen Sebastian, Johannes den Täufer, den heiligen Bartolomeus und einen Bischof aus der Familie Sauli; auch waren hier noch zwei Bilder für die Gläubigen, welche an die in Monte Pulciano in der Kirche St. Biaggio befindlichen erinnern. Das eine Bild stellt einen kranken Ochsen dar, den der heilige Alexander Sauli heilt, das zweite Bild einen knieenden Ochsen, wahrscheinlich den geheilten, der den vor ihm stehenden Bischof Sauli anbetet. „Es gab eine alte Zeit“, bemerkte der Erzherzog, „in der die Menschen Thiere anbeteten. So beteten die Ägypter einen „Stier an; das Crocodil war ihnen heilig; in der späteren Zeit fand, wie

„bildliche Darstellungen uns jetzt belehren, ein Rollenwechsel statt. Die „Menschen werden von Thieren angebetet. Es fragt sich nun, sind in dieser „späteren Zeit die Thiere gescheidter und die Menschen dümmer, oder sind „die Thiere dümmer und die Menschen nicht vernünftiger geworden?“ Es wäre anmaßend, diese heikliche Frage beantworten zu wollen, zumal es hier eine bischöfliche Tiare, überdieß einen heiligen Mann und seinen Schützling betrifft; daß dieser vierfüßig und gehörnt ist, thut nichts zur Sache. Es geschehen oft Dinge in der Welt, die gleich der Hieroglyphenschrift nur jenen verständlich sind, die das ABC hierzu selbst erfinden. Zur Kirche Maria di Carignano führte der Weg über den ponte Carignano, eine gegen 90 Fuß hohe und 170 Schritte lange Brücke auf drei Bogen; unter ihr stehen sechs auch sieben Stock hohe Häuser.

Die Villa di Negro, ein hübsches Landhaus in einem mehr sorgfältig gepflegten, als schönen Garten, bot eine sehr lohnende Aussicht auf die Stadt und ihre nächste Umgebung, sowie auf den Hafen.

In der Kirche l'Annonziata war außer einem schönen Gemälde von Procacini, das heilige Abendmahl vorstellend, und dem Grabmale des Marschalls von Boufflers, † 1747 als Gouverneur von Genua verstorben, dieses blos als historische Reminiscenz, nichts Sehenswerthes.

In dem Palazzo Felippo Durazzo lohnte eine ziemlich reiche Bildergallerie mit mehreren Originalgemälden von Tizian, Guercino, Procacini, Paolo Veronese und Guido Reni den Besuch.

Die Universität, von Felippo Balbi gestiftet, ein hübsches Gebäude mit einem schönen Hofraume — Cortile — hat einen wegen seiner Größe und Ausstattung merkwürdigen Disputationssaal. Derselbe ist mit sechs schönen Standbildern in Bronze von Johann von Bologna und mit hübschen Fresken geziert. Erstere sind allegorische Figuren der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Frömmigkeit, Religion und Tapferkeit. Die Universitätsbibliothek, die damals über 45,000 Bände zählte, enthielt viele seltene Werke und werthvolle Handschriften.

Der Palazzo reale — Eigenthum des Königs — ist durch seine Masse imposant. An das Mittelgebäude schließen sich beiderseits nach der Gartenseite zu Flügel an. Den linken Flügel bewohnt gewöhnlich, während des Aufenthaltes der Majestäten in Genua, die Königin, den rechten der König.

Der Garten ist zwar klein, gewährt aber eine sehr schöne Aussicht.

Als man durch die Appartements der Königin ging, fiel es dem Cicerone ein, die Bestimmung eines jeden Zimmers anzugeben. In diesem Zimmer, rief er mit lauter Stimme, schlafen Ihre Majestät, in diesem machen sie Toilette, in diesem schreiben sie, ein viertes ist das Lese-, ein fünftes das Empfangs-, ein sechstes ihr Speisezimmer, im siebenten halten sie ihre Siesta, im achten machen sie Musik, im neunten zeichnen sie, und so ging es fort, bis die Zahl zwölf voll war. Mittlerweile bei der Fontaine auf der Gartenterasse angelangt, schloß der bis zur Indiscretion gegen die Majestäten geschwätzige Cicerone sein Namensregister der Zimmer mit den Worten: „und hier bei der Fontaine geben ihre Majestät die Königin seiner Majestät dem Könige das Rendezvous."

In dem Flügel, den der König bewohnt, wiederholte der geschwätzige Cicerone ein ähnliches Zimmerregister. Welche Pein, in 12 Zimmern täglich leben zu müssen! Ist es dann ein Wunder, wenn ein so hoher Herr oder eine so hohe Frau bei dieser so vielmal getheilten Lebensweise sich selbst sehr schwer oder auch gar nicht wieder finden? In dem Palaste waren mehrere schöne Gemälde von Van Dyk, Holbein, Carlo Dolce und Tizian. Der große Hofraum vor dem Palaste, in dem viele Wagen Platz haben, überrascht umsomehr, als in keinem andern Palaste Genuas Räume für Equipagen vorhanden sind. Man bediente sich sonst nur der Sänften. Daher kommt es, daß Genua nur drei ganz fahrbare Straßen hat: die Strada Balbi, nuova und nuovissima, von welchen die beiden letzteren, wie es auch ihr Name andeutet, der neueren Zeit angehören.

Der Erzherzog beschloß seinen Aufenthalt in Genua mit dem Besuche im Irrenhause, einer wahren Musteranstalt in jeder Beziehung, weßhalb auch die Besichtigung die kleinsten Details umfaßte.

Von Genua begab sich der Erzherzog nach Turin. Kaum hier angekommen, es mochte für eine Haupt- und Residenzstadt noch zu frühe gewesen sein, obgleich es schon 10 Uhr war, ließ er bei Hofe anfragen, wann er Sr. Majestät dem Könige aufwarten könne. Die erste Antwort vertröstete auf eine zweite, welche der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten bald nachfolgen lassen würde. Einige Stunden später kam diese und brachte eine Einladung des Erzherzoges und seines Gefolges zur königlichen Mittagstafel.

Turins Sehenswürdigkeiten seien ebenfalls hier in der Ordnung aufgeführt, in der sie beim Besuche an die Reihe kamen.

Das Museum alter Waffen und Rüstungen enthält viel merkwürdige Stücke, von welchen besonders ein Schild, der Benvenuto Cellinis Werk sein soll, ausgezeichnet ist.

Die ziemlich reiche königliche Bildergallerie im sogenannten Castelletto besitzt wenig mittelmäßige Gemälde. Fast alle italienischen Malerschulen sind durch ausgezeichnete Werke ihrer ersten Meister vertreten, obschon darunter nur ein, und zwar sehr zweifelhafter Raphael; deßgleichen die niederländischen und deutschen Schulen durch Rembrandt, Rubens, Van Dyk — von diesem die drei Kinder Karl I. von England: Karl II., Jakob II. und die Prinzessin Henriette, ein herrliches Bild, — ferner durch Holbein, Breughel, Wuvermann und Tenier. Ein Meisterwerk seltener Art ist die Passion Christi mit mehr als zweihundert Figuren von Hans Memling.

Die Universität mit hübschen und zweckmäßigen Localitäten besaß eine ziemlich vollständige zoologische Sammlung; die mineralogische Sammlung war fehlerhaft geordnet, da Natur- und Kunst- oder Hüttenproducte ungetrennt durcheinander lagen. Der Professor der Mineralogie, der sich unter den Begleitern des Erzherzogs befand, gerieth durch einige an ihn gerichtete Fragen sehr in Verlegenheit; das Moos'sche System schien ihm ganz unbekannt zu sein. Im physikalischen Cabinette, das sehr unvollständig war, wurde von dem Erzherzog ein Experiment mit dem Electro-Magnetismus als bewegender Kraft gemacht. Obschon es gelang, ein beiläufig 60 Pfund schweres Rad in Bewegung zu setzen, so dürfte die Anwendung dieser Kraft bei dem Maaßstabe, wie ihn die Mechanik jetzt anlegt, noch nicht thunlich sein.

Das ägyptische Museum, eine sehr reiche und werthvolle Sammlung von Monumenten der Bildhauerei, Särgen, Ornamenten, Mumien, Papyrusrollen, Inschriften, selbst Geräthen, mit einer sehr vollständigen Partie von gefärbten Bildhauerwerken, verdankt seinen Reichthum den Bemühungen des sardinischen Consuls Drovetti in Alexandria.

Die Zahl der frommen, das heißt Wohlthätigkeitsanstalten (pii istituti), im ganzen Königreiche war damals verhältnißmäßig viel größer, als in jedem andern italienischen Staate. Nachstehende dem Erzherzoge gegebene statistische Notizen vom Jahre 1841 geben die Zahl jener Anstalten mit Ausschluß Sardiniens auf 1727 an. Hiervon waren zu vollständiger Verpflegung der Aufgenommenen 285 und zur zeitweisen Hülfsleistung 1378 eingerichtet. 31 dieser Institute waren mit eigenen Fabriklocalen versehen. In 280 Instituten ersterer

Art (a ricovero) wurden im Laufe des gedachten Jahres 64,731 Personen während 4,960,320 Tagen mit einem Kostenaufwande von 3,558,293 Francs versorgt. Für Geisteskranke bestanden im Königreiche 4 vortreffliche Anstalten, und zwar in Chambery, Turin, Genua und Alexandria, in welchen im Jahre 1841 815 Kranke während 296,650 Tagen mit einem Aufwande von 320,650 Francs verpflegt wurden, demnach 1 Franc 8 Centimes täglich auf einen Kranken.

Mit besonderer Befriedigung über das Gesehene verließ der Erzherzog die beiden Spitäler St. Lazaroni und St. Luigi Gonzaga, die in manchen ihrer Einrichtungen als Muster für ähnliche Anstalten gelten könnten. Das Spital St. Luigi verdankt seine Entstehung, sowie seinen Fortbestand lauter milden Gaben; obschon dessen Bau über 1 Million Francs gekostet, betragen doch die jährlichen Einkünfte bei 112,000 Francs.

Von den militärischen Anstalten, welche der Erzherzog sämmtlich besuchte, seien hier bloß erwähnt: die Militärakademie, die Reitschule und das Arsenal.

In der Militärakademie wurden damals Offiziere für die Linie und für die wissenschaftlichen Corps gebildet.

Die akademische Jugend war bei der Ankunft des Erzherzogs im Hofraum in Parade aufgestellt. Sie machten sämmtliche Handgriffe mit dem Gewehre und einige Bewegungen, alles mit Ruhe und Fertigkeit. Das Aussehen und die Adjustirung der Zöglinge waren vortrefflich. Der Erzherzog meinte, „der Anstalt wären blos geräumigere Lehrsäle zu wünschen und „eine reichere Sammlung an Modellen und Zeichnungen im Fortifications-„saale." Die vorgelegten Situationszeichnungen erhoben sich nicht über die Mittelmäßigkeit, obschon das denselben zu Grund gelegte Princip der Schichtenaufnahme richtig war. Dürfte man von den äußeren für die physische Erziehung der Jugend daselbst bestehenden Einrichtungen auf die intellectuelle Ausbildung derselben schließen, so würde das Urtheil allerdings sehr günstig ausfallen, jedoch etwas weniger günstig lauten, wollte man nach den vorgelegten wenigen Proben der Unterrichtsresultate urtheilen.

Von dem Tage des Eintrittes in die Akademie erhält jeder Zögling die Cadettenlöhnung; diese wird jedoch zurückgelegt und bildet bei dessen Austritte aus der Anstalt sein Equipirungsgeld.

Im Arsenal befand sich eine vollständige Sammlung sämmtlicher in den europäischen Armeen damals eingeführten Feuergewehre und Muster von

sämmtlichen neuesten Erfindungen militärischer Feuerwaffen. Die damalige jährliche Erzeugung von diesen Waffen in den Werkstätten des Arsenals soll sich bloß auf 9000 Stück Infanteriemusketen belaufen, wovon jede 32 bis 34 Francs kostete.

Der Besuch der Reitschule in der Veneria befriedigte den Erzherzog in mehrfacher Beziehung; insbesondere war es die Campagnereiterei, die, wie die stattgehabte Production zeigte, hier nach richtigen Grundsätzen gelehrt wird. Der Vorsteher und zugleich die Seele der Anstalt war ein Rittmeister, der früher als Offizier in der österreichischen Cavallerie gedient hatte: er versicherte, seinen Unterricht auf die physische und geistige Beschaffenheit des Reiters und des Pferdes zu basiren und daraus seinen Schülern zu erklären, warum jeder Schritt vorwärts im Unterrichte gerade so, wie er ihn lehre, und nicht anders gemacht werden könne. Wenn man auch zugibt, dieser Unterrichtsgang sei ein sehr rationeller, so entsteht doch die Frage, ob dieses Individualisiren von Reiter und Pferd, das bei Lehr-Escadronen ausführbar sein mag, auch bei großen Cavalleriemassen angewendet werden kann? Es wurde jedoch der durch diese Anstalt bei der Truppe erzielten Resultate von den anwesenden höheren Reiteroffizieren sehr lobend erwähnt.

Die von verschiedenen Infanterie-, Cavallerie- und Artillerieabtheilungen vorgeführten Productionen begründeten im Erzherzog die Meinung: die Artillerie wäre die vorzüglichste, in ihrer Ausbildung am meisten vorangeschrittene Waffe der piemontesischen Armee, während die Infanterie damals noch am meisten zu wünschen übrig ließ.

Die Cavallerie war zwar sehr gut beritten und in Allem gut ausgerüstet, es erschien jedoch als ein wesentlicher Übelstand, daß der Reiter kein eigenes Pferd hat, das er, wie bei der österreichischen Cavallerie die Einrichtung besteht, so lange reitet, bis dasselbe dienstuntauglich wird. Die Pferde werden beinahe täglich von anderen Reitern geritten. Dieser Übelstand ist gewiß die Ursache, daß die Pferde in gewissen ungewohnten Momenten, z. B. bei dem gelegentlich der Defilirung vor dem Könige üblichen Rufe viva il Re! wobei die Säbel in die Höhe gehoben werden, in Unordnung gerathen; auch kann der Reiter bei diesem fortwährenden Wechsel keine besondere Neigung für das Pferd fassen, das er heute reitet und vielleicht erst

nach Monaten wieder besteigt, — ein großer Nachtheil, der selbst die Tüchtigkeit der Truppe gefährdet.

Der damalige Friedensstand der piemontesischen Armee betrug laut den dem Erzherzoge darüber gemachten Mittheilungen:

20 Regimenter Infanterie, wovon 2 Garderegimenter, jedes zu 2 Bataillonen, das Bataillon zu 6 Compagnien. 1 Bataillon Freischützen zu 6 Compagnien (Cacciatori Franchi) und 3 Compagnien Scharfschützen (Bersaglieri).

6 Regimenter Cavallerie zu 6 Escadronen, außerdem das Corps leichter Reiter von Sardinien.

Von Genietruppen 1 Bataillon Pioniere, außerdem noch 1 Carabinier-(Gensdarmes) Regiment.

Die Stärke dieser Truppengattungen war:

An Infanterie in runder Zahl	25,000	Mann,
an Cavallerie	3,000	„
die Artillerie an disponibler Feldtruppe beiläufig	1,000	„
Genietruppen	600	„
Zusammen gegen .	30,000	Mann.

Für diese kleine Armee zählte der große Generalstab: 1 Feldmarschall, 4 Generale (Generale der Cavallerie und Feldzeugmeister), 24 Generallieutenants und 46 Generalmajors.

Der Generalstab der Marine bestand aus: 3 Contre-Admiralen (Generallieutenants), 1 Major-General, 6 Linienschiffscapitänen, 5 Fregattencapitänen 7 Linienschiffs-Capitains en second.

Die Kriegsflotte soll aus 25 Schiffen mit beiläufig 500 Kanonen bestanden haben.

Sehr bemerkenswerth erschien, daß dem Kriegssecretariate als oberster Kriegsbehörde, an deren Spitze der König selbst stand, die Polzei untergeordnet war, dasselbe demnach gleichzeitig als oberste Polizeibehörde fungirte. Diese Anomalie fand in der straffen militärischen Persönlichkeit des Königs ihre Erklärung. Seine Majestät wünschten ernstlich, daß eine militärische Disciplin in seinem Königreiche herrsche und sich Alles nach dem Tacte der Trommel bewege. Diesem Geiste entsprechend war auch das ganze Königreich in neun Divisionen — Alessandria, Cuneo, Genua, Nizza, Novara,

Savoyen, Turin, Aosta und Sardinien — eingetheilt, an deren Spitze je ein General oder Generallieutenant als Civil- und Militärgouverneur stand. Jede Division zerfiel in mehrere Provinzen, deren Civil- und zugleich Militärchef je nach der Größe und Wichtigkeit der Provinz entweder ein Generalmajor oder ein Oberst oder ein Oberstlieutenant war.

Die oberste Staatsverwaltung, ein streng gegliedertes Ganzes und unmittelbares Organ des Königs, wurde gebildet:

1. Für die Gesetzgebung: durch den Staatsrath (Consiglio di Stato) mit drei Sectionen;

2. für die executive Gewalt: durch vier Staatssecretariate; und

3. durch die grande Cancellaria del Re (die große Canzlei des Königs) mit drei Divisionen und einem Regenten an ihrer Spitze.

Durch diese Canzlei gelangten alle Vorträge der vorhergehenden zwei Staatsbehörden an den König, sowie dessen Entscheidungen an dieselben.

Diese Organe der obersten Staatsverwaltung werden noch nach des Königs jeweiligem Befehle durch die Weisheit entweder sämmtlicher, oder auch nur einzelner Staatsminister unterstützt, deren es damals achtzehn gab. (Oesterreich hatte deren nur fünf ordentliche, das heißt im ordentlichen Dienste!) Für die Rechtspflege gab es im Königreiche (auf dem Festlande) fünf oberste Gerichtshöfe (Reali Senati); vierzig Gerichtshöfe II. Instanz und einhundertzwölf Gemeindebezirksrichter. Dem Staatssecretariate für die Finanzen waren elf Finanzoberbehörden untergeordnet.

Der ganze Staatsorganismus war damals von dem Geiste einer strengen und starren Centralisation durchdrungen, dessen höchster Ausdruck der König selbst war. Der König, ein großer Mann, er maß zwischen sechs und sieben österreichische Fuß, war von starkem regelmäßigem Körperbaue, stets ernst, seine Gesichtszüge somit stets unverändert; und schwer hielt es in seinem Gesichte zu lesen, was in seinem Innern vorging. Der geistige Typus der Physiognomie deutete auf Strenge, Beharrlichkeit, Herrschsucht ohne Anzeichen ausgezeichneter Geistesgaben, welche sonst die Natur in des Menschen Auge legt. Könige sind aber oft — theils freiwillig, theils gezwungen — Doppelgänger, sie sind andere im öffentlichen, andere im häuslichen Leben und ihren Ministern gegenüber. Schein und Sein wechseln fortwährend in ihrem Dasein; doch dürfte es kaum bezweifelt werden, daß auch der so kalt, ruhig und besonnen scheinende König Karl Albert mit dem Gesichte, gleich einem verschlossenen Buch,

in manchen Momenten des Lebens in diesem Buche zu lesen gestatte, wenn er von jenem Geiste überwunden wird, der den Willen des Menschen oft überrascht und beherrscht. Man fürchtet den König mehr, als man ihn liebt; selbst seine nächste Umgebung wird vom Gefühle der Furcht beherrscht, nicht etwa jener Furcht, welche der Franzose mit dem beschwichtigenden Worte „craindre“ ausdrückt; mit „avoir peur“ ist sie richtig bezeichnet. Der königliche Rigorismus wird begreiflich, wenn man erwägt, daß der König nach manchen in früheren Jahren, insbesondere zur Zeit der Revolution von 1821 gegen sein jetziges politisches Glaubensbekenntniß begangenen Sünden, in dem Augenblicke der Thronbesteigung umgesattelt und sich zu seinen jetzigen politischen Regierungsgrundsätzen bekannt hat.

Der Sprung von einem Extrem in ein entgegengesetztes ist bei überspannten Geistern ganz gewöhnlich und erklärt sich durch den physischen Zustand solcher Personen. So ist es auch begreiflich, daß der König aus einem vormaligen Ultraliberalen ein Ultralegitimist und Absolutist geworden. Dabei ist er auch ein Ultrapietist, der den Pietismus so weit treibt, daß er weder das Theater, noch öffentliche Vergnügungsorte besucht, ja sogar, wie behauptet wird, Kasteiungen an sich vornimmt, die an die Zeiten der fanatischen Flagellanten erinnern. Die Legitimisten hatten ihm seine politischen Verirrungen vom Jahre 1821 damals noch nicht ganz vergessen; und wenn sie auch sagten: „Le roi a fait une amende honorable de ses graves égarements de 1821“, so meinten sie damit nur seine politischen Grundsätze, nicht aber ihre persönlichen Ansprüche, die ihrer Meinung nach noch immer unbefriedigt waren.

Der König, ein sehr arbeitsamer Mann, scheut es nicht, ja verlangt es, daß Alles durch seine Hände gehe, der Knopf am Soldatenrocke, sowie das wichtigste Staatsgeschäft. In der inneren Regierungspolitik bewährte er eine eiserne Consequenz in der Durchführung des Princips: „l'état c'est moi.“ Militär und Geistlichkeit standen oben an; beide florirten, wenn auch die Früchte dieser Blüthen eben nicht immer zu den genießbaren gehörten. Der König liebte die Formen, hielt sehr strenge auf die Beobachtung dieses äußeren Königscultus; der mindeste Verstoß gegen die Bestimmungen der Hofetiquette, die unmittelbar vom König ausgehen, weil er es sich mitunter dadurch so bequem machen kann als er will, zog dem Betreffenden seine Ungnade zu. Die Hofetiquette war demnach am Turiner Hofe der Gegenstand eines auf-

merksamen und unausgesetzten Studiums sämmtlicher Personen des königlichen Hofstaates. Die, wie bereits bemerkt, von dem Könige eingeführte Etiquette erinnert an die alt Spanische: z. B. hatte er eine Vorschrift unlängst erlassen, in welcher jene Personen verzeichnet waren, welchen das Recht, oder vielmehr die hohe Auszeichnung ertheilt war, der Königin bei gewissen Gelegenheiten, z. B. beim Einsteigen in den Wagen, beim Aussteigen aus demselben, bei zufälligen Vorkommenheiten u. s. w. beizustehen. Wenn nun der Königin etwa ein schwerer Unfall zustieß, und eine jener privilegirten Personen war eben nicht zugegen, so konnte ihre Majestät verbrennen, ertrinken, das Genick brechen u. s. w.; Ihre Majestät fiel alsdann als Opfer der Etiquette, was immerhin anständiger zu sein schien, als von nicht begnadeten oder gar profanen Händen angefaßt und gerettet zu werden. — (Philipp II. von Spanien kostete, wie bekannt, diese Etiquette das Leben.) Ihre Majestät stürbe alsdann mit dem Ruhme einer Märtyrerin des königlichen Cultus, wenn keiner der Priester der Pagode von Tschaggernaut in solch verhängnißvollem Augenblicke anwesend wäre, um hilfreiche Hand anzulegen. Es liegt doch etwas Großartiges in dieser nach orientalischem Styl durchgeführten Sitte! Gab es und gibt es ja noch im Orient Nachfolger von Allahs großem Propheten, Söhne des Himmelreiches und Söhne der Sonne, auf Thronen von Elfenbein und Edelsteinen, vor welchen viele Millionen Gläubiger demuthsvoll ihre Stirne neigen und den Boden küssen! So dreht sich denn auch in dem gebildeten Europa das sardinische Königreich um die Person seines Königes, wie der Erdball um die Sonne, und empfängt wie jener von der Sonne, von seinem Könige Licht und Leben.

Als Beispiel jener am Turiner Hof herrschenden strengen Etiquette könnte hier noch der Empfang des Erzherzogs angeführt werden, sowie das bei dem Gange aus den Appartements des Königs nach dem Speisesaal statt gehabte Ceremoniel. Dem Leser dürfte jedoch ein Dienst erwiesen sein, wenn dieses Etiquettenbeispiel mit Stillschweigen übergangen wird.

Daß den anspruchslosen gemüthlichen Erzherzog der Zwang dieser kalten Etiquette, die in vielem der des Wiener Hofes so ganz unähnlich war, sehr unangenehm berührte, bedarf wohl keiner Versicherung. Die Stunden, die der Prinz bei Hof verlebte, rechnete er auch nicht zu den angenehmen seines Turiner Aufenthaltes.

Am Turiner Hofe gab es damals keine stabilen oder permanenten

Dienstkämmerer. Eine gewisse Anzahl in der Armee und im Civile dienender Kammerherrn war bestimmt, den Dienst bei Hofe während sechs bis sieben Wochen nach dem Grade der Anciennität zu versehen, worauf sie durch neue ersetzt wurden; nach Ablauf jener Zeit treten sie in ihr früheres Dienstverhältniß zurück. Dieses System hat unstreitig große Vorzüge, von welchen die wesentlichsten die sind, daß die Kammerherrn, welche an anderen Höfen ziemlich theuer sind, nichts kosten, und daß sie weder sich selbst langweilen, noch gelangweilt werden. Am Turiner Hof waren nur die sogenannten grand Scudieri (Oberstallmeister), deren es bei jedem Prinzen Einen gab, stabil.

Reise in der Lombardei.

Einen Monat und acht Tage hatte der Ausflug nach den dem Kaiserhause verwandten italienischen Höfen gedauert. In welcher Weise und mit welchem Erfolge der hohe Reisende diesen Ausflug zur Bereicherung seines Geistes an nützlichen Kenntnissen, als Erfahrungsschule praktischer Lebensklugheit, so wie als eine sehr günstige Gelegenheit zu Beobachtungen und Wahrnehmungen auf dem weiten Felde vielfältiger menschlicher Thätigkeit benützte, davon geben die über diesen Ausflug in vorliegenden Blättern gemachten Mittheilungen, obschon bei weitem keinen erschöpfenden, doch einen hinlänglichen Aufschluß, um dem Leser ein richtiges Urtheil über den Erzherzog in den angegebenen Beziehungen zu ermöglichen.

Eine gleich beharrliche Thätigkeit und ebenso große Intelligenz in der Verfolgung des vorgesteckten Zieles hat der Erzherzog auch auf seiner Reise im lombardisch-venezianischen Königreiche, in Tirol und Istrien entwickelt.

An eine treue Schilderung des Zustandes der sämmtlichen Staatsverwaltungszweige in jenen Provinzen knüpfte er in seinen Aufzeichnungen darüber ein, wie man später sehen wird, freimüthiges Urtheil über die Vorzüge und Mängel derselben. Auf die nämliche Weise behandelte er die Zustände des Volks in materieller, moralischer und geistiger Beziehung.

Es sei in diesen Blättern die subjective Auffassung und Würdigung des Erzherzogs in Betreff sämmtlicher Zustände auf den weiten Gebieten des Staats- und Volkslebens angeführt, worin zugleich der Ausdruck der Ideen und Ansichten des Erzherzogs auf diesen beiden Gebieten überhaupt zu suchen ist.

Nachdem der Erzherzog ein treues Bild der Organisation der politischen Verwaltung im lombardisch-venezianischen Königreiche in allen ihren Gliederungen gegeben, und insbesondere die Einrichtungen des Gemeindewesens mit

einer, ein umfassendes und gründliches Studium derselben bekundenden Ausführlichkeit durchgegangen, unterzieht er letztere einer ernsten Prüfung; deren Resultat war: die Erkenntniß der Nothwendigkeit einer in ihren Wirkungen gewiß segensreichen erweiterten Autonomie des Gemeindelebens in sämmtlichen Kreisen seiner Thätigkeit und einer Verminderung der bevormundenden Beeinflußung desselben Seitens der Regierung. (Siehe die Beilage 1). Es scheint jetzt, als hätte der Erzherzog im Vorgefühle der Zustände der Gegenwart schon damals Regierungsprincipien befürwortet, die jetzt nach Jahren im praktischen Verfassungsleben der Gemeinden theilweise bereits zur Geltung gekommen sind. Überraschend mag es allerdings erscheinen, daß es ein österreichischer Erzherzog gewesen, der freisinnige Regierungsprincipien dem bureaukratischen Systeme des Centralisirens und Zuvielregierens gegenüber bereits zu einer Zeit — 1842 — aussprach und zur Geltung zu bringen suchte, wo die obersten Spitzen als Hauptträger des entgegengesetzten Systems derartige Kundgebungen verabscheuten. Der Erzherzog konnte sich aber den von ihm gewonnenen Erhebungen bestehender thatsächlicher Übelstände im Gemeindewesen und den darüber vernommenen Klagen nicht verschließen und hielt es für ein Gebot treuer Pflichterfüllung, dieselben zur Kenntniß seines Monarchen zu bringen und gleichzeitig die Mittel zur Abhilfe anzuzeigen. Er that Beides mit dem Freimuthe, den das Bewußtsein redlicher Absichten und guten Willens verleiht.

Den landwirthschaftlichen Zuständen des Königreiches widmete der Erzherzog ein in die wichtigeren Einzelheiten eingehendes Studium. Er konnte nicht umhin, die schöpferische Kraft und Productionsfähigkeit des Bodens — insbesondere in der Lombardei — zu bewundern, wo ein drei- bis fünffacher jährlicher, gleichzeitiger Ertrag und zwar: an Körnerfrucht, Wein, Obst, Maulbeerblättern und Holz, auf ein- und demselben Bodenstücke den fleißigen und intelligenten Landwirth lohnt. Er erklärte hierdurch die ungewöhnliche Höhe des Bodenwerthes und der Werthsumme sämmtlicher landwirthschaftlichen Erzeugnisse, welch' letztere im Vergleich zum Flächenraume des in Anbau genommenen Bodens einen überreichen Productensegen voraussetzt, wie er gewiß in keinem anderen Lande des europäischen Continentes vorkommt. Dieser Segen wurde zwar durch die sich mehrende Zerstückelung des Bodenbesitzes verringert, jedoch der dadurch verursachte Ausfall durch die Urbarmachung unkultivirter Bodenstrecken und namentlich durch Trockenlegung von Sümpfen reichlich ausgeglichen.

Die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit, nach welcher die Lombardei in vier Hauptabschnitte zerfällt, in Gebirgsland, Vorgebirge und Hügelland, obere Ebene und untere Ebene, bedingt theilweise die im Lande üblichen vier verschiedenen Bewirthschaftungssysteme. Nachdem der Erzherzog diese Systeme sammt ihren Vor- und Nachtheilen erklärt und beurtheilt, sowie die Bedingungen angegeben, von welchen die zweckmäßige Anwendung des einen oder anderen Systems abhängig ist, ging er über zur Untersuchung der Ursachen, welche die landwirthschaftliche Blüthe des Königreichs begründen und schloß an dieselbe zugleich die auf die Förderung der Bodencultur gerichteten Wünsche und Postulate des Landes. Die Angabe der Hauptproducte der Landwirthschaft und Notizen über den Zustand der Zucht der landwirthschaftlichen Thiere und der Seidenraupe beschlossen diesen Abschnitt der Denkschrift. Der reiche Segen an Bodenerzeugnissen, die Wiesen- und Reiscultur mit dem sie bedingenden Bewässerungssysteme, und die Seidencultur waren für den Erzherzog eben so viele neue, ihm ganz unbekannte Zweige der Landwirthschaft, die er auf seinen vorjährigen Reisen in Böhmen nicht hatte kennen lernen können.

Er widmete demnach denselben, wie Nr. 2 der Beilagen darthut, eine besondere Aufmerksamkeit. In dieser Nummer, die jedoch bei weitem nicht das von dem Erzherzog aufgerollte reiche Bild der landwirthschaftlichen Cultur erschöpft, sind bloß angeführt: die wesentlichsten Notizen über die Werthverhältnisse des cultivirten Bodens und seiner Erzeugnisse, über das Bewässerungs- und Bewirthschaftungssystem, über den Seidenbau und über die Ursachen der landwirthschaftlichen Blüthe, endlich die Darstellung einiger Verhältnisse, die störend einwirken.

Über den Bergbau in der Lombardei äußerte der Erzherzog, daß der Mangel an Arbeitskraft, an Brennmaterial und an intelligenter Leitung von Fachmännern, deßgleichen an Vertrauen auf die Rentabilität der zu einem großartigen Betrieb nöthigen Auslagen, eine dem Reichthum an Erzen entsprechende Entwicklung desselben hindere. Der Grubenbau sei im Ganzen mittelmäßig, mehr Raub- als rationeller Bau, dabei höchst ärmlich bezüglich des Einbaues. Auch im Hüttenbetriebe vermißte der Erzherzog im Allgemeinen die Fortschritte der Neuzeit; nur das Gußeisenwerk zu Dongo machte in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme.

Den Zustand der Fabrikindustrie unterzog der Erzherzog einer

gründlichen Erörterung. Nach einer allgemeinen Schilderung desselben und nach Angabe der Ursachen, warum derselbe weniger befriedige, ging er über zur Darstellung der Hauptindustriezweige, der Fabrikation von Seidengarn und Seidenstoffen, von Leinen-, Baumwoll- und Schafwollgarnen und Stoffen, von Käse, Leder, Papier, Eisenwaaren und Chemikalien. Von diesen Fabrikationszweigen sei aus der Denkschrift nur die Beschreibung der Seide- und Käsefabrikation in der Beilage Nr. 3 beispielsweise angeführt.

In dem Abschnitt „Cultus“ enthält die Denkschrift eine Beurtheilung der Geistlichkeit, welche ihres besonderen Interesses wegen, da sie bestehende Verhältnisse ganz richtig schildert und des Erzherzogs Ansichten über jene Verhältnisse ausspricht, hier nicht übergangen werden darf.

„Der Geistlichkeit“, heißt es in der Denkschrift, „muß man das Lob „ertheilen, daß sie, streng in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten, dem „weltlichen Aufwande fremd, genügsam und trotz ihres kargen Einkommens „zufrieden, den religiösen, sowie den Wohlthätigkeitssinn im Volke wach erhält und bei diesem ihren geistlichen Einfluß zur Aufrechthaltung der Kirche „und des äußeren Cultus, sowie zur Errichtung und Unterstützung von Humanitätsanstalten geltend macht. Mehrere neue Anstalten dieser Art, die „auf Hebung des Sittlichkeitsgefühls der unteren Volksclassen durch die „Besserung einer verirrten und verwahrlosten Jugend äußerst wohlthätig einwirken, wurden durch Geistliche in's Leben gerufen und werden auch von „ihnen mit vielem Eifer und großer persönlicher Aufopferung sehr zweckmäßig geleitet. Als ehrwürdiger Vertreter dieser Richtung darf nicht ungenannt bleiben der Priester Aporti, Director der Kinderbewahranstalt in „Cremona: er ist der erste, der diese Gattung wohlthätiger Anstalten in's „Leben rief und in Italien einführte. Die Mehrzahl des Clerus ist jedoch „wenig unterrichtet, bigot, intolerant und, der Sinnlichkeit des Volkes nachgebend, in dem äußerem Cultus oft weiter gehend, als es mit der Würde „der Religion verträglich ist. Auch die höhere Geistlichkeit ist diesen Uebelständen nicht fremd. Die Kuratgeistlichkeit genießt wegen ihrer mangelhaften Bildung nicht die Achtung, die nothwendig ist, um einen hinlänglich „wirksamen Einfluß auf das religiöse und moralische Leben des Volkes auszuüben; dieß ist insbesondere der Fall im Gebirge, wo das Volk, aufgeklärter als in der Ebene, in seinen geistigen und moralischen Bedürfnissen „schwerer zu befriedigen ist. Unter dem Secularclerus gibt es eine Klasse,

„welche auf die sittliche Erziehung des Volkes, der höheren, wie der niederen „Stände, durch den täglichen persönlichen Verkehr in den Familienkreisen „einen oft entscheidenden Einfluß besitzt. Diese Klasse besteht aus den so„genannten preti di casa (Hausgeistlichen). Beinahe jede Familie der höheren „und mittleren Stände hat ihren prete di casa. Dieser ist nicht allein der „Gewissensrath in Religionsangelegenheiten, sondern auch der Vertraute, „sogar häufig der Agent in weltlichen Dingen, letzteres oft mehr, als mit „der Würde seines Standes verträglich erscheint. Gewöhnlich arm und da„her abhängig von den Familien, deren Unterstützung sie genießen, und in „der Nothwendigkeit, sich die Gunst derselben zu bewahren, lassen es sich „viele gefallen, zu den mannigfaltigsten Diensten verwendet zu werden, die „jene moralische Selbstständigkeit oft erschüttern, welche zur Aufrechthaltung „des geistlichen Ansehens nothwendig, und ohne welche ein heilsamer Ein„fluß unmöglich ist.

„Durch dieses dem Lande eigenthümliche Verhältniß des Zusammen„lebens eines großen Theiles der Geistlichkeit mit den Familienkreisen des „Volkes, wo sich derselben ein weites Feld verschiedenartiger Thätigkeit öffnet, „die für junge Geistliche eben so gefährlich als nützlich werden kann, und „bei der Rückwirkung, welche diese Thätigkeit auf das Familienleben selbst „hat, tritt die Nothwendigkeit einer sorgsamen Erziehung und Bildung der „Geistlichkeit hier weit fühlbarer hervor, als in jedem anderen Lande, wo „das angegebene Verhältniß nicht besteht.

„Bildung und Erziehung des Clerus sind ganz in den Händen der „Bischöfe und hier mehr als irgendwo jeglicher Regierungscontrole entrückt, „ganz von den Ansichten und dem Willen der Bischöfe abhängig. Da aber „die Ansichten von Erziehung und auch der Wille bei verschiedenen Personen „ebenso verschieden sind, so trägt auch die moralische und intellectuelle Er„ziehung des Clerus das Gepräge der persönlichen Ansichten und bischöflichen „Willkühr, wonach dieselbe geleitet wird. Die Tendenz der Bischöfe im „Allgemeinen: sich einen gehorsamen Clerus zu erziehen, ist gewiß sehr „klug, nur dürfte das meistens angewendete Mittel, den Gehorsam der „Geistlichkeit durch Geistes- und überhaupt Bildungsarmuth zu erzielen, nicht „zu billigen, vielmehr zu beklagen sein. Manches schlimme Element liegt „noch in der im Lande, wie überhaupt in ganz Italien herrschenden Sitte, „die jüngeren Söhne der Familien dem geistlichen Stande zu widmen, um

„sie in den Genuß geistlicher Familienstiftungen zu bringen; dabei die Ge„wohnheit, dieselben bereits im zartesten Knabenalter in geistliche Kleidung „zu stecken. Letzteres verträgt sich aber gewiß nicht mit den Rücksichten des „Anstandes, die man sonst dem geistlichen Kleide zollt, und selbst die „Jugend lernt nicht jene Schicklichkeitsgebote beobachten, da es nicht zu „fordern ist, daß ein Knabe von sechs oder sieben Jahren sich stets so geist„lich benehme, wie es das Kleid, welches er trägt, verlangt. Man gewöhnt „sich endlich daran, den geistlichen Habit wie jeden andern bürgerlichen Rock „zu betrachten, von diesem bloß durch Farbe und Schnitt unterschieden."

Die Widmung von Kindern für den geistlichen Stand und ihre vom zartesten Alter an darnach berechnete Erziehung ist kein heilsames Werk. Die Pflichten des geistlichen Standes sind so wichtig und schwer, daß innerer Beruf zur Wahl desselben nothwendig ist, um seine Pflichten gut zu erfüllen. Jene Widmung von Kindern ist aber eine Art Rekrutenpresse für den Stand, da das Kind keinen Begriff von dem Stande hat, dessen äußere Abzeichen es trägt, daher auch keinen inneren Beruf für denselben empfinden kann. Der innere Beruf soll ihm nun im Wege der Gewohnheit und der Lehre eingeimpft oder angebildet werden, eine Forderung, die sich meistens als unpraktisch erweist und höchstens zur Abrichtung folgsamer in ihr Schicksal ergebener, aber nicht von ihrem Berufe erfüllter und durch diesen hochgetragener und beglückter Menschen führt.

Das lombardisch-venezianische Königreich ist mit wissenschaftlichen Instituten so reichlich, wie kein europäischer Staat, ausgestattet. Die meisten, meinte der Erzherzog, erinnern aber in Bezug auf die Größe des wissenschaftlichen Gebietes, das sie bebauen, und ihren äußeren literarischen Verkehr, sowie ihre literarischen Erzeugnisse an Voltaires witzige Antwort, die er einer Deputation der Academie der Wissenschaften von Soissons gab, welche ihn auf seiner Durchreise durch diese Stadt begrüßte, und in ihrer Ansprache den Umstand insbesondere hervorhob, daß ihre Academie die älteste Tochter der Academie von Paris sei: „Oui", entgegnete Voltaire, „fille aînée, fille sage, fille qui n'a jamais fait parler d'elle."

Das Institut der Wissenschaften und Literatur zu Mailand bezeichnete der Erzherzog als das reichste an innerem Gehalt, doch als sehr bescheiden in Bezug auf die Anzahl seiner Mitglieder; es zählt deren nur 29. Das Athenäum zu Brescia genoß den Ruhm die meisten Mitglieder — 248 —

zu haben, wovon 206 correspondirende. Bemerkenswerth erschienen die Athenäen zu Salo und Bergamo; von diesen hatte ersteres unter 79 Mitgliedern nur ein correspondirendes, letzteres dagegen 56 bei einem Stande von beinahe 160 Mitgliedern. Dem Erzherzog konnte der im Allgemeinen ärmliche finanzielle Zustand selbst der lebensfähigeren Institute nicht entgehen; wenn aber die Geldmittel fehlen, so ist das Leben solcher Institute mehr ein bloß vegetirendes, als ein kräftig frucht- und segenbringendes.

Die von dem Erzherzoge über den Volksunterricht gemachten Erhebungen begründeten in ihm die Ueberzeugung, daß die Lombardei in dieser Hinsicht unter allen Provinzen der Monarchie am meisten begünstigt und von der Regierung am großmüthigsten bedacht sei. Es bestanden damals in der Lombardei 4697 höhere und niedere Anstalten für die moralische und intellectuelle Erziehung und Bildung des Volkes in allen ihren Abstufungen. Trotz diesen günstigen Verhältnissen war dem Bedürfnisse des Volkes nicht in dem Maße genügt, um seinen Drang nach Bildung, der sich in dem Verlangen nach Vermehrung der Unterrichtsanstalten kundgab, zufrieden zu stellen. Dieses Verlangen war durch den Umstand nur zu sehr begründet, daß es damals in der Lombardei unter 1000 noch 133 bis 140 schulfähige Kinder (darunter 81,000 Mädchen) gab, die an dem Unterrichte der Volksschulen größtentheils aus Mangel an Anstalten keinen Theil nahmen. Zur Ergänzung der erforderlichen Anzahl Volksschulen fehlten damals noch 61 Knaben- und 875 Mädchenschulen; da aber, wie der Erzherzog bemerkte, in dem Zeitraume von 1838 bis 1841 die Anzahl der Volksschulen jährlich um 53 zugenommen hatte, so war wohl zu hoffen, daß im Verlaufe des nächsten Jahrzehnts jene Ergänzung ganz zu Stande gebracht sein werde.

Die öffentlichen und Privatconvicte, deren der Erzherzog beinahe 40 besuchte, erfreuten sich nicht seines Beifalls, weil mehr eine oberflächliche, als gründliche Bildung sich sehr bemerkbar machte. Die Lehrpläne solcher Institute strotzten von einer Masse von Gegenständen des Unterrichtes in Wissenschaft und Kunst, wohl in der Absicht, die Eltern zu bestechen und dadurch Zöglinge zu gewinnen. „Die Hoffnungen der Eltern", meinte der Erzherzog, „sind groß, das Wissen und Können der Kinder aber klein." Er verließ die Anstalten gewöhnlich mit der an den Vorsteher oder die Vorsteherin derselben gerichteten Aufforderung den Lehrplan zu vereinfachen.

Von den 24 Asili infantili (Kinderbewahranstalten) mit 3500 bis

4000 Kindern besuchte der Erzherzog eine hinlängliche Anzahl', um zu der sicheren Ueberzeugung zu gelangen, daß, so wohlthätig sie auch auf die Sittigung der unteren Volksklassen einwirken, in den meisten das Bestreben herrsche, den Unterricht der Kinder zu erweitern, um die Elementarvolksschulen ersetzen zu können. Diese Tendenz bezeichnete der Erzherzog als eine ganz verfehlte und dem Charakter der fraglichen Anstalten ganz feindliche, weil die Kinder für solchen Unterricht noch nicht reif sind, und der Zweck dieser Institute, wie schon ihr Titel anzeigt, der ist, die Kinder vor Müßiggang und vor Einflüssen zu bewahren, die ihrer körperlichen und moralischen Entwicklung schaden, und sie durch eine ihrem Alter und ihren Kräften angemessene Beschäftigung an Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Als eine glückliche Neuerung auf dem Felde des Volksunterrichtes begrüßte der Erzherzog die damals seit einigen Jahren eingeführten Sonntagsschulen, deren Anzahl trotz ihres kurzen Bestehens sich auf 248 mit 4800 Schülern belief. Basirt auf das Princip des gegenseitigen Unterrichtes, der in einer verständigen Verbindung mit dem Unterricht des Lehrers steht, war ihr Erfolg in geistiger wie moralischer Beziehung ein segensreicher.

Die Wohlthätigkeitsanstalten für Arme und Kranke waren nach den von dem Erzherzoge über dieselben gemachten Mittheilungen der Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung.

So entnimmt man aus der Denkschrift, daß die Anzahl dieser Anstalten, die für dieselben verausgabte Summe, sowie die Anzahl der in denselben aufgenommenen und verpflegten Armen und Kranken im Verhältniß bei weitem größer ist, als in jeder anderen Provinz der Monarchie; ferner ersieht man, daß der größere Theil dieser Anstalten ihre Gründung und Erhaltung bloß der öffentlichen Mildthätigkeit verdankt, die theils durch die Geistlichkeit zu nicht selten sehr bedeutenden Geldgeschenken, meistens im Wege von Legaten angeregt und im Volke wach erhalten, theils durch den Umstand gefördert wird, daß Viele der Reichen und Wohlhabenden einen besonderen Werth darauf legen, ihr Andenken durch Portraits oder Büsten in diesen Anstalten auch nach ihrem Tode erhalten zu sehen, und so hat es die Klugheit — jene Schwäche benützend — dahin gebracht, daß die Gattung und Größe jener für das Publicum bestimmten sichtbaren Zeichen der Erinnerung sich nach der Größe des der Anstalt zugewendeten Geschenkes oder Legates richtet.

So z. B. wurde im Mailänder Hauptspital ein Geschenk von 3000 Lire und darüber mit einer Büste von carrarischem Marmor oder einem lebensgroßen Portrait des Legatars in Oelfarbe seitens der Anstalt honorirt; für geringere Beträge stellt die Anstalt Brustbilder der Legatare und für die geringsten, deren Betrag jedoch auch festgesetzt ist, Marmortafeln mit dem Namen des Gebers, der Angabe des Geschenkes und des Schenkungstages auf. —

Nachdem der Erzherzog mehrere interessante statistische Notizen über das Vermögen und den Kostenaufwand dieser Anstalten und die Anzahl der in denselben verpflegten Personen gegeben hat, geht er über zur Darstellung des Zustandes der Armenhäuser (case di ricovero) und Arbeitshäuser (case d'industria). Da er deren nicht weniger als 14 besucht hatte, so kann man nicht umhin, anzunehmen, daß die von ihm gemachten Angaben über die Vorzüge und Mängel dieser Anstalten der Ausdruck einer durch wiederholte Erfahrungen gewonnenen persönlichen Überzeugung sind, und daß der Ausspruch: „nur eine einzige der von ihm besuchten 14 Anstalten befriedige", wohl begründet sein mochte.

In Betreff der Sparkassen und Leihanstalten (Monti di pietà, deren es in der Lombardei 60 gibt) bemerkte der Erzherzog, daß sich die ersteren eines fortwährend wachsenden Zuspruchs des Publicums erfreuen, und daß das Vermögen der letzteren, obschon sie nur mäßige Zinsen nehmen und bedeutende Beträge an milden Gaben spenden, in fortwährender Zunahme sich befinde.

Was der Erzherzog über den Zustand der Sanitätsanstalten, insbesondere der Hospitäler mittheilt, beruht auf dem Besuch von 21, darunter sämmtlichen Hauptanstalten dieser Art. Allgemeine Wahrnehmungen über die Sanitätsverhältnisse der Lombardei, und zwar über den Gesundheitszustand und die im Vergleich mit den andern Provinzen bedeutend kürzere, durch ungünstige örtliche Bedingungen verursachte Lebensdauer, endlich über die im Verhältnisse zur Bevölkerung sehr günstige Anzahl der Spitäler, der Ärzte und Chirurgen, bilden die Einleitung dieses Abschnittes. Dann schildert er die Vorzüge und Mängel der Hospitäler, so wie der Findel- und Irrenhäuser und spricht zugleich seine Ansichten über die Art und Weise einer zweckmäßigen Abhilfe aus.

Die Nummer 4 der Beilagen enthält einen wortgetreuen Auszug aus

dem unter dem Titel „Wohlthätigkeitsanstalten“ in der Denkschrift vorkommenden Abschnitte.

Auf den Zustand der öffentlichen Sicherheit im lombardisch-venezianischen Königreiche übergehend, kommt der Erzherzog nach einer sorgfältigen Zusammenstellung der statistischen Angaben über Verbrechen und schwere Polizeiübertretungen zu der Schlußfolgerung, daß derselbe weit weniger befriedige, als in den meisten andern Provinzen der Monarchie. Als Grundursachen dieser beklagenswerthen Erscheinung bezeichnet der Erzherzog die Vernachlässigung des Unterrichtes in den Volksschulen, die mehr milde, als kräftige Handhabung der polizeilichen Sicherheitsmaßregeln, die ihre Erklärung in dem Umstande findet, daß die Gemeinden weder zur Beobachtung von Fremden, noch zur Evidenzhaltung der Domizile verpflichtet waren. Das Polizeiwesen lag, mit Ausnahme der Delegationsstädte, in den Händen der Gemeindebehörden, welchen es zu dessen Handhabung an Kraft, Geschick und Willen mangelte; sie sind aus unbesoldeten Privatleuten zusammengesetzt, welche ein mit ihrer Geschäftsführung verbundenes Odium möglichst zu vermeiden suchen, da sie nach wenigen Jahren wieder in die Reihen der Gemeindebürger zurücktreten; ein solches Odium zöge aber am sichersten eine strenge Handhabung der Polizei nach sich, daher sie nur das dringend Nothwendige für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, für Befolgung der Polizeivorschriften thun. Dazu kam noch der Umstand, daß im Königreich kein enger Gemeindeverband, sondern volle Freizügigkeit besteht, die bei den eigenthümlichen landwirthschaftlichen Verhältnissen und dem durch diese verursachten häufigen Wechsel des Aufenthaltes die Controle über die Bevölkerung, insbesondere über den wandernden Theil derselben, der besitzlos umherzieht, selbst aus Beamten sorgsam gebildeten Polizeibehörden sehr erschweren würde. Bei dem im Allgemeinen entschlossenen und derben Charakter des Lombarden, der dem Venezianer fehlt, waren die Wirkungen der eher laxen als strengen Handhabung der Sicherheitspolizei bei weitem nachtheiliger, als im Venezianischen. Das früher unter der französischen Regierung eingeführte System der Verantwortlichkeit der Gemeinden für die in ihren Gemeindebezirken begangenen Verbrechen und der von ihnen zu leistenden Entschädigungen an die beschädigten Personen oder Familien, so hart es auch erscheinen mag, war doch in seinen Wirkungen so heilsam, daß man sich jetzt — 1842 — dessen häufig erinnert und jenes System der Strenge noch sehr viele Anhänger hat.

An diese Wahrnehmungen über den Zustand der öffentlichen Sicherheit in dem vereinigten Königreiche und an die Bemerkungen hierüber schloß der Erzherzog die aus eigener Anschauung gewonnenen Notizen über den Zustand der Strafanstalten und Untersuchungsarreste an.

Unter dem Titel „Volksstimmung" enthielt die Denkschrift eine interessante Schilderung des Volkscharakters, die hier wortgetreu wiedergegeben wird. „Die Bevölkerung der beiden Provinzen Lombardei und Venedig ist, „wie der Italiener überhaupt, sehr lebhaft und beweglich, leicht von den ersten „Eindrücken hingerissen, leicht verletzt und zum Widerstand gereizt, dabei eifer„süchtig auf ihre Rechte, des Gesetzes sehr kundig, in ihrem häuslichen Leben „sehr sparsam. Die angesehenen Volksclassen sind außerdem voll Strebens „nach Ansehen, Einfluß und nach Popularität, wobei Ersteres in der Sucht „nach Würden, Orden und Titeln, die für sie von magischer Anziehungskraft sind, „zu Tage tritt, welche Sucht vielleicht in keinem Lande so groß ist wie in diesem. „Popularität suchen und finden auch die höheren Stände durch ihre Assimilirung „in Sitten und Gebräuchen mit den niederen Volksclassen und in einem ver„traulichen Umgang mit diesen. In Manchem ist jedoch der Charakter des „Venezianers von jenem des Lombarden wesentlich verschieden. Der Vene„zianer ist gutmüthig, gesellig, festlustig und geschmeidig, der Angehörige der „untern Volksklassen an Abhängigkeit aus den Zeiten der Republik, wo es nur „Schutzherrn und Schützlinge (Padroni e Clienti) gab, gewöhnt. In der „Lombardei dagegen trägt der Volkscharakter eine entschlossene und derbe „Färbung. So wie Gedanken und Absichten, treten auch Gefühle und Leiden„schaften in ihren Äußerungen viel schärfer und tiefer in ihren Wirkungen „hervor. Dem Lombarden fehlt durchaus die Geschmeidigkeit des Venezianers, „welche dem Charakter desselben Gutmüthigkeit, selbst Gemüthlichkeit gibt. „Durch Milde kann der Venezianer gewonnen werden, während man beim „Lombarden Gefahr läuft, der Schwäche verdächtiget zu werden; daher man „bei diesem weit sicherer geht, Verstand zu zeigen und ihm durch Verstand zu „imponiren. Dabei haben aber alle Volksclassen ein so lebhaftes Gefühl für „Recht und Unrecht, daß sie sich selbst den härtesten Maßregeln geduldig „fügen, wenn sie nur gerecht sind, während das geringste Unrecht sie leicht zu „offenbarem Widerstande bringt. Die Übertreter der Gesetze finden bei dem „Volke keine Sympathie.

„Als man unter der französischen Regierung bei Gelegenheit eines

„Straßenmordes in Mailand einen bei diesem Vorfalle in der Straße, wo „der Mord geschehen, verhafteten jungen Menschen, obschon er die That nicht „begangen, bloß deßhalb hinrichtete, weil man ein spitziges Messer bei ihm „fand, auf dessen Tragen gesetzlich die Todesstrafe stand, erhob sich keine „Stimme, die ihn in Schutz nahm: das Rechtsgefühl bewältigte jedes andere „im Volke, das zu Gunsten des Unglücklichen sprechen konnte, und ließ es nicht „laut werden. Die höheren Stände sind insbesondere ehrgeizig; sie fühlen „sich verletzt, daß die Gouverneurs- und Vicepräsidentenstellen der Provinz „stets mit Deutschen besetzt sind. Hierin und in dem Umstande, daß die an- „geordnete italienische Abtheilung bei der Hofcanzlei nicht besteht und daher, „wie sie glauben, die Nation in Wien nicht repräsentirt sei, finden sie einen „Beweis des Mißtrauens der Regierung gegen sie, der sie unangenehm berührt.

„Graf M., ein Mailänder, war zwar Vicepräsident des Guberniums, man „theilte ihm aber deutsche Referate zu, die er nicht verstand, worüber er „mißvergnügt seinen Posten aufgab. Diese Verhältnisse sind mitunter Ursache, „daß der höhere Adel und die wohlhabenden Mittelklassen nicht dienen wollen. „Die nach ihrer Meinung geringe Aussicht, ihren Ehrgeiz sowie ihre Ansprüche „im Staatsdienste befriedigt zu sehen, dazu bei Vielen ein natürlicher Ge- „schmack an einem unabhängigen Leben, lassen sie leider ein müßiges Leben „vorziehen, das die Quelle so mancher Verlegenheiten für die betreffenden „Personen und schwer zu bewältigender Übelstände für die Regierung wird. „Gewohnten Nationalideen nachgebend, sind sie kalt und indifferent, wie der „besitzlose Pöbel. Leider ist letzterer zahlreich, da der auf Grundeigenthum „seßhafte Bauernstand insbesondere in der Ebene sehr gering ist, meistens „Pächter, Unterpächter und Colonen vorkommen, die eine flottante Bevölke- „rung bilden, die für kein Grundeigenthum zu fürchten und keines zu lieben „haben. Sehr bemerkenswerth ist die gegenseitige nationelle Haltung der „Delegationen, vormals Provinzen, insbesondere der Städte. Diese trägt „unverkennbar noch den Typus des Mittelalters an sich, des damaligen Muni- „zipalgeistes der Städte, voll gegenseitiger Eifersucht und Parteiungen; sich „selbst überlassen würden die Gegensätze bald einander feindlich gegenüber- „stehen. Es scheint in dieser Hinsicht, als ob das Königreich nicht aus zwei „Landestheilen, sondern aus vielen Municipalitäten bestände. Es gibt weder „Lombarden, noch Venezianer, sondern von Mailand bis Udine eben so viele „Nationalitäten, als einstmalige Provinzen. So kann man sicher sein, auf

„die Frage, welchen Landes der Gefragte sei, die Antwort zu erhalten: Sono „Milanese, Bergamasco, Veronese, Vicentino u. s. w., gerade so wie jetzt „noch in Deutschland, wo es nur Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberger „u. s. w., aber keine Deutschen gibt. Der gemeinsame politische Verband „scheint nicht stark genug, um jene getrennten provinziellen Landsmannschaften in „eine zu verschmelzen; auch dürfte es nicht im Interesse der Regierung sein sie „daran zu erinnern, daß Alle Zweige Eines Stammes — Italiener — sind. „Demnach darf es nicht überraschen, wenn die Volksstimmung nicht überall „gleich ist. Am besten ist diese noch bei den Gebirgsbewohnern im Venezia„nischen, wo der seßhafte Bauernstand zahlreicher ist. Padua dürfte in dieser „Beziehung am wenigsten befriedigen; es hat üble Elemente im Adel, wie in „der Jugend: ersterer ist zahlreich, spricht gern von der Republik und von „seiner vormaligen Größe, die Jugend, rücksichtslos gegen einzelne Personen „und ganze Stände, findet anstatt Tadel sogar Anklang bei den Städtern für „ihre sogenannte patriotische Haltung. In manchen andern Delegationsstädten „besteht wohl auch diese Stimmung, tritt jedoch weniger zu Tage."

Schließlich ist noch die in der Lombardei bestehende Secte der Bisicotini zu erwähnen; wenn ihre Tendenz auch tadellos, so sind sie selbst es doch nicht, da sie sich nicht immer erlaubter Mittel zur Erreichung ihres Zweckes bedienen. Der Hauptzweck dieser religiösen Propaganda ist die Einführung der Jesuiten. Ihr Haupt ist — Graf M...... in Mailand, seine Hauptmithelfer — sein Beichtvater P....... nebst vier anderen Personen, worunter ein Centraldeputirter. Es fanden sich reiche Männer, die dem Vereine Millionen vermachten, um diese Summen ad propagandam fidem nach Rom zu schicken. Die bisher größten Legate kamen von den Herrn C...... und T....... Letzterer gab $3^1/_2$ Millionen Lire, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Jesuiten in der Lombardei eingeführt würden; käme diese nicht zu Stande, so sollte der König von Sardinien sein Erbe und Vollstrecker seines Testamentes sein; der König lehnte jedoch die Sache ganz ab. Ein großer Übelstand ist, daß sich die Mitglieder dieses Vereins in Familienangelegenheiten mischen. Ein Beweis dafür ist folgende Thatsache: Der kaum majorenn gewordene Duca M.... wurde durch das Vereinsmitglied P....... an ein Mädchen Namens B....... in Paris verkuppelt. Der Duca kannte sie kaum seit acht Tagen, wurde zur Heirath gedrängt, und kurz darnach zeigte es sich, daß sie an Anfällen von Wahnsinn

leibe. Wie behauptet wird, rechnete der geschäftige Agent bei dieser Heirath auf keine Nachkommenschaft und dadurch auf künftige ansehnliche Legate für den Verein. Ein ähnlicher Verein besteht in Bergamo, wie denn überhaupt die Geistlichkeit in Italien ihren Einfluß bei Kranken und Sterbenden benutzt um im Wege testamentarischer Schenkungen manchmal Zwecke zu fördern, die nicht zu den frommen gehören.

Die Finanzverwaltung in der Lombardei bot dem Erzherzoge außer interessanten Personalien nur wenig Anlaß zu ähnlichen Wahrnehmungen, wie er sie in den andern Zweigen der Staatsverwaltung machte. Als interessantes Unicum in einem bureaukratischen Staate führt der Erzherzog die Geschäftsführung unter dem Präsidenten M....... an. Dieser fand bei dem Antritte des Präsidiums 45—48000 Geschäftsnummern jährlich, die er im Laufe der letzten Jahre auf 20—25000 herabbrachte. Dagegen litten, wie der Erzherzog bemerkt, die Intendanzen von Mailand und Bergamo an der allgemeinen Behördenkrankheit, nicht genug Beamte zu haben.

Dem in der Lombardei vortrefflich eingerichteten Steuerwesen — Censo — war es, wie der Erzherzog bemerkte, zu verdanken, daß die Erhebung ohne Schwierigkeiten vor sich ging, Steuerrückstände selten, demnach auch die fiskalischen Eintreibungen der Steuern eben so selten vorkamen.

Die Organisation der Grenz- und Gefällenwache unterzieht der Erzherzog einer gründlichen Beurtheilung und bezeichnet die Mängel derselben, aber auch zugleich die Mittel der Abhilfe. In der Lombardei genoß dieselbe nicht jenes guten Rufes und Ansehens, die zur Ausübung ihrer Pflichten nothwendig sind. In dem dreijährigen Abschnitte von 1838 bis 1840 haben die Gefälleübertretungen um beinahe 3000 jährlich zugenommen, was eben kein rühmliches Zeugniß von der Thätigkeit der Grenzwache ist.

Unter dem Titel „Justizverwaltung" enthält die Denkschrift eine lobende Anerkennung des Richterstandes in der Lombardei, der mit sehr wenigen Ausnahmen aus geschickten, fähigen und durchaus reblichen Männern bestand, die überdieß mit einer achtungswerthen Persönlichkeit auch den nöthigen Fleiß und Eifer verbanden. Wo die rasche Erledigung der Geschäfte nicht in dem gewünschten Grade Statt fand, da lag die Ursache in dem nothwendigerweise bedächtigeren Gange des gerichtlichen Verfahrens, besonders in Fällen, wo es schwierig ist, Trug von Wahrheit zu unterscheiden. Man wirft der österreichischen Justiz Langsamkeit und zu große Humanität vor.

Ein Übermaß der letzteren dürfte ihr aber nach der Meinung des Erzherzoges, so lange sie nicht in Schwäche ausartet, eher zur Ehre als zum Tadel gereichen. Der Vorwurf der Langsamkeit wird ihr gewiß nicht von praktischen Richtern gemacht, die von der hohen Wichtigkeit und Schwierigkeit des Amtes, das oft über Ehre und Leben zu entscheiden hat, Kenntniß haben. Die Anzahl der Gerichtsstellen übertraf bei weitem die der übrigen Provinzen und ist durch die gesteigerten Bedürfnisse einer gewerbfleißigen Bevölkerung gerechtfertigt, die bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit einen ganz besonderen Hang zu Streit und Processen hat.

Die großartige Einrichtung des Justizwesens, die mit fester Organisation alle Theile des Landes umfaßte, bildete ein Hauptelement und eine besondere Eigenheit in der Verwaltung des lombardisch-venezianischen Königreiches.

Alle alten Statutarrechte und Einrichtungen sind im Sturme der Zeiten verschwunden, privilegirte Gerichtsstellen kaum noch gekannt und keiner Klasse von Personen gewährt. Alle nahmen ihr Recht bei der nämlichen Justizbehörde. Eine solche Gleichheit vor dem Gesetze sagte aber dem Geiste des Volkes sehr zu. „Diese Länder besitzen" — heißt es in der Denkschrift weiter — „eine große Zahl ausgezeichneter, gelehrter und sehr gewandter „Juristen und gewissenhafter unbestechlicher Richter; allein so lebhaft und „beweglich ist der Italiener, daß er durch den Wunsch zu glänzen und populär „zu sein, durch Freundschaft und Rücksichten sich selbst unbewußt sich leicht „biegen und einnehmen läßt. Deßhalb ist es auch, insbesondere im Krimi„nalwesen, nicht rathsam, die Beweise zu leicht und locker zuzulassen; heftig „in Zuneigung wie Abneigung, bedarf der italienische Richter einer festen ge„setzlichen Norm, um nicht in eine falsche Richtung fortgerissen zu werden."

Wie ernstlich der Erzherzog beflissen war sich über die öffentlichen Verwaltungs- und volkswirthschaftlichen Verhältnisse und ihre Vorzüge und Mängel genau zu unterrichten und zeitgemäße Änderungen und Abhilfen zu besprechen, darüber dürfte nach den hier gemachten Mittheilungen kein Zweifel obwalten. Er widmete jedoch auch den Naturschönheiten der Lombardei, ihren Kunstwerken und Kunstanstalten die nämliche Aufmerksamkeit, welche er in den Gallerien und Künstlerateliers in Parma und Florenz bewiesen hatte.

Einen hohen Genuß gewährte dem Erzherzog der Anblick des Lago maggiore und der üppigen südlichen Vegetation auf dessen Insel Isola madre, sowie das von hier sich dem Blicke erschließende großartige Panorama der

den Horizont gegen Norden begrenzenden Hochgebirgskette mit ihrem Bergriesen, dem Monte Rosa; von seinem ewig beschneiten Haupte, das noch kein menschlicher Fuß betrat, stuft sich durch sämmtliche Gebirgsregionen — vom starren eisigen Gletscher bis zum üppigen Hügel- und Flachlande — die Gegend in schöpferischer Pracht und Herrlichkeit ab und entfaltet vor dem Auge des sinnigen Beschauers ein bezauberndes Naturbild. Der Erzherzog verweilte hier mehrere Stunden, sich an dem Anblicke dieses herrlichen Naturgemäldes ergötzend. Dem erhabenen Charakter dieser Natur entsprechend, waren auch die Eindrücke derselben auf Gemüth und Geist. Ganz verschieden hiervon wirkt die Betrachtung des Comosees, dieses Sees voll idyllischer Ruhe und stillen Zaubers. Auch der fischreiche Lago d'Idro mit seinem theils rasch theils allmählig vom Hügellande bis zur Alpenregion sich erhebenden Ufergelände wurde vom Erzherzog besucht, ebenso der Gardasee, dessen südliche Hälfte von reich gesegnetem Hügellande mit blühenden Städten und Dörfern, Wein-, Citronen- und Orangen-Pflanzungen umsäumt sind, während das den nördlichen Theil einfassende Uferland den an Formen großartigen, aber zugleich auch rauheren Charakter des Hochgebirgs trägt.

Die Betrachtung der Kunstwerke eröffnete der Erzherzog mit der Besichtigung der berühmten Certosa (Carthause) von Pavia, — einem Bau, welcher durchaus von keiner sublimen Idee getragen ist, aber wohl allenthalben von verdorbenem Geschmacke und überflüssig verschwendetem Capital Zeugniß ablegt. Kaiser Joseph hatte das Kloster aufgehoben, nachdem es die frommen Mönche in ihrer contemplativen Einfalt und Zurückgezogenheit von der Welt zu einer jährlichen Rente von einer Million Lire gebracht hatten. Seit einigen Jahren war das Kloster den Mönchen wieder zurückgegeben; die Kirche mit ihrer überreichen, aber geschmacklosen innern Ausstattung ist nun der Obhut der frommen Väter neuerdings wieder anvertraut!

In Pavia beschäftigte den Erzherzog der Besuch der Kirche St. Michele, eines der ältesten religiösen Denkmäler der Christenheit, des Collegio Borromeo, des Collegio Ghisleri und der Universität, der Heimath einer stattlichen Reihe von wissenschaftlichen Größen ersten Ranges.

Die Domkirche in Cremona, ein Bau aus dem achten Jahrhundert mit einer Façade, die aus einer Menge kleiner Basreliefs, Säulchen und anderer architektonischer Verzierungen besteht, erschien dem Erzherzog bloß wegen ihres hohen Alters und der Großartigkeit der inneren architektonischen Verhältnisse

sehenswerth, obschon manche reiche Zuthat auch hier den Gesammteindruck abschwächt. Das der Kirche gegenüber liegende Battisterio von runder Form mit einer achteckigen Kuppel, die offenbar einer viel späteren Zeit als der Bau selbst angehört, hat äußerlich mehr das Aussehen eines Götzentempels, als eines christlichen Taufhauses.

In Mantua besuchte der Erzherzog die Kirche St. Andrea, merkwürdig wegen einer heiligen Reliquie, die ein Unicum in der katholischen Welt bildet und später noch erwähnt werden soll, und den Palast Te, seines Grundrisses wegen, der ein T bildet, so genannt; in ihm befinden sich sehr schöne theilweise aber leider beschädigte Fresken von Giulio Romano, von denen die Darstellung des Kampfes der Titanen mit den olympischen Göttern im sogenannten Gigantensaal am gelungensten ist. Die Festungswerke Mantuas mit ihrem Inundationssystem und sämmtliche Militäranstalten wurden von dem Erzherzog einer genauen Besichtigung unterzogen.

Die Provinz Brescia bot an wissenschaftlichen und artistischen Merkwürdigkeiten: das Athenæo di scienze, lettere ed arte in der Stadt Brescia, das Athenæum in Saló, die Accademia Tadini di belle arti zu Lovere, — alle Drei Institute geringeren Ranges; — ferner das Museo antico, eine interessante Sammlung plastischer Antiken; dieselben sind durch Ausgrabungen, welche man an den Stellen unternommen hat, wo vormals ein Tempel Vespasians und ein römisches Theater standen, gewonnen worden; sodann die Kirche St. Afra mit einigen Gemälden von Tintoretto, Paul Veronese, Bassano und Tizian; endlich das sehr schöne Campo Santo, eine Schöpfung des Jahres 1815 mit Bildhauerwerken in den Kapellen und Grabmonumenten von künstlerischem Werthe; die bedeutendsten stammen vom Bildhauer Gandolfi.

In der Accademia Carrara von Bergamo, einer Maler- und Bildhauerschule, befriedigten mehrere Gemälde von dortigen Schülern den Erzherzog vorzugsweise durch ihre geistvolle Conception, während die technische Ausführung minder gelungen war. Nicht weniger befriedigend war der Besuch in der Accademia di musica, welche der damals 78jährige Mayer, ein Deutscher, leitete; aus ihr sind unter dieses deutschen Meisters Leitung sehr tüchtige Musiker und Componisten hervorgegangen, unter diesen oben an Rubini und Donizetti.

Ein Besuch in der Kirche St. Maria mit ihren herrlichen Schnitz- und Sculpturarbeiten und schönen Fresken von Hercule Procacini schloß die Be-

trachtung der Kunstwerke Bergamos. Die in der hübschen, dem Podestà von Bergamo, Grafen Lochris, gehörigen Villa Crocetta befindliche Gemäldegallerie veranlaßte den Erzherzog zu einem Besuche daselbst. Die für einen Privatmann sehr reiche Gallerie lohnte den Ausflug durch die, trotz der Nothkaufe mancher Gemälde, welche der Eigenthümer auf eigene Verantwortung vornahm, doch immer noch beträchtliche Anzahl von Meisterwerken berühmtester Künstler.

In Mailand waren die Ateliers mit den neuesten Schöpfungen der Maler Molteni und Hayez, und der Bildhauer Monti und Marchesi, ferner die Bildergallerie Brera, das Musikconservatorium, die Tanzschule des berühmten Vestris, die Domkirche, die Kirche St. Carlo, der berühmte Arco della pace, die chromolithographische Anstalt und die beiden Theater della Scala und dei Philodramatici die Gegenstände, an welchen der Erzherzog seine Sympathie für die Kunst zeigte und seinem Kunstsinn einen lohnenden Genuß verschaffte. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Erzherzog es nicht unterließ, sich über den Zustand der Truppen (der Militäranstalten) in der Lombardei gründlich zu unterrichten, und daß er zu diesem Zweck auch dem dreitägigen Feldmanöver bei Monte Chiari, so wie den Feldübungen bei Somma, die zwei Tage dauerten, beiwohnte. —

Reise in der Provinz Venedig.

Die Provinzen Venedig, Istrien und Tirol wurden von dem Erzherzog ganz in derselben Weise wie die Lombardei bereist. Es sollen demnach in Bezug auf Staatsverwaltung und volkswirthschaftliche Interessen, um Wiederholungen zu vermeiden, hier bloß die Wahrnehmungen des Erzherzogs über solche Zustände und Erscheinungen angeführt werden, welche diesen Provinzen ganz eigenthümlich sind. Aus den Aufzeichnungen des Erzherzogs über die Provinz Venedig seien demnach zunächst die interessantesten Notizen über Venedig, Vicenza und Verona hier angeführt. Die große Lagunenstadt mit ihrer an weltgeschichtlichen Erinnerungen reichen Vergangenheit und ihrem ganz eigenthümlichen örtlichen Charakter erfüllte den Erzherzog mit Bewunderung; doch beschlichen ihn auch peinliche Gefühle bei ihrem Anblicke. Man kann nicht zu gleicher Zeit sein und gewesen sein. Das große mächtige Venedig, einst die glückliche Nebenbuhlerin mächtiger Reiche und Städte, gehört der Vergangenheit, Venedig im Zustande des Verfalles der Gegenwart an. Von all' der früheren Größe blieb eine reiche Erbschaft an großartigen Denkmälern, Instituten und Bauten; die einst so stolze, reiche und mächtige Aristokratie, die diese Größe geschaffen, ruht in ihren Särgen; ihre Nachkommen, noch immer erfüllt von den alten Ansprüchen und Vorurtheilen, aber ohne die Tugenden ihrer Ahnen, sind arm und doch titelsüchtig. — Die Hinterlassenschaft einer großen Vergangenheit weckt ein demüthigendes Gefühl in der Brust seiner gegenwärtigen Erben. Diese Betrachtungen über den Wechsel im Schicksale der Reiche und Völker, über die Unbeständigkeit ihrer Geschicke drängten sich bei dem Anblicke von Venedig und der genaueren Kenntniß seiner jetzigen Verhältnisse dem Erzherzog unwiderstehlich auf. Herrliche Paläste wurden um den Spottpreis von 20,000 Zwanzigern verkauft

und zu Kanzleien und öffentlichen Instituten benützt; so z. B. befand sich der Monte di pietà in einem herrlichen Palaste, der, um 52,000 Lire angekauft, dreimal so viel Ducaten gekostet haben mochte. Der Palazzo Lobkowitz wurde um 20,000 Lire gekauft und hatte über 100,000 Dukaten gekostet.

Eine der großartigsten Bauten aus den Zeiten der Blüthe und Macht Venedigs ist das Arsenal; über dieses und die Kriegsmarine überhaupt äußert sich der Erzherzog in seiner Denkschrift folgendermaßen:

„Das Marinearsenal in Venedig hat:

„22 eingedachte Cantieri (Werften) für Linienschiffe und Fregatten,
„11 eingedachte Cantieri für geringere Kriegsschiffe: Corvetten, „Briggs ꝛc.,
„46 eingedachte Cantieri vormals zur Construction der kleinsten „Fahrzeuge, jetzt als Magazin bestimmt.

„Zusammen: 79 Werften;
„außerdem 19 Gebäude für Werkstätten und Magazine; in Allem 98 Arsenal„gebäude, welche einen eingedachten Flächenraum von beinahe 30,000 Quadrat„tese (Venezianer Quadratklafter, die etwas größer sind, als die Wiener) ein„nehmen. Außerdem gibt es im Arsenal drei Darsene oder Wasserbassins „von beiläufig 15,000, 9000 und 7000 Quadrattese Flächeninhalt. Con„struktions- und Magazingebäude und Bassins, welche sämmtlich in gutem „Zustande erhalten werden, nehmen einen Flächenraum von beinahe 40 öster„reichischen Jochen — das Joch zu 1600 Quadratklaftern — ein. Fragt man „nun nach der Flotte, die hervorgeht aus den 79 Werften und so vielen „anderen großartigen Werkstätten und Magazinen, die einst Flotten erschufen, „welche den Orient zittern machten und der Republik ein Ansehen gaben, daß „Souveräne und selbst Päpste um ihre Freundschaft buhlten: so wird man „es kaum glaublich finden, daß jetzt die Geburt dieser Riesenmutter bloß „aus neun im Gebrauche befindlichen größeren Kriegsschiffen (drei Fregatten „zweiten Ranges, drei Corvetten und drei Briggs) und aus 56 Fahrzeugen kleiner „Gattung — Goeletten, Kanonenbooten, Penichen und Trabaccolis — bestehe. „Außerdem war im Bau begriffen nur ein Dampfschiff mit einer Maschine „von 120 Pferdekraft.“

Diese unbedeutende Marine nimmt aber jenes ungeheuere Arsenal in Anspruch und kostet jährlich die bedeutende Summe von annähernd

1,600,000 Gulden C. M. „Ich hielt es," heißt es weiter in der Denkschrift, „für nothwendig, diese Verhältnisse hier anzuführen, um das „bedeutende Mißverhältniß anschaulich zu machen, das meines Erachtens „zwischen dem Aufwand der Marine und ihren Resultaten besteht, und „dadurch auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, die Mittel der „Marine in ein richtiges Verhältniß zu jenen Resultaten zu bringen." Der Erzherzog macht demnach den Vorschlag, einen Theil des Arsenals für die Militärmarine zu benutzen, den entbehrlichen Theil aber der Handelsmarine gegen die Verpflichtung einer sorgsamen Zustandhaltung desselben ohne irgend eine Geld- oder sonstige Abgabe zu überlassen.

Ferner werden in der Denkschrift noch die bis jetzt für die Marine oft angeregten, aber nie befriedigten Bedürfnisse angeführt, und zwar: Abhilfe des bereits damals fühlbaren Mangels an tauglichem Schiffbauholze, Vorrichtungen zur eventuellen Trockenlegung einer der Wasserbarsenen im Arsenale, um die Schiffe im Trockenen ausbessern zu können, ohne sie ans Land ziehen zu müssen, Anschaffung größerer Kaliber für die Marineartillerie, beschleunigter Bau der noch zur Vertheidigung fehlenden Lagunenschiffe, von welchen nur 49 beendigt sind und 48 noch fehlen, zeitweise Sendung von intelligenten Marineoffizieren und Schiffsbauingenieuren nach ausländischen Arsenalen und Werften zum Unterrichte in den Fortschritten und Verbesserungen des Schiffsbaues und der Ausrüstung, endlich Verlegung des Marine-Obercommandos nach Wien.

Eine eben so große Aufmerksamkeit widmete der Erzherzog der Befestigung Venedigs; er besichtigte jedes einzelne Werk bis in dessen kleinste Details, damit er in genauer Kenntniß des Zustandes der Werke ein richtiges Urtheil mit voller Ueberzeugung abgeben könne.

Ueber die damalige Befestigung Venedigs bemerkte der Erzherzog Folgendes in seiner Denkschrift: „Die von den Venezianern ausgeführte Befesti- „gung von Venedig war für die großartigen Vertheidigungsmittel der Republik „berechnet und sowohl diesen, als den damaligen Angriffsmitteln, welche einem „auswärtigen Feinde zu Gebote standen, vollkommen angemessen. Die Ver- „hältnisse haben sich aber seitdem und zwar zum großen Nachtheile Venedigs, „dieses als Festung betrachtet, geändert. Die Angriffsmittel, insbesondere „zur See, haben durch sinnreiche Anwendungen des Dampfes, durch Fortschritte „im Schiffbaue, in der Ausrüstung und Armirung der Schiffe u. s. w. eine

„Überlegenheit gewonnen, der die jetzigen Vertheidigungsmittel Venedigs um „so weniger gewachsen sind, als diese im Ganzen nicht nur nicht mit der Vervollkommnung der Angriffsmittel fortgeschritten sind, sondern selbst im „Vergleiche zu ihrem früheren Standpunkte zur Zeit der Republik bedeutende „Rückschritte gemacht haben."

Der Erzherzog geht nun über zu den unvermeidlichen Maßregeln, um der damals erwiesener Maßen möglichen Eroberung Venedigs durch einen Handstreich von der Seeseite erfolgreich zu begegnen; er formulirt die in Vorschlag gebrachte Abhilfe in dreizehn wohl begründeten Puncten und schließt seine Anträge mit folgenden Worten: „Während meiner Anwesenheit in „Venedig habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß nur die Erfüllung „der eben angeführten Anträge Venedig vor der möglichen Gefahr einer „Eroberung durch einen Handstreich von der Seeseite her sichern könne. Da„bei kann ich jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß außerdem und vor „Allem Einheit im Commando nothwendig ist, daher alle zur Vertheidigung „gehörigen Elemente zur unbedingten unmittelbaren Disposition des „Festungs-Commandanten zu stellen wären, damit dieser nicht, selbst auch bei „bloßen Übungen, bemüßigt wäre, die Mitwirkung der zur Vertheidigung der „Festung nöthigen Marineabtheilungen durch das Marine-Obercommando zu „erlangen. Eine solche Beschränkung des Festungscommando's und die daraus „entstehende Abhängigkeit vom Marinecommando führt zu Eifersüchteleien, „Mißverständnissen, Collisionen, kurz zu Störungen, die nachtheilig sind für „den Dienst. Ferner wäre die Vertheidigung der Forts bei Chiozza, und „zwar von Caraman, St. Felice und Broudolo, sammt ihren secundären „Werken selbstständig und unter Einem Commandanten in Chiozza zu orga„nisiren, da dieselben durch ihre größere Entfernung vom Centralpunkte Venedig „einen eigenen Abschnitt in dem dortigen Vertheidigungssysteme bilden."

Der Besichtigung sämmtlicher in Venedig befindlicher Militäranstalten folgten die Besuche der St. Marcuskirche, des Dogenpalastes, des großen Staatsarchivs und der Werkstätte des Bildhauers Ferrari. In der Marcuskirche wurde dem Erzherzog in der Schatzkammer aus dem Reliquienschrein eine Reliquie mit dem Bemerken vorgelegt, daß diese nur Personen von hohem Range gezeigt werde. Die Reliquie war so, wie die in der Kirche St. Andrea von Mantua vorgezeigte, gewiß ein Unicum in der katholischen Glaubenswelt, und soll von ihr in diesen Blättern noch später die Rede sein.

In dem Dogenpalaste zog insbesondere das große Gemälde von Tizian, das letzte Gericht vorstellend, die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf sich. Das Staatsarchiv überraschte durch die ungewöhnliche Anzahl großer Räume, die, wie man sah, kaum hinreichten, um den hier hinterlegten Schatz zu fassen, der eine überreiche Quelle für historische Studien bildet. Beim Bildhauer Ferrari fesselte den Blick des Erzherzogs eine herrliche Gruppe Laocoons; von den beiden Söhnen liegt einer todt auf dem Boden hingestreckt, der andere, eben durch die eine der Schlangen erdrückt, wird vom Vater an dessen rechter Seite aufrecht erhalten; die bekannte Idee war so meisterhaft dargestellt, daß sie mit jener antiken Gruppe in würdiger Weise rivalisiren könnte. Ferrari, obschon noch jung, ist ein bereits sehr vorgeschrittener und noch viel versprechender Künstler.

Das Resultat der Nachforschungen des Erzherzogs über den damaligen Handel Venedigs ergab nach den hierüber gemachten Angaben, daß bei einem gleichen Verkehrscapital von 26 Millionen Gulden sich in den letzten vier Jahren das Handels-Passivum um 7 Millionen Gulden — von $11^1/_2$ auf $4^1/_2$ Millionen Gulden — vermindert hatte, während das Handels-Activum um eben so viel gestiegen war. Dagegen war das an Waaren in den Handel gebrachte Capital von 26 Millionen Gulden unverändert geblieben, ein Zeichen, daß die Handelsverhältnisse in den letzten vier Jahren sich nicht gehoben hatten. Der Erzherzog bemerkte dazu, „daß diese Stabilität der „Verhältnisse den Hoffnungen Venedigs auf einen durch die Errichtung des „Freihafens und den Bau der Eisenbahn zu erwartenden Handelsflor nicht „entspräche und die einschlägigen Erwartungen sich als illusorisch bekunden „würden."

Mit einer Regatta (Gondelfahrt auf dem Canal grande), an der sehr viele Venezianer aus allen Ständen Theil nahmen, wurde der Aufenthalt des Erzherzogs in Venedig beschlossen; die Regatta, eine Venedig ganz eigenthümliche Belustigung, machte dem Erzherzoge viel Vergnügen. Was dem Mailänder an festlichen Tagen der Corso, das ist dem Venezianer der Canal grande; beide sind dadurch von einander unterschieden, daß ersterer ein Land-, letzterer ein Wasser-Corso ist.

Die in der Nähe von Venedig, bei Brondolo, im Zuge begriffenen Entwässerungsarbeiten, eine der interessantesten Unternehmungen, veranlaßte

den Erzherzog zu einem Besuche daselbst, um sich über diese für ihn ganz neue Operation an Ort und Stelle genau zu unterrichten.

Der Zweck dieses Unternehmens war, wie aus den vom Erzherzog darüber gesammelten schriftlichen Notizen zu entnehmen ist, die Trockenlegung von 40.000 Campi Foresti (Sümpfe) und von ebenso viel Campi Valli (morastiges Terrain), das wohl manchmal in sehr trockenen Jahren den Anbau mancher Strecken gestattete. Die Entwässerung geschah durch zwei Dampfmaschinen von vierzehn und von siebzig Pferdekraft, die in einer Minute 600 bis 700 Kubikmeter Wasser ausschöpfen. Die darauf verwendeten Kosten erreichten damals den Betrag von 600,000 Gulden. Der Erzherzog stellte jedoch, nachdem er sich von allen Verhältnissen genaue Kenntniß verschafft, dem Unternehmen keinen günstigen Erfolg in Aussicht, und zwar mit gutem Grunde, weil der günstige Fortgang der Operation von dem Wasserstande der Etsch abhing; war dieser hoch, so stieg auch das Wasser in den Foresti und Valli, und damit waren die bereits erzielten Austrocknungsresultate wenigstens zum Theil allemal wieder nutzlos gemacht — ein Übelstand, der den Zweck des ganzen Unternehmens selbst bei einer fortwährenden Thätigkeit der Entwässerungsmaschinen, die aber aus ökonomischen Rücksichten endlich doch aufhören muß, wenigstens theilweise ganz sicher vereitelte.

Vicenza, die Vaterstadt des berühmten Baumeisters Andreas Palladio, bot dem Erzherzoge an interessanten Gegenständen: das teatro olimpico, die Rotonda von Palladio, die Ausgrabungen des teatro Berga und ein Vicenza ganz eigenthümliches Volksfest — festa della rua (ruota) — Radfest genannt. Der Erzherzog besprach jeden dieser Gegenstände in seinen Aufzeichnungen in folgender Weise: „Von Palladio existiren mehrere Meister„werke in Vicenza; unter diesen steht oben an das teatro olimpico, 1580 „erbaut. Die noch ganz gut erhaltene Bühne stellt einen freien Platz mit der „Ansicht eines großartigen mit Marmorstatuen geschmückten Portals vor. „In diesem sind mehrere Eingänge nach einer antiken griechischen Stadt, deren „Gassen dem Auge hübsche Perspectiven darbieten. Die Platea, das ist der „Platz für die Zuschauer, erhebt sich wie bei den römischen Amphitheatern, „in ansteigenden Sitzreihen und die oberen Absätze der Rück- und Seiten„wände sind mit zwei Reihen Marmorfiguren geschmückt. Die untere Reihe „dieser Figuren bilden die Statuen jener Männer, welche das Theater auf „ihre Kosten erbauen ließen; in ihrer Mitte befindet sich Palladios Standbild.

„Die Reihe auf dem obern Absatze, der Gallerie, enthält die Standbilder „olympischer Gottheiten. Es befinden sich etwa 100 Marmorstatuen in diesem „Theater. Der ganze Bau ist sehr geschmackvoll und macht durch sein archi- „tektonisches Ebenmaß einen so angenehmen Eindruck, daß man ihn stunden- „lang betrachten könnte, ohne zu ermüden. Der beim Bau beabsichtigte „Zweck war, griechische Trauerspiele in italienischer Uebersetzung hier auf- „zuführen.“

Die Rotonda von Palladio, zu der man über die Scaletta, eine Treppe mit 200 Stufen, an dem auf einer Höhe gelegenen Landhause Sebastian vorüber, gelangt, fand der Erzherzog leider schlecht erhalten, was um so mehr zu bedauern, da sie eine architektonische Sehenswürdigkeit ist. Eben so merkwürdig sind die Portici, welche den Berg hinan nach der Kirche Madonna del Monte Berico führen. Das Sanctuarium der Kirche enthält ein schönes Bild von Paul Veronese, Christum als Pilger bei Gregor dem Großen darstellend.

Ueber das Volksfest la festa della rua, welches jährlich am 11. Juli begangen wird, heißt es in den mehrgedachten Aufzeichnungen: „In einem „zwischen den Vicentinern und Paduanern im Mittelalter geführten Kriege „gelang es ersteren, ein Rad von dem Siegeswagen der Paduaner zu er- „obern und dadurch den Sieg zu erringen. — So lautet die einfältige Sage. „Zum Andenken an diese Heldenthat wird jährlich am Tage des großen Er- „eignisses — am 11. Juli — ein Umgang mit dieser Siegestrophäe gehalten; „von dieser ist zwar kein Stückchen mehr vorhanden, dieselbe ist aber durch „ein Schaukelrad mit sechs Schaukeln ersetzt, das in das zweite Stockwerk „eines hölzernen 10—12 Klafter hohen Thurmes eingebaut ist. In jedem „Schaukelstuhle saß ein sechs- bis achtjähriger Knabe; an der Helmstange „des Thurmes war ein Knabe angebunden, in der obersten Etage waren „deren zwei. Da, wo bei Thürmen die Glockenstube, saß ein vierzehnjähriger „Knabe in einem weiten römischen Mantel von blauem Atlas mit einer „Krone von Goldpapier auf dem Kopfe und mit dem Schwerte als Attribut „der Göttin der Gerechtigkeit, die er vorstellen sollte, in der linken Hand „anstatt der Waage ein Schnupftuch mit dem er sich fleißig den Schweiß „von der Stirne wischte; in jeder der vier Ecken dieses Stockwerkes saßen „Knaben, mit bunten Kleidern angethan. Ober diesem Stockwerke war der „kaiserliche Adler. An den vier Ecken der Etage mit dem Schaukelrade

„waren vier Knaben als geharnischte Ritter auf vier ausgestopften Pferden. „Der Thurm hatte als Postament eine starke Balkenunterlage auf einer „hölzernen Schleife. Der ganze Bau wurde von achtzig Menschen in Bewegung gesetzt, theils gezogen, theils geschoben, zu welchem Ende er in „einer Höhe von vier Schuh von der Erde mit einem Holzroste eingefaßt „war, in dessen Öffnungen sich die Leute hineinstellten, die schoben, während „Andere an vorne befestigten Stricken zogen. Auf diese Art wurde der „Thurm über den großen Platz der Basilica, an der Wohnung des Delegaten „vorüber, unter großem Volksjubel und den lauten Klängen einer militärischen „Musikbande durch mehrere Gassen geschleift. Es ist bemerkenswerth, daß „sich sämmtliche auf dem Thurme befindliche Knaben ganz wie Bajazzos „bewegten und dazu fortwährend schrieen und jubelten. Der die Göttin der „Gerechtigkeit vorstellende Knabe that ein Gleiches und hieb dabei mit „seinem Schwerte wie ein Rasender umher. Die Rua oder Rota mit den „sechs Knaben wurde während der Fahrt des Thurmes ununterbrochen in „Umlauf erhalten, wodurch einigen Knaben übel wurde."

Die Ausgrabungen des Teatro Berga boten ein höheres Interesse durch den Umstand, daß dieselben die Richtigkeit des vom Ingenieur Meglioranza im voraus entworfenen Planes darthun und die Ausgrabungen unter den Häusern, mit welchen der Platz überbaut ist, fortgesetzt werden, ohne diese zu schädigen. Die bisherigen Ausgrabungen lassen auf eines der größten römischen Theater schließen, das viel älter ist als die christliche Zeitrechnung; durch den religiösen Fanatismus katholischer Bischöfe und Geistlichen wurde dasselbe zerstört.

In Verona wohnte der Erzherzog einer Sitzung des obersten Gerichtssenates bei und besuchte auch hier, wie er es in allen bedeutenderen Provinzialstädten gethan, die Munizipalität und die Delegation, um von der Amtsführung, dem Stand der Geschäfte, den etwaigen Übelständen und den gewünschten Mitteln ihrer Abhilfe, endlich von den vorkommenden persönlichen Anliegen einzelner Beamten Kenntniß zu nehmen: lauter Gegenstände, die der Erzherzog in seiner Denkschrift je nach der gewonnenen Überzeugung lobend oder tadelnd, befürwortend oder auf Abweisung antragend, zur Kenntniß des Kaisers brachte.

Mit lebhaftem, selbst in die minder wichtigen Details eingehendem Interesse besichtigte der Erzherzog die Befestigungswerke Veronas. Außer

dem Feldmarschall Radetzky, dem Schöpfer des befestigten strategischen Vierecks zwischen dem Mincio und der Etsch, und noch einigen Wenigen ahnten selbst die am grünen hofkriegsräthlichen Tische in Wien sitzenden höchsten Armeespitzen nicht, welche wichtige Dienste Verona für die Sicherheit der Monarchie leisten könne und, wie die späteren Kriegsjahre bewiesen, auch wirklich geleistet hat. Diesem Mangel an militärischer Intelligenz und Voraussicht war es zuzuschreiben, daß Radetzky bei der Ausführung der Befestigungen in Wien auf die größten Hindernisse stieß und gewissermaßen sich genöthigt sah, nicht mit dem ganzen Befestigungsprojecte hervorzutreten, sondern es zu versuchen, die Ausführung der Werke einzeln, das ist eines nach dem andern, dem Hofkriegsrathe so zu sagen abzuringen, was ihm glücklicherweise auch gelang.

Diesen Umstand und noch andere Mißverhältnisse einer eingehenden Darstellung in seiner Denkschrift unterziehend, weist der Erzherzog noch auf jene beantragten Werke hin, deren Ausführung zur Vervollständigung des Ganzen unentbehrlich sei; jene unerquicklichen Beziehungen zwischen dem Feldmarschall und der obersten Kriegsbehörde beklagend, schließt der Bericht mit den Worten: „Die Art wie der bisherige Festungsbau Veronas „zu Stande gekommen, erinnert leider an die unvermeidlichen forcirten Staats„anlehen, welche die ganze Welt in Mißstimmung versetzen und selten ganz „zu Stande kommen.“ —

Der Anblick der Capelle Pellegrini gewährte dem Erzherzog ein großes Vergnügen. Die schönen architektonischen Verhältnisse insbesondere im Innern machen trotz ihrer Einfachheit einen so wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer, daß man dieselben längere Zeit hindurch betrachten kann, ohne zu ermüden.

Die Besichtigung der Ausgrabungen eines alten römischen Amphitheaters, — teatro notturno — in Veronetta beim Ponte Vecchio, und des großen Tagesamphitheaters auf dem großen Platze in Verona befriedigte den Erzherzog um so mehr, als beide die ersten Bauten dieser Art waren, welche er sah. Ersteres hatte den nämlichen Grundriß, wie jenes in Vicenza; es mußte aber nach seiner Größe und Lage zu urtheilen bei weitem imposanter gewesen sein, da es einen Theil der Abhänge von der Höhe St. Pietro, die ganz Verona beherrscht, eingenommen hat.

Der Besuch des zwischen Arzignano und Caldiero gelegenen Monte Bolca brachte dem Erzherzoge eine wenn auch nicht reiche, doch ziemlich

befriedigende Ausbeute an den bekannten Versteinerungen dieses Berges ein, die er hier selbst sammelte. Der Fund wurde noch vermehrt durch Ankauf mehrerer Prachtstücke, welche von dortigen speculativen Sammlern angeboten wurden. Diese Stücke befinden sich jetzt in dem Mineralienkabinette des Schlosses Schaumburg.

Der Erzherzog beschloß die Bereisung des lombardisch-venezianischen Königreiches mit der Besichtigung der Straßen über den Splügen und das Stilfser oder Wormser Joch; beide sind mit gleicher Kühnheit angelegt, aber die Splügenstraße hat die Vorzüge, daß ihre größte Steigung nur fünf Prozent beträgt, und daß sie beinahe das ganze Jahr hindurch fahrbar ist, während die Wormser Straße bei einer Steigung von fünf bis zehn Prozent für schwere Fuhrwerke nur mit großer Mühe zu befahren und außerdem höchstens während vier Monaten zu passiren ist. Eine sehr humane Seitens der Regierung damals getroffene Einrichtung war die der Cantonieren, deren acht auf dem höhern Theile des Straßenzuges angelegt sind; es ist ihren Inhabern zur Verpflichtung gemacht jeden Reisenden aufzunehmen, ihm während einer Stunde den Genuß eines Kaminfeuers zu gewähren und ihm einen Seidel Wein unentgeltlich zu verabreichen, wofür sie von der Regierung entschädigt werden. Jede dieser Cantonieren kostete jährlich dem Staate fünfhundert Gulden C. M. — Die Erhaltungskosten der Straße beliefen sich im Jahr auf 104,000 Lire oder Zwanziger.

Reise in Tirol.

Auf der Wasserscheide des Stilfser oder Wormser Joches, der Grenze Tirols, wendete der Erzherzog noch einen Blick des Abschieds dem Lande zu, das reich ist an geschichtlichen Erinnerungen und Denkmälern seiner einstmaligen staatlichen Größe und der hohen Stufe, die es in dem Culturleben erreicht hatte und dessen jetzige Bevölkerung sich in der Glorie der von ihren Ahnen errungenen weltgeschichtlichen Macht und Herrlichkeit sonnt, ohne selbst groß zu sein, gewiß ein weites Feld der Studien für den Staatsmann wie für den Mann der Wissenschaft und Kunst. Der Erzherzog hatte in Italien Vieles gesehen, Vieles erfahren und gelernt; wie konnte er bei seiner richtigen Einsicht und seinem dankbaren Gemüthe anders, als mit wohlwollendem Herzen und den besten Wünschen für jenes Land von diesem und seinen Bewohnern scheiden?

Von dem 8662 Fuß hohen Stilfser Joche bot sich dem Auge gegen Nord und Ost hin der imposante Anblick einer in ihren Formen großartigen majestätischen Natur, die von Gottes Allmacht und Weisheit zeugt und zur frommen, dankbaren Bewunderung seiner Werke mahnt. Dieß ist Gottes reine Schöpfung, unberührt von Menschenhand! so ruft bei diesem Anblicke ahnungsvoll des Menschen Geist, fühlt des Menschen Herz. Östlich in geringer Entfernung vom Stilfser Joch erheben die Ortler Spitze und der Monte Zebru, Tirols mächtigste Riesen, ihre ewig beschneiten Häupter zur Höhe von 12,020 und 11,870 Fuß und schließen mit der sich ihnen anreihenden Gebirgskette nach dem Monte Tonale hin die Fernsicht gegen Südost, gegen Norden ragen die Ötzthaler Ferner in riesigen, hundertfältigen Gestalten — im starren Gegensatze zu den herrlich grünenden und blühenden

Alpen, die sich an dieselben anschließen — ein Bild, das uns zeigt, wie heiteres Leben und kalter eisiger Tod einander oft unmittelbar berühren.

Der nahe Monte Cristallo und der Brauglio — 9170 Fuß — begrenzen gegen Südwest und West das herrliche Naturgemälde; nur in der Richtung des italienischen Veltlins (Val Tellina) schweift der Blick zwischen den dasselbe beiderseits begleitenden Hochgebirgsrücken frei über das Thal hin.

Mit dem Betreten von Tirol begann der junge Erzherzog die Bekanntschaft eines ganz von dem eben beschriebenen verschiedenen Landes und eines ganz anders gearteten Volkes zu machen; von den seitherigen durchaus verschiedene Eindrücke standen ihm bevor. Daß er sich dessen wohl bewußt war, zeigte seine veränderte Gemüthsstimmung, die in dem Alpenlande freier, heiterer, ja zufriedener war, als in dem mit so vielen Schätzen der Natur und Kunst reich gesegneten Italien; eine Veränderung, die offenbar durch Tirols Land und Volk verursacht war.

Dadurch, daß uns die Benutzung des Tagebuchs über die Reisen des Erzherzogs in Tirol von einem seiner damaligen Begleiter verstattet wurde, ist es möglich geworden, dieselben in chronologischer Ordnung mit ihren täglichen Vorkommenheiten zu erzählen. Es soll dadurch theils mehr Abwechslung in die Form der Mittheilungen gebracht, theils überzeugend dargethan werden, daß der Erzherzog die Lösung seiner Aufgabe mit zäher Ausdauer betrieb und sich in seinem Eifer weder durch die Tageszeit noch die Witterungsverhältnisse, noch endlich durch die gewöhnlichen Alltagsbedürfnisse irre machen ließ.

.Wenn der Tag nicht ausreichte, wurde die Nacht zu Hilfe genommen, so daß der Erzherzog 16 bis 18 Stunden und auch darüber in einem Tage unterwegs, oder mit Besichtigungen und am Schreibtische beschäftigt war. Bei der Ausführung seiner täglichen Reiseprojecte beachtete er es nicht, ob die Witterung gut oder schlecht war, noch weniger aber, ob er in 24 Stunden nur einmal, und zwar mit sehr mäßiger und einfacher Kost seinem Magen gerecht werden konnte. In letzterer Beziehung war der Erzherzog eine ganz eigenthümliche Erscheinung; er konnte ganze Tage fasten, ohne sich über Hunger zu beklagen. Für einen africanischen Touristen mag dieß eine ganz schätzbare Eigenschaft sein; seinen Begleitern aber war sie oft sehr unbequem. Diese spürten durchaus keinen Beruf sich im Fasten zu üben, und suchten also, so viel thunlich, die Bedürfnisse, welche Leib und Seele zusammen-

halten, zu befriedigen, und dem Beispiel ihres durchlauchtigsten Herrn nur dann nachzukommen, wenn sie durchaus mußten, d. i. bei wirklichem Mangel.

Am Morgen des 20. August hatte der Erzherzog Bormio, wo er übernachtet, verlassen und erreichte am Abende auf der Straße über das Stilfser Joch und über Trafoi und Stilfs, Mals im Obervintschgau. Auf der Tiroler Seite senkt sich die Straße in vielen Rampen in das Trafoi-Thal. Die Abdachung des Terrains ist auf dieser Seite viel steiler, als auf der italienischen, und da die Berglehnen, längs welchen die Straße geführt ist, nicht aus festem, sondern streckenweise aus sehr lockerem Boden bestehen, so bemerkte der Erzherzog, daß man die Straße mit der Zeit entweder werde umlegen, oder daß man sie nur mit ungeheuren Kosten werde erhalten können.

Im Thale Trafoi, eine halbe Stunde bevor man den Ort Trafoi erreicht, bietet sich eine schöne Ansicht der Gletscher dar. Vom Wendepunct oder dem Knie einer Rampe daselbst, sieht man die sogenannten drei heiligen Quellen, von denen zwei aus dem Felsen sich wie ein Atlasband über eine in frischem Grün prangende Matte herabschlängeln. Rechts und links von dieser Wiese befinden sich drei durch enge Bergschluchten sich in das Thal herabdrängende Schneerutschen; im Hintergrunde schaut man den mächtigen Ortler sammt seinen schnee- und eisbedeckten Gefährten, die mit ihren unteren Lehnen und ihrem mit dunklem Tannenwalde bedeckten Fuße, gewissermaßen den Sockel dieser Gruppe von Bergriesen bilden. Einige hundert Schritte von den drei heiligen Quellen bietet sich ein sehr bescheidenes Wohnhaus den Blicken dar. Das ganze hier sichtbare Naturgemälde hat den Charakter des großartig Schauerlichen; an manchen Puncten droht die Natur mit ihren zerstörenden Kräften Tod und Vernichtung; hier überhangende Felsen, dort sich bewegende Gletscher, die — zwar langsam aber unaufhaltbar — durch Felsen- und Thalengen gewaltsam sich einen Weg bahnen und verderbenschwanger dem Hauptthale zugleiten. Wendet man das Auge gegen Norden, so sieht man das ganze Trafoi-Thal hinab in eine gut cultivirte Gegend; im Hintergrunde ist die Fernsicht von den Mascher und Ötzthaler Fernern geschlossen.

Am 21. musterte der Erzherzog die Schützen von Mals unter ihrem Schützenmeister, dessen Bekleidung, die eine Schützenuniform vorstellen sollte, so merkwürdig war, daß sie selbst in dem erzherzoglichen Notizenbuch erwähnt wurde. Man denke sich einen Mann mittlerer Größe in einem sehr

abgenutzten blauen Civilfracke und leichten Sommerpantalons mit einer österreichischen militärischen Feldbinde um den Leib, deren Quaste über die Mitte des Unterleibs herabhing; auf dem Kopf hatte er einen sehr alten dreieckigen Hut, an einer sehr schadhaften Kuppel von schwarzem Leder trug er einen rostigen Säbel mit einer Quaste von Rauschgold. In dieser Toilette empfing der Herr Schützenmeister den Erzherzog an der Spitze der Schützen. Diese sahen in ihrer gewöhnlichen Thaltracht viel besser aus, sie waren mit alten Musketen und einigen Stutzen bewaffnet.

Das Schützenwesen fand damals (1842) im Landgerichte Glurns, zu dem auch Mals gehört, wenig Anklang beim Bauernvolke, weil, wie der Landrichter äußerte, dieses noch zu sehr mit Italienern und Graubündnern gemischt ist, die an dem Schießen kein Vergnügen finden. Es sollten drei Schützenstände da sein, es bestand aber nur Einer, da auf 10,000 Seelen nur 26 Schützen kommen.

Bei der Frauentracht im Obervintschgau ist der Kopfputz charakteristisch; er besteht in einer weißen oder blauen Wollmütze in der Form und beinahe auch in der Größe eines Bienenkorbes von Strohgeflecht.

An diesem Tage machte der Erzherzog einen Ausflug nach Nauders und Fort Nicolausmauer, von dem er Abends in Mals wieder eintraf.

Auf der Fahrt nach Nauders besichtigte der Erzherzog die Stellung, in welcher das unglückliche Gefecht vom 13. März 1799 stattgefunden. Sein Führer war der vormalige Landesgerichtsschreiber Offner, ein Mann von 74 Jahren, der jenes Gefecht mitgemacht hatte. Der Hergang und der Verlust des Gefechtes sind wohl bekannt, nicht so aber die Ursache des unglücklichen Ausganges, die Offner dem Erzherzog folgendermaßen erzählte: Ein Tiroler, der frühzeitig gewahr wurde, daß der österreichische linke Flügel vom Feinde umgangen wurde, bat lange vergebens, endlich, um den Zweck zu erreichen, sogar kniefällig den damals in Nauders anwesenden commandirenden österreichischen General, dem umgehenden Feinde wenigstens nur eine Compagnie entgegenzusenden. Er machte sich anheischig, dieselbe nach einer Stelle zu führen, welche die Franzosen, um den Österreichern in den Rücken zu kommen, passiren mußten, und die so enge war, daß sie den Durchgang nur einzeln gestattete. Die Compagnie wurde endlich zum Abrücken beordert und folgte ihrem Tiroler Führer; als sie aber eine offene Höhe erreicht hatte, nahm sie daselbst ihre Aufstellung. Vergebens flehte

der Tiroler, man möchte noch weiter bis nach der von ihm bezeichneten Stelle vorrücken. Der die Compagnie commandirende Hauptmann schlug es ab und zwang sogar den braven Tiroler, sich zu entfernen. Die Folgen dieses einfältigen und, da es dem erhalten Befehle zuwiderlief, zugleich subordinationswidrigen Benehmens des Hauptmanns waren die totale Sprengung der Compagnie durch den Feind und der Verlust des Gefechtes.

Das Fort an der Nikolausmauer hat den Zweck, die Straße aus dem Vintschgau nach dem Innthale bei Nauders zu sperren; — es ist sehr sinnreich in der Anlage und schön in der Ausführung; der Entwurf hiezu ist vom Feldmarschall-Lieutenant Scholl. Es schien jedoch dem Erzherzog, und gewiß mit Recht, für die Sperre einer nur fünf Meter breiten Straßenenge zwischen senkrechten Felsen zu groß und kostspielig zu sein. Dasselbe ist für eine Besatzung von 150 Mann berechnet und mit 13 Geschützen armirt. Eine sturmfreie und gut casemattirte einfache Defensionskaserne quer über die Straße hätte den nämlichen Zweck erfüllt und kaum die Hälfte gekostet. Es war damals noch die Befestigung des westlich von der Paßveste gelegenen Hochgebirg-Plateau's im Antrage. Dieses und die Paßveste werden nur so lange von militärischer Wichtigkeit sein, als die Graubündner keine Straße von Martinsbruck längs des Inns nach Finstermünz bauen, wie sie es wirklich schon damals beabsichtigten.

Das Schützenwesen im Landgericht Nauders ist eben so schlecht, wie in jenem von Glurns; doch wollen wir hier nicht näher darauf eingehen, da der Erzherzog den Zustand des Schützenwesens in ganz Tirol, weil es die höchste Vertheidigungskraft des Landes bildet, einer sehr eingehenden Prüfung und Erörterung unterzog, und wir also später Veranlassung haben werden, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Eine Anekdote aus dem Gerichtsleben im Landgericht Nauders, die dem Erzherzog erzählt wurde, dürfte hier wohl um so eher eine Stelle finden, als sie dem Bezirksrichter und der österreichischen Justiz zur Ehre gereicht, und den Contrast zwischen dieser und der in dem westlichen Nachbarland Tirols treffend bezeichnet. Dem Wirthe des Gasthauses am Scharljöchl in Graubünden wurde von einem Tiroler der Betrag von 150 Gulden entwendet. Der Wirth verfolgte den Dieb, und dieser wurde auf Einschreiten der Obrigkeit in Mals verhaftet. Man fand bei ihm bis auf einige Gulden das gestohlene Geld. Dieses wurde dem Wirthe vom Landgerichte übergeben, und

seine Frage, wieviel er an Gerichtskosten zu zahlen habe, mit einem wiederholten Nichts! beantwortet. Der Wirth rief nun voll Verwunderung aus: „Gott erhalte den Kaiser und seine braven Beamten, die so schnell und wohlfeil Recht sprechen. Bei mir zu Hause hätte ich die Klage schwerlich vorgebracht, da die Gerichtskosten wahrscheinlich mehr als das gestohlene Geld betragen hätten."

Eine Tanzunterhaltung in Mals, die der Erzherzog in der Absicht veranstaltete, um die Männer und Frauen von Mals mit ihrer tanzfähigen Jugend im heitern gesellschaftlichen Verkehr zu sehen und die Nationaltänze kennen zu lernen, war zwar zahlreich besucht, doch der letztere Theil der Absicht wurde nicht erreicht, denn die jungen Leute kannten keinen andern Tanz, als den Walzer. Nur zwei ältere Männer von Meran, von denen der eine 63 Jahre alt war, tanzten den steirischen Nationaltanz mit tirolischen Variationen und Weisen.

Am 22. setzte der Erzherzog die Reise von Mals nach Meran fort. Die Straße führt durch ein schönes, reiches Thal voll üppiger Vegetation von der Wiesen- bis zur Weincultur; dieß beginnt bei Partsching. Die Etsch, welche das Thal durchströmt, bildet von der Brücke bei St. Helena bis Steinach, auf einer ungefähr eine halbe Stunde langen Strecke, einen continuirlichen Wasserfall, ohne eigentlich Cascade zu sein; von Steinach an stürzt der Fluß in seinem Laufe fortwährend über große Felsstücke, die im Flußbette stufenartig sich fortsetzen, wodurch ein ununterbrochenes Tosen, Schäumen und Brausen erzeugt wird, welches dem Brausen des Sturmwindes im Walde gleicht.

Der Erzherzog besuchte in Meran das Kloster der englischen Fräulein, die sich mit der Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigen. Er fand in der Anstalt manche Vorzüge, die ähnlichen Anstalten in Italien fehlen, namentlich ein einfacheres Unterrichts- und ein naturgemäßeres Erziehungssystem. So ist z. B. die Clausur für die Zöglinge nicht so strenge, wie in Italien, wo oft aus der Noth eine Tugend gemacht wird; die Zöglinge können ihre Eltern und Verwandten sehen und sprechen. Der Verkehr mit der Außenwelt ist nicht so beschränkt, wie in jenem Lande, und doch ist die Sittlichkeit der Jugend gewiß größer, als dort.

Bekanntlich ist Meran im Besitze einer Gesundheitsquelle, mit der bisher kein anderer Ort zu rivalisiren vermochte.

Das herrliche Klima und die vorzüglichen Weintrauben Merans, die an anderen Orten in der nämlichen Güte kaum vorkommen, ziehen viele Kranke dahin, welche dort ihre Genesung suchen und meistens auch finden. Die Cultur des Weinstocks wird deßhalb in Meran mit großer Sorgfalt betrieben, und auch die Überwachung der Weingärten, insbesondere während der Curzeit, ist eine sehr strenge. Dieselbe wird durch Weinhüter — Saltner genannt — ausgeübt, die wegen ihres phantastischen Anzuges eine merkwürdige Erscheinung bilden.

Dem Saltner dient als Kopfbedeckung ein großer mit bunten Federn und Fuchsschwänzen verzierter dreieckiger Hut; ferner trägt er eine kurze Tiroler Jacke und kurze Beinkleider von braunem Tuch und unter der Jacke ein Kreuz von breitem grünem Band, welches vom Hals bis an den gestickten breiten Lendengürtel von schwarzem Leder reicht, dazu blaue wollene Strümpfe und Schuhe mit farbigen Rosetten statt der Schnallen. So ist er denn ganz geeignet, die Vögel aus den Weingärten zu verscheuchen und von Jedermann auf den ersten Blick als bestellte Schutzwache erkannt zu werden. Gewöhnlich ist der Saltner noch mit einer Hellebarde bewaffnet. Der Anzug ist so phantastisch, daß Fremde den Träger derselben leicht für verrückt halten könnten.

Von Meran machte der Erzherzog einen Besuch auf Schloß Tirol. Abgesehen von den geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen, erregten noch ein besonderes Interesse zwei Tiroler Schützenveteranen von 1809, welche hier die Dienste des Schloßinspectors und Thorwächters versahen. Ersterer, Namens Ilmer, war 1809 Hofers Adjutant; letzterer, der Schützenhauptmann Blasius Trogmann von 1809, hatte die goldne Medaille erst bei der Krönung des Kaisers Ferdinand, 1836, erhalten. So sehr es den Erzherzog freute, diesen wackeren Männern hier zu begegnen, so bedauerte er doch sehr, daß ihre Erzählungen über die Kriegsereignisse in Tirol von 1809, selbst über Gefechte, die sie mitgemacht, äußerst verworren waren; aus den tapferen Männern von 1809 waren zwei geschwätzige Alte geworden, welchen das Gedächtniß den Dienst versagte. Beide sagten jedoch mit Bestimmtheit, Hofer sei nicht von Donay, sondern von Raffl, einem Bauer von Passeyr, verrathen werden. Raffl mußte, weil ihm seine Landsleute stets ihre Verachtung bezeugten, auswandern; er starb in Bayern elend wie er gelebt.

Auch in Meran erneuerten sich vor dem Erzherzoge die Klagen über das schlechte Schießstandwesen.

Am 23. führte die Reise durch das Passeyr Thal nach St. Leonhard, wo in Hofers Wirthshause am Sand übernachtet wurde.

Die Passeyrer Schützen — etwas über 30 — waren vor dem Erzherzoge in ihrer volksthümlichen Thaltracht ausgerückt; es waren meist magere, aber nervige Gestalten von starkem Knochenbaue. Unter den Schützen befanden sich noch vier vom Jahre 1809, und einer mit der goldenen Tapferkeitsmedaille, Namens Martin Prunster. Er hatte diese, wie er dem Erzherzoge erzählte, im Jahre 1815 im neapolitanischen Feldzuge dafür erhalten, daß er seinen verwundeten Hauptmann gegen vierzehn Neapolitaner, von denen er sieben todtschlug, glücklich vertheidigt hatte; jetzt stand er als Knecht im Dienste eines Bauern.

Der Wirth im Hofer'schen Gasthause war damals Hofers Schwiegersohn, Namens Erb. Seine erste Frau war Hofers Tochter; er hatte von ihr drei Kinder, von denen zwei Mädchen im englischen Fräuleinstift in Meran erzogen wurden. Da Hofers Sohn, — der Eigenthümer des Wirthshauses, — noch lebte, so war Erb bloß Pächter desselben. Das Merkwürdigste, was aus Hofers Nachlaß daselbst aufbewahrt wird, ist der Brief, welchen er kurz vor seinem Tode geschrieben, in Goldrahmen mit doppeltem Glase gefaßt; außerdem wird noch seine große goldene Medaille mit der Kette, das Wams, die Weste und der Hut, die er am Tage seiner Hinrichtung getragen, gezeigt. Durch die Erhebung der Familie Hofers in den Adelstand hat der Kaiser der Familie zwar eine Gnade und Auszeichnung erwiesen; aber es erscheint zweifelhaft, ob dieselbe auch ihren Verhältnissen entsprechend war. Die Hofers sind zwar nun keine Bauern mehr, aber — obschon geadelt — doch auch keine Edelleute; es fehlt ihnen dazu die passende Erziehung und das Geld.

Ein Album, welches im Wirthshause am Sand zu Jedermanns Einsicht aufliegt, enthält eine kurze, aber ganz richtige Charakterschilderung Hofers.

Am 24. ging es vom Wirthshause am Sand nach dem Schneeberge, welcher erst gegen Abend nach einem mühsamen Ritte durch das ganze Passeyr Thal über Rabenstein und Schönau erreicht wurde. Hier übernachtete der Erzherzog in einem Halden-Wirthshause, das sich in der Nähe eines nicht mehr betriebenen Bergwerks befindet. Aus den alten Halden dieser Grube werden durch den in neuerer Zeit vervollkommneten Scheidungsproceß noch

$2^1/_2$ Proc. Schlich und aus diesem 50 Proc. Blei und $1^1/_2$ bis 2 Proc. Silber gewonnen.

So wie das Wirthshaus, war auch die Unterkunft sehr ärmlich und das Abendessen sehr bescheiden, aber nichtsdestoweniger war die Laune des Erzherzogs und seiner Begleiter heiter und voll schöner Hoffnungen für den nächsten Tag, für welchen eine Fußpartie nach den Gletschern vom Flachen-Berg und Schwarz-Spitz und von da über das Timbler Joch nach dem Ötzthale in Aussicht genommen war. Kaum fing es am 25. zu tagen an, als auch der Erzherzog, nachdem er ein sehr mäßiges Frühstück eingenommen, zum Aufbruche drängte. Es war der Neuheit Reiz, der ihn zur Eile antrieb. Er hatte so mächtige Gletschermassen wie jene, welche er jetzt begehen wollte, in solcher Nähe weder gesehen, noch weniger aber je betreten; er war gespannt auf einen Anblick, der durch seine Großartigkeit und die ringsum herrschende schauerliche Stille und Einsamkeit das Gemüth des Menschen wunderbar ergreift, als ob er in das ihm bis dahin verschlossene innerste Heiligthum eines Gott geweihten Tempels einträte.

Anfänglich begünstigte die Witterung die Pilgerfahrt. Eine herrliche Rundsicht von Gletschern mit ihren eisigen Spitzen und großen Schneefeldern, von zackigen Felsenrücken und herrlich grünenden Alpen eröffnete sich den Blicken der kleinen Karawane, an deren Spitze sich zwei der Gegend wohl kundige Führer befanden. Eissporen wurden bald angeschnallt, der Alpenstock mit seiner eisernen Spitze begann seinen Dienst und man freute sich auf der Eisfläche der Gletscher eben so sicher gehen zu können wie auf dem Erdboden. Doch das Vergnügen blieb nicht lange ungetrübt. Mit Sonnenaufgang erhoben sich auch die Nebel von ihren nächtlichen Lagerplätzen in den Thälern, Schluchten und auf den Wiesen der Alpen, und bewegten sich zwar langsam, aber unaufhaltsam gleich unheimlichen, Unglück drohenden, kriechenden Ungethümen längs den Berglehnen zu der bis dahin klaren und lichten Region der Häupter empor, die hier das große Werk der Schöpfer krönen, und umnachteten sie bald mit ihrem dichten Schleier. Die Fernsichten wurden immer kürzer und trüber; bald waren die Puncte, welche den Führern zur Orientirung dienten, ihren Blicken ganz entschwunden, und es begannen die Verlegenheiten. Der eine Führer glaubte, man müsse sich mehr rechts, der andere sagte, man müsse sich mehr links halten um nach dem Timbler Joch zu kommen. Dieses zu erreichen war jetzt die einzige Aufgabe. Endlich nach manchen

Irr- und Umwegen, die ein Paar Stunden gekostet, gelangte man zu dem gewünschten Joche, wo die Sonne die Herrschaft über die Nebel bereits gewonnen hatte. Bei heiterem Wetter ging es nun rasch bergab durch das Timbler- nach dem Ötzthale und hier über Zwieselstein nach dem Pfarrorte Sölden, wo der Erzherzog um fünf Uhr Nachmittags eintraf. Zwei Nachzügler der Karawane kamen erst etwa drei Viertel Stunden später nach. Diese, zum Theil leider verunglückte, Gletscherpartie hatte etwas über eilf Stunden gedauert, und der Marsch war nur durch halbstündige Rast unterbrochen worden, die man benutzte, um sich mit etwas mitgenommenem Mundvorrathe zu erfrischen.

In Sölden wurde übernachtet, und am nächsten Morgen, den 26., um zehn Uhr ging es durch das Ötzthal über Lengenfeld, Umhausen und Ötz nach Silz im Innthale, und von da nach Innsbruck, das um ein halb zwei Uhr Nachts erreicht wurde.

Dem Notizenbuche entnehmen wir folgende Schilderungen: Das Ötzthal gehört zu den schönsten Hochgebirgsthälern Tirols; es ist weit hübscher, als das gegen Rabenstein hin wilde, häufig öde und zerklüftete Passeyr Thal. Im Ötzthale begegnet man einer üppigen Vegetation, einer abwechselnden Bodencultur, einem Reichthume an Naturschönheiten. Freundliche Ebenen, schauerliche Thalschluchten und Klüfte und malerische Gebirgsformen in allen Abstufungen vom Kleingebirge bis zu den Alpen und Gletschern bieten hier vereint die herrlichsten Ansichten dar. Das Thal ist sehr bevölkert. Die Bewohner sind ein kräftiger, hübscher Menschenschlag; insbesondere zeichnen sich die Kinder durch hübsche, ganz nationelle Gesichtsbildung und ein sehr gesundes Aussehen aus, ihr Teint ist zart und frisch.

Von Ruben abwärts ist die Bevölkerung im Allgemeinen wohlhabend, ja einzelne sind sogar reich. Holz, Flachs, — der bei Lengenfeld die Höhe von drei Schuh und darüber erreicht, — und Viehzucht bilden ihren Reichthum. Bei solch' günstigen Verhältnissen ist es auffallend und zugleich sehr tadelnswerth, daß Kinder in Gruppen von 8 bis 10 an den Thoren, welche die Ein- und Ausgänge der Dörfer schließen, um Almosen betteln.

Es ist bemerkenswerth, daß im oberen Theile des Thales die jährliche Anzahl der Ehen im Verhältniß zur Bevölkerung sehr gering ist; so werden in Sölden von 700 bis 800 Seelen jährlich eine bis zwei und selten drei

Ehen geschlossen. Die Mädchen heirathen selten vor dem dreißigsten Jahre, in der Absicht, wenigere aber kräftige Kinder zu bekommen.

Das Thal ist reich an merkwürdigen Naturschönheiten. Wir erwähnen zuerst die enge Waldschlucht von Ruben, durch welche der Fischbach unter einer Brücke hinweg als Stromschnelle über mächtiges Gestein und Felsblöcke forttost und sich ganz in Schaum auflöst; Lengenfeld ist ein sehr freundlicher Ort in einer herrlichen Gegend, mit üppigen Feldfluren auf der Thalsohle; westlich bietet sich eine schöne Ansicht des Gebirges, das sich von wohlcultivirtem Ackerboden, zur Wald-, Alpen- und Gletscherregion stufenweise erhebt; einer gleich schönen Ansicht begegnet der Blick nach Osten. Die Lage von Umhausen ist eben so schön, wie jene Lengenfelds, die Ansicht der östlichen Thallehne aber noch reizender. Drei Viertel Stunden von Umhausen nordöstlich überrascht der Anblick der großen Stuiben, eines prächtigen, vom Hairlachbache gebildeten Wasserfalls. Dieser stürzt von einer Höhe von 424 Wiener Fuß unter einer natürlichen Felsbrücke hervor und senkrecht, nur mit einem einzigen bemerkbaren Absatze ins Thal hinab. Das Ganze bietet vermöge der bedeutenden Wassermasse, die im Sturze sich in Schaum und Staubregen auflöst und bei Sonnenschein in den Farben des Regenbogens erglänzt, einen herrlichen Anblick. Von der dem Wasserfall gegenüber liegenden Berglehne ist die günstigste Ansicht des Falles; überhaupt gewahrt man von hier aus gegen Westen das Bild einer malerischen Gegend. Im Vordergrunde ist der mächtige Stuibenfall; durch ein allmählich sich erweiterndes, von steilen waldigen Berglehnen begleitetes Thal erblickt man die den Mittelgrund bildende schöne Thalebene von Umhausen, der sich dann als Hintergrund das von sanftem Höhenlande bis zum steilen Fels, zu Alpen und Gletschern terrassenartig übereinander aufsteigende Gebirge anschließt. Zwischen Umhausen und Dumpen bei In der Lehn zieht die Engelswand, eine steile, zum Theil überhängende Felswand, den Blick auf sich. Von dieser geht die Sage, ein Geier habe hier ein Kind seinen Eltern entrissen, ein Engel aber habe es ihm abgerungen und den Eltern zurückgebracht.

Die Bewohner des Ötzthales scheinen biedere, herzliche Leute zu sein. Von den Schützen des Jahres 1809 stellten sich noch mehrere dem Erzherzoge vor. Der merkwürdigste von ihnen war Mahrberger, der in jenem Kriegsjahre als Schützenhauptmann unter der Anführung seines Neffen, des Schützenmajors Mahrberger, in der Scharnitz und Leutasch gegen den

bayrischen Obersten Graf Arco tapfer gefochten hatte. Auch im Verkehr mit diesen braven Männern war es zu beklagen, daß über die Ereignisse von 1809, welchen sie beigewohnt hatten, nichts Zuverlässiges und verständlich Zusammenhängendes aus ihnen herauszubringen war.

Vom 27. August bis 1. September verweilte der Erzherzog in Innsbruck. Diese Zeit von fünf Tagen genügte kaum zu den Besuchen, welche der Erzherzog theils der Controle wegen, theils zu seiner Information bei den verschiedenen Provinzialbehörden der Staatsverwaltung und in den in Innsbruck befindlichen Humanitätsanstalten machte, sowie zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten und zu einem Ausflug, der nach dem Schönberg und in's Stubaythal vorgenommen wurde.

Von den Resultaten der Besuche bei den Behörden und Anstalten wird später noch die Rede sein.

Der Ausflug des Erzherzogs nach dem Schönberg wurde veranlaßt durch die an ihn gerichtete Bitte, die bereits fertig gewordene Strecke eines neuen Straßenzuges über den Schönberg für den Verkehr zu eröffnen, und der Einweihung des Grundsteines einer neuen, über den Rutzbach gebauten Brücke, welche den Namen des Erzherzogs erhalten sollte, beizuwohnen. Am 31. August fand die Feierlichkeit statt. Die sehr zweckmäßig geführte und solid gebaute Straße erreicht mit der geringen Steigung von 0,35 Procent oder drei Zoll auf eine österreichische Klafter die Höhe; die alte Straße hatte eine Steigung von zwölf Zoll auf die Klafter. Die Brücke mit der bedeutenden Spannweite von 138 Schuh (sie ist die sechstgrößte in Europa) und einer Höhe von 112 Schuh über dem Wasserspiegel des Rutzbaches ist ein eben so kühn ausgeführtes als schönes Bauwerk. Zur Verherrlichung der Feier waren die Schützen von Wiltau in ihren rothen kleidsamen Tiroler Jacken und grünen Hüten aus dem Stubaythale und von Höttingen links von dem in der Nähe der Brücke errichteten Pavillon aufgestellt. Außer den Gewehrsalven der Schützen knallten noch die Böller zur großen Lust der Tiroler und entsendeten über 400 Schüsse nach den Bergen, welche sie mit einem hundertfältigen donnerähnlichen Echo erwiederten, das erst nach und nach in weiter Ferne erstarb. Über die Tafelfreuden eines festlichen Mahles mit obligaten Trinksprüchen, womit in allgemein üblicher Weise auch diese Feierlichkeit beschlossen wurde, wollen wir hier nichts weiter sagen, da in derlei Schilderungen nur Bekanntes vorkommt.

Darauf wurde eine Fahrt nach dem Stubaythal, woselbst die Eisenwaarenfabrik Partscheller besucht wurde, vorgenommen, und von da aus kehrte dann der Erzherzog gegen Abend nach Innsbruck zurück.

Partscheller, der Eigenthümer der Fabrik, hatte sich im Jahr 1809 als wackerer Landesschütze die goldene Medaille verdient; außerdem besaß er eine Schußscheibe als Ehrenpreis für das von ihm auf dieser Scheibe geschossene Beste, mit dem Wahlspruche: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, Zwei Herzen und Ein Schlag!“ Wie Halms zarte sinnige Idee den Platz auf einer Schußscheibe fand, darüber konnte der befragte Eigenthümer keine Aufklärung geben. —

Am 1. September reiste der Erzherzog von Innsbruck über Zirl, Telfs, Silz nach Imst. Unterwegs besuchte er das Cistercienserkloster zu Stams, in welchem sich eine sehenswerthe Münzsammlung und eine Anzahl schöner Cartons vom Maler Schöpf befinden.

Auch in Imst hörte der Erzherzog die bereits auch anderwärts wiederholten Klagen über hohe Salzpreise, schlechte Schießstandszustände, elende, drückende Forstcultur und noch über manche andere das Volk belästigende Übelstände, welche der Beamtenregierung zur Last gelegt wurden. Gewöhnlich schlossen derlei Klagen Seitens des Landvolkes mit der Äußerung: „Ja, der Kaiser meint's gut mit uns; aber die Herrn von der Feder sind schuld, daß das Gute nicht geschieht.“

Am 2. ging es von Imst über Landeck und den Arlberg nach Bludenz. Auf dem Wege dahin besichtigte der Erzherzog die Baumwollspinnerei und Weberei Getzmer in Bürs mit 16,000 Spindeln; die Fabrik beschäftigte 300 Arbeiter im Fabriklocale selbst, 1400 außerhalb desselben.

Am 3. wurde ein Ausflug nach Schruns im Montafuner Thal veranstaltet; er gewährte dem Erzherzog eine hohe Befriedigung durch den Anblick der herrlichen Gegend. Die Gebirgslehnen sind mit Häusern übersät, die, von üppigen Feldern, Obstgärten und Wiesen umgeben, reizende Fernsichten darbieten. Das Haupterzeugniß dieser Gegend ist das Kirschwasser, welches von den Bauern bis zu einem jährlichen Werthe von 20,000 Gulden erzeugt wird; außerdem bildet die Viehzucht den wichtigsten Theil der landwirthschaftlichen Cultur. Die jährlichen Erträge reichen jedoch nicht hin um die Bedürfnisse der Bevölkerung zu decken, weßhalb ein Theil derselben alle Jahre auf sechs bis acht Monate nach Deutschland, Frankreich ja selbst nach

Rußland auswandert und daselbst als Maurer, Krautschneider und durch Ausübung anderweitiger freier Gewerbe Verdienst sucht; zu Weihnachten finden sich die Auswanderer gewöhnlich am heimathlichen Herde wieder ein.

Von der Bevölkerung, die zwischen 8 und 9000 Seelen zählt, waren in diesem Jahre (1842) 1054 ausgewandert.

Auf der Fahrt von Schruns nach Feldkirch besichtigte der Ezherzog die wegen ihres technischen Betriebes interessante Baumwollspinnerei und Weberei des Schotten Douglas. Sämmtliche Maschinen werden durch eine Turbine und zwei Wasserräder getrieben. Die Wassersäule von zehn bis zwanzig Zoll Durchmesser, welche die Turbine treibt, fällt durch eine 526 Fuß lange Röhre von geschmiedetem englischen Eisen von einer Höhe von 252 Fuß. Diese mächtige Wassersäule bewirkt 800 Umdrehungen in einer Minute und entwickelt 62 Pferdekraft, kann aber auch bis zu 90 gespannt werden. Das Wasser wird, bevor es in die eiserne Röhre gelangt, durch viele Siebe filtrirt. Die Turbine ist sehr leicht zu reguliren und ohne die geringste Schädigung bereits seit drei Jahren in fortwährender Thätigkeit. Die Turbine verlor im Vergleich mit den Wasserrädern 35 Procent an Kraft; sie gab 360 Cubikfuß Wasser in einer Minute ab, mit dem größtentheils die zwei Wasserräder getrieben werden. Diese haben 43 Pferdekraft bei einem Radburchmesser von 48 österreichischen Fuß. Mit der durch diese drei Räder erzeugten Triebkraft von etwas über 100 Pferdekraft werden sämmtliche Spinnmaschinen mit 20,700 Spindeln und 182 Webstühle in Bewegung gesetzt. Die sinnreiche Einrichtung dieser Fabrik interessirte den Erzherzog so lebhaft, daß er dieselbe bis in's kleinste Detail betrachtete und die eben angeführten Mittheilungen in seinem Notizenbuch verzeichnete.

Zu Feldkirch besichtigte der Erzherzog die Maschinenfabrik Lehmann. Hier wurde ihm ein doppelter Spinnstuhl oder Wagen neuer Erfindung gezeigt, der doppelt so viel spinnt als ein bisher üblicher Spinnstuhl. Die Wollspinnerei in Gschnalls und die bürgerliche Schießstätte wurden ebenfalls besucht.

Von Feldkirch wurde noch am nämlichen Tage die Reise über Dornbirn nach Bregenz fortgesetzt und von hier Abends der vom Erzherzog bereits früher beabsichtigte Ausflug nach Stuttgart unternommen, wo er nach einer beschwerlichen Nachtfahrt am nächsten Tage den 4. erst Nachmittags eintraf. Der König war Tags zuvor von Stuttgart abgereist, weßhalb der Erzherzog

nur die Königin und die Herzogin Henriette, Mutter der Königin, so wie die anwesenden Prinzen des königlichen Hauses besuchen konnte.

In Stuttgart verweilte der Erzherzog drei Tage und benutzte die von Etiquette-Visiten frei gebliebene Zeit zu Ausflügen nach den königlichen Gestütshöfen in Kleinhohenheim, nach Klosterweiler bei Eßlingen, Cannstatt und Schloß Rothenburg: Orte, die sowohl auf dem Gebiete der Kunst, als auch in Betreff der Hornviehzucht und der Zucht edler Pferde viel des Interessanten darboten. Die Stadt Stuttgart mit ihren breiten, geraden, zum Theil macadamisirten Straßen, ihren netten, meistens zwei und drei Stock hohen Häusern, die häufig mit architektonischen Verzierungen versehen sind, und mit den freundlichen mit Wein und Obstbäumen dicht bewachsenen Höhen, die sie umgeben, machte auf den Erzherzog einen angenehmen Eindruck. Auch bemerkte er beifällig, daß mit Einbruch der Nacht allenthalben eine große Stille und Ruhe herrschte; nirgends hörte man Lärm oder Schreien, höchstens das Geflüster der Mädchen, die am Brunnen oder unter den Linden vor dem königlichen Schlosse mit ihren Liebhabern sprachen. Daneben fiel es dem Prinzen auf, daß sehr viele Häuser mit einem auch zwei Wetterableitern versehen, und daß an der Hausthüre beinahe jedes Hauses eben so viele Glockenzüge waren, als Miether darin wohnten, eine Einrichtung, die zwar sehr bequem, aber gewiß keine Verschönerung ist. Am 7. September neun Uhr Abends verließ der Erzherzog Stuttgart und reiste über Tübingen und Donaueschingen nach Schaffhausen, das er nach einer neunzehnstündigen ununterbrochenen Fahrt am 8. Nachmittags erreichte.

Von einer Stelle im Garten des Schlosses Lauffen sah der Erzherzog den Rheinfall, ein eben so malerisches, als imposantes Schauspiel; die ungeheure Wassermasse des Flusses bricht sich stellenweise schon, bevor sie den Sturz erreicht, an den über den Wasserspiegel hervorragenden Felsspitzen und löst sich in weißen Schaum auf. Vom Schloßgarten aus hat man die Seitenansicht des mächtigen Falles; eine schöne vordere Ansicht desselben bietet sich von einem gegenüber liegenden Gasthause dar. Der erste Aussichtspunct war damals an einen Maler verpachtet, welchem man einen Franc zahlte um den Rheinfall zu sehen. „Monopole gibt es zwar überall," meinte der Erzherzog, „der Genuß der schönen Natur sollte aber unbesteuert sein."

Am Morgen des 9. wurde die Reise nach Constanz und von hier auf dem Dampfschiffe nach Rorschach und über Rheineck nach Bregenz fortgesetzt.

Als der Erzherzog in Constanz erfuhr, daß die Stadt wegen der Wahl eines Oppositionsmannes zum Landesdeputirten die Garnison verloren hatte und ihr noch andere Vortheile von der Regierung entzogen wurden, um sie zu einer für dieselbe günstigeren Wahl zu zwingen, äußerte der Erzherzog, dieß sei ein ganz verkehrtes Vorgehen; durch Strafen gewinne man nie die Neigung des Volkes, diese reizten vielmehr zu hartnäckigerem Widerstande; die Regierung sollte vielmehr den Bewohnern von Constanz recht viel Gutes erweisen, damit sie Ursache hätten, sich ihrer Opposition gegen dieselbe zu schämen. —

Bei St. Johann Höchst in Vorarlberg besichtigte der Erzherzog die große Spitzen- und Stickereifabrik von Schneider und Pönzinger. Der größte Theil ihrer gefertigten Waaren geht nach Paris, von wo sie Österreich — namentlich Wien — als ächtes Pariser Erzeugniß um das Doppelte und Dreifache des Fabrikpreises bezieht: so wird z. B. ein gesticktes Damentaschentuch, das die Fabrik für 20 Francs nach Paris liefert, um 40 bis 60 Francs in Paris und auch Wien verkauft.

Der Gebhardsberg bei Bregenz mit einer Wallfahrtskirche wurde von dem Erzherzoge wegen der sehr schönen Aussicht auf die Bregenzer Ebene, den See und die Schweizer und Vorarlberger Alpen noch am Abende desselben Tages bestiegen.

Nach Beendigung der officiösen Besuche bei den verschiedenen Staatsbehörden Vorarlbergs wurde am Morgen des 10. August Bregenz verlassen und die Reise über Dornbirn nach Lingenau im Bregenzer Walde und von da weiter nach Immenstadt fortgesetzt. Der bekannte Reichthum der Bewohner des Bregenzer Waldes ist das Ergebniß einer sehr rationellen Alpenwirthschaft, deren einträglichsten Zweig die Käsebereitung bildet.

Der Erzherzog ließ sich den ganzen Vorgang der Käsefabrication durch den Eigenthümer der bedeutendsten Käsemacherei, Namens Pilger, erklären, welcher darüber und über das Wesentlichste der Alpenwirthschaft folgende nähere Angaben machte: „Bei der Bereitung der Käse werden vier Maas Milch auf ein Pfund Käse gerechnet; die Milch wird in großen Kesseln bei einer Temperatur von 24 bis 25 Grad Réaumur, indem man etwas Kälbermagenwasser dazu gießt, zum Gerinnen gebracht; etwas Saffran, bloß der Färbung wegen, wird zugesetzt. Dieser Proceß ist aber so schwierig, daß eine etwas höhere Temperatur oder etwas mehr Saffran und Kälbermagenwasser

die Sache ganz verdirbt. Ist die Milch sehr gut, so braucht es dieser Ingredienzien nicht, in 20 bis 25 Minuten gerinnt dann die Milch von selbst. Die geronnene Milch wird bei gleichem Wärmegrad mit der Hand sorgfältig zerdrückt und in Formen mit kleinen Löchern, durch welche die dünnflüssigen Theile abfließen, geschüttet, alsdann beschwert und oft gewendet, damit das Wasser ganz ablaufe. Der Käse braucht dann noch ein auch anderthalb Jahre, damit er ganz reif werde, während welcher Zeit er in luftigen Magazinen aufbewahrt wird. Die verschiedenen Sorten, die man macht, heißen Parmesan-, Emmenthaler- und Strachin-Käse. Die Laibe der beiden erstern Gattungen wiegen 120 bis 130 Pfund. Im Bregenzer Wald wurden damals jährlich 20,000 bis 30,000 Centner Käse im Werthe von 450,000 Gulden erzeugt. Ein Centner Käse kostete damals 16 bis 22 Gulden C. M.; außer dem guten, feinen Käse gibt aber dieselbe Milch noch Butter, eine schlechtere Gattung Käse und endlich die Molke, mit welcher die Schweine ohne weitere Fütterung genährt und gemästet werden. Bei diesem vielfältigen Ertrag und dem durch denselben erzielten Gewinn ist es sehr begreiflich, daß es im Bregenzer Walde Bauern mit einem jährlichen Einkommen von 8 bis 10 Tausend Gulden gibt.

Über die Fabrikindustrie Vorarlbergs enthalten die Aufzeichnungen des Erzherzogs eine vollständige statistische Übersicht, aus welcher hier, als Abschluß der Reisemittheilungen über dieses Land, nur die Übersicht über den Gesammtwerth der wichtigsten Fabrikate angeführt werden mag. Dieser beträgt: für Baumwollgarne sammt Abfallswolle nach Abzug der Kosten für

Rohstoff und Arbeitslohn	699,054 fl.	C. M. W. W.,
Ertrag der türkisch und englisch Rothfärbereien ohne Arbeitslohn	289,090 fl.	„
Nettowerth sämmtlicher Gewebefabricate . .	695,700 fl.	„
für sein gestickte und genähte Musselins und Baumwollzeuge an Stickerlohn	240,205 fl.	„
gedruckte Waare nach Abschlag der Kosten für rohes Gewebe und Arbeitslohn	319,390 fl.	„
Werth der Käseerzeugung	447,986 fl.	„
Gesammter Nettowerth .	2,691,426 fl.	C. M. W. W.

Der an sämmtliche Fabrikarbeiter in Vorarlberg — 15,264 Personen —

im Jahre 1841 bezahlte Arbeitslohn betrug 1,139,958 Gulden C. M. In diesem Betrage ist auch obiger Stickerlohn mit 240,205 fl. enthalten. Rechnet man noch hinzu den Werth der übrigen Fabrikerzeugnisse und den Ertrag des Vieh- und Holzhandels nach dem Auslande, so wird man nicht fehlen, wenn man den Ertrag sämmtlicher industrieller Production von 1841 auf $4\frac{1}{2}$ bis 5 Millionen Gulden C. M. anschlägt; ein sprechender Beweis für den regen Gewerbfleiß Vorarlbergs, das nur $46\frac{1}{2}$ Quadratmeilen Bodenfläche, zum größten Theile Hochgebirg, und eine Bevölkerung von nur 100,975 Seelen hat.

Am 11. ging es von Immenstadt über's Jöchl nach Reutte, von wo der Erzherzog einen Ausflug nach Hohenschwangau, dem Lustschlosse des damaligen Kronprinzen von Bayern machte. Weder das Äußere, noch das Innere des Schlosses befriedigte den Erzherzog. Die Mischung ganz von einander verschiedener Baustyle erzeugt eine architektonische Disharmonie, die den Blick beunruhigt, so daß keine einheitliche Auffassung des Ganzen möglich wird; die innere Einrichtung fand der Erzherzog zwar sehr prunkvoll, aber in manchen Theilen auf schlimme Mysterien deutend. So z. B. gab es damals dort ein Cabinet, dessen Ausstattung besser verschwiegen wird, ferner ein Bade- und ein Grottencabinet, beide mit verborgenen Stiegen und Thüren, wahrscheinlich Erbschaften aus früheren Zeiten ohne Jahreszahl.

Auch aus dem Bezirke Reutte gehen jährlich nach den vom Landrichter dem Erzherzoge gemachten Angaben über 3000 Männer auf zeitweiser Wanderschaft in's Ausland, um im Winter heimzukehren. Sehr merkwürdig war noch die hinzugefügte Versicherung des Landrichters, es sei noch nicht vorgekommen, daß von diesen Männern auch nur Einer mit der Lustseuche behaftet heimgekommen sei, ein schöner Beweis für die große Sittlichkeit dieser Leute! Ebenso seien solche Krankheitserscheinungen bei der Bevölkerung des Bezirkes, die doch 26,000 Seelen zählt, seit der Einführung der Grenzwache nie vorgekommen.

Von Reutte aus besuchte der Erzherzog am 12. den nahen Wasserfall Stuiben, der in einer Breite von 6 bis 7 Klafter von einer 10 bis 12 Klafter hohen Wand in ein Felsenbecken herabstürzt, und das Blei- und Galmeibergwerk Silberleuten bei Bieberweier in der Gegend von Nassereit. Er erhielt auf sein Verlangen nachstehende Details über die damaligen Betriebs- und Ertragsverhältnisse dieses Bergwerkes, die hier bloß in Kürze angeführt werden. Die Mächtigkeit der Erzgänge betrug im Durchschnitte ein Lachter; Galmei kam

klumpenweise vor im flachen Geschiebe; die Ergiebigkeit betrug an Blei 30 bis 70 Procent — Bleistufen unter 30 Procent kamen nicht vor — und 30 bis 40 Procent Zink; 100 Pfund Blei enthielten noch $1^1/_2$ Loth Silber. Es wurden jährlich gewonnen 1800 Centner Zink und 2000 Centner Blei, ersteres zu 20 Gulden, letzteres 16 bis 17 Gulden der Centner; der jährliche Brutto-Ertrag bezifferte sich mit 60,000 Gulden, der Reinertrag mit beinahe 20,000 Gulden. Das Werk beschäftigte täglich 130 Arbeiter mit einem Taglohn von 8 bis 30 Kreuzer und verbrauchte an Holz 1700 Klafter, zu 7 fl. 12 kr. die Klafter. Das Gestänge dauerte ungewöhnlich lang, 25 bis 30 Jahre.

Diese im Notizenbuch des hohen Reisenden ausführlich enthaltenen Angaben wurden nur im kürzesten Auszuge in der Absicht angeführt, um zu zeigen, wie gründlich und vollständig sich derselbe hier wie allenthalben über jeden Gegenstand zu unterrichten suchte, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendete.

Bei dem Besuche der Scharnitz, welcher nach der Besichtigung des Bergwerkes Statt fand, suchten die ausgerückten Scharnitzer Schützen die Vertheidigung des dortigen Passes vorzustellen, wie dieser im Jahre 1809 gegen die Bayern vertheidigt worden war.

Die Vorstellung konnte bei den dürftigen Mitteln auch nicht anders, als dürftig ausfallen; der Erzherzog unterließ es jedoch nicht, den guten Willen der Schützen und ihre Absicht, ihm ein Vergnügen zu machen, dankbar anzuerkennen. Unter den Schützen drängte sich insbesondere Einer an ihn heran und rühmte in renomistischer Weise von sich, daß er bereits mit 14 Jahren die Waffen gegen den Feind getragen habe; er wurde endlich dem Erzherzoge lästig, und dieser sagte ihm, um seiner los zu werden: „Solche Brave, „wie er, gäbe es noch und habe es stets sehr viele in Tirol gegeben, und „dieses Geschlecht würde in Tirol gewiß nicht aussterben. Speckbachers Sohn „Anderl habe, wie er wohl wissen werde, schon als Knabe von 12 Jahren „seine Büchse gegen die Bayern ganz tapfer gebraucht, bis er, sich zu weit „vorwagend, von diesen gefangen wurde; selbst Tiroler Weiber seien sehr brav „und tapfer gewesen.“ Der Tiroler Renomist wurde hierauf ganz still und zog sich in die Menge zurück.

Am Abende traf der Erzherzog über Seefeld und Zirl in Innsbruck ein, wo er den 13. und 14. verweilte, um seine ausgebreiteten Correspondenzen nachzuholen, mit welchen er bei seiner bisherigen täglichen Beschäftigung im Rückstande geblieben war. Das Spital mit dem Pfründnerhause, das Irren-

haus, das Erziehungshaus des Tiroler Regimentes „Kaiserjäger“ und das Taubstummen-Institut wurden von dem Erzherzoge besucht. Letzteres zog insbesondere die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf sich. Unter den ziemlich ausführlichen Aufzeichnungen über diese Anstalt heißt es im Notizenbuch: „Director der Anstalt ist der Geistliche Moorrigl, ein ausgezeichneter Mann; er „versteht es, sich zu dem Begriffsvermögen der Kinder herabzustimmen. Man „sieht, daß er keinem angelernten Schulsysteme, keiner in der Theorie wohl „sehr schönen, aber trotzdem oft unpraktischen Unterrichts- und Erziehungs„methode anhängt, sondern an der Hand täglicher Erfahrungen, alles aus „seinem Innern schöpfend, stets praktische Zwecke verfolgt.“ Die Aufzeichnungen schließen mit den Worten: „Im Ganzen, wie im Einzelnen eine sehr vor„treffliche Anstalt, wie ich noch keine der Art gesehen; ganz ein Werk des „Directors. Gott erhalte ihn recht lange!“

In Hall wurde dem Erzherzog der vormalige Schützenmajor Straub vorgestellt, welcher zu den durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist ausgezeichneten Tiroler Anführern von 1809 gehörte. Mit Bedauern lernte der Erzherzog auch in ihm nur noch eine ehrwürdige Ruine kennen. Am folgenden Tage, den 16., beschäftigte den Erzherzog die Besichtigung der Salzgruben in dem 1½ Stunden von Hall, im sogenannten Haselgebirge gelegenen Salzberge. Für den Prozeß der Salzgewinnung interessirte sich der Erzherzog sehr, da er bisher noch keinen gesehen hatte; er ließ sich demnach denselben in allen seinen Stadien ausführlich erklären und ging in die anderweitigen Verhältnisse dieses Salzwerkes eben so genau ein, wie er es im Bleiwerke Silberleuten gethan. Aus seinen Aufzeichnungen hierüber seien nur als die interessantesten hier folgende Punkte erwähnt. Der Bau des Werkes hat acht Etagen oder Stockwerke; die Fahrt vom Eingange bis zum Ausgange des Werkes dauerte etwa anderthalb Stunden. Ein unterirdischer See, welcher auf einem Kahne befahren wird, bot bei der für den hohen Besuch veranstalteten Beleuchtung einen zauberhaften Anblick. Die Erzeugungskosten eines Centners Salz betragen einen Gulden, der Centner aber wird als Limito-Salz *) für 3 fl. 36 kr. im sonstigen Verschleiß für 5 fl. verkauft. Bei einer

*) Unter Limito-Salz wird eine bestimmte Quantität Salz verstanden, die vom Staate oder Ärar dem Lande um einen limitirten d. h. festgesetzten Preis überlassen wird, der niedriger ist, als der Preis des in den Handel kommenden Salzes, daher auch mit Limito-Salz kein Handel von den damit Betheiligten getrieben werden darf.

jährlichen Erzeugung von 220,000 Centnern ist demnach der Ertrag des Werkes ein sehr namhafter und zugleich sehr lohnender. Der Besichtigung dieses Salzwerkes folgte der Besuch in der Maschinen- und Knopffabrik in Ampas. Der damalige Eigenthümer der Fabrik, Namens Huber, ein Mann ohne alle theoretisch wissenschaftliche Fachbildung, bloß ein empirischer Mechaniker, verfertigte ganz vorzügliche Wasserpumpen und Feuerspritzen. Er war damals mit Versuchen eines von ihm erfundenen Perpetuum mobile beschäftiget und hatte davon ein kleines Modell bereits ausgeführt, das zwar ganz gelungen war, doch vorhersehen ließ, daß die Kraftentwicklung, selbst wenn die Maschine in großen Verhältnissen ausgeführt würde, zu gering bleiben werde, um die Erfindung praktisch nutzbar zu machen. Die Einrichtung des ganz einfachen Mechanismus beruht auf dem bekannten Erfahrungssatze, daß eine schwere Kugel auf einem in eine schiefe Ebene gelegten Bahngeleise, dessen Stränge oder Schienen oben weiter von einander abstehen, als unten, bergan laufe.

Am 17. wurden die Staatsämter und Anstalten in Schwatz von dem Erzherzog einer Besichtigung unterzogen. Der Kreishauptmann Gasteiger von Schwatz war 1809 Schützenhauptmann und hatte den Krieg als Anführer von vier Compagnien Schützen rühmlich mitgemacht, auch lernte der Erzherzog den durch seine Tapferkeit rühmlich bekannten Tiroler Schützenhauptmann Augerer von 1809 daselbst kennen, wie er denn jede Gelegenheit benutzte um die Bekanntschaft mit den noch lebenden tapfern Volksführern von 1809 zu machen und ihnen als Beweis seiner dankbaren Würdigung ihrer Verdienste um den Kaiser und ihr Vaterland stets eine auszeichnende Beachtung zu schenken. Dieß freute die wackern Männer immer sehr, und die Bevölkerung, welche dieselben als die Träger des Heldenruhmes der Tiroler hoch in Ehren hält, sah mit Freuden deren Auszeichnung durch einen kaiserlichen Prinzen. Nachmittags führte die Reise über Jenbach, wo der Erzherzog das Eisen- und Stahlwerk besichtigte, nach Achenkirch.

Der nächste Tag wurde mit dem Besuche des unbedeutenden Badeortes und des königlich bayerischen Schlosses von Tegernsee und der Fahrt nach Fügen im Zillerthale ausgefüllt.

In Fügen waren die Landesschützen zum Empfange des Erzherzogs ausgerückt. Wie bekannt, ist im Zillerthale der schönste Menschenschlag Tirols. Die Schützenabtheilung bestand denn auch durchgehends aus schönen Männern,

großen, breitschultrigen, stämmigen, beinahe athletenartigen Gestalten, keiner unter 5′ 10″, die meisten über 6′ groß, mit edlem ovalem Gesichtsschnitt, hoher Stirn, gestreckter wohlgeformter Nase, verhältnißmäßig kleinem Mund, blauen, auch braunen Augen, weitem Augenschnitt, blondem oder braunem Haar. — Die Frauen sind zwar auch hübsch, doch in geringerem Grade. Die Schützen waren in ihrer nationalen Thaltracht; mit Recht sprach der Erzherzog bei ihrem Anblicke den Wunsch aus, sie möchten ihrem Nationalkleide stets treu bleiben. Nur keine militärische Uniform! Der Schütze ist dann weder Bauer, noch Soldat, sondern das Ganze, wie Prinz De Ligne sagte, eine militärische Posse, wie dieß mit dem Bürgermilitär in den Städten meistens der Fall ist. „Auch um den Nationalgeist zu nähren", bemerkte noch der Erzherzog, „be„halte man die Nationaltracht bei! Sie ist überdieß ökonomisch für den Land„mann, da er beinahe Alles daran selbst erzeugt; sie verleitet ferner zu keinem „Luxus, der nur in der Stadt befriedigt werden kann, demnach den Bauer „von dieser abhängig macht, was er wohl zu vermeiden hat; in der Tracht „seines Thales zeigt der Landmann beim ersten Blicke, von wo er ist, und „dieß zu zeigen muß er als Ehrenpunkt betrachten; endlich ist die Kleidung „für das Gebirgsland ganz passend."

Die Waffen dieser Schützen waren leider meistens schlecht. Auch hier vernahm der Erzherzog die Klage, die Geistlichkeit sei so strenge, daß sie selbst Tanzvergnügungen untersage, die von der Civilobrigkeit erlaubt werden; so hatten im Bezirke Fügen mit beiläufig 6000 Einwohnern während neun Monaten bloß fünf Freitänze Statt gefunden. Die Folgen dieser Beschränkungen sind Unsittlichkeiten, die auf den Alpen begangen werden, und Frömmelei, aber keine wahre Frömmigkeit. Zum Beweis hierfür dient, daß im Kreise Unterinnthal, wo die Geistlichkeit besonders streng ist, das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Kindern 1 : 6 ist, im Oberinnthale dagegen, wo die Geistlichkeit toleranter ist, erst auf 26 Geburten eine uneheliche kommt. Es wäre gewiß besser für die Moralität, wenn das Volk, insbesondere die Jugend, sich unter den Augen des Pfarrers und der Obrigkeit an festlichen Tagen mit Tanz unterhielte, als daß sie gezwungen wird ihre Vergnügungen dem Auge der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zu entziehen.

Auch im Landgerichte Fügen im Zillerthale muß der auf den jährlichen Auswanderungen gemachte Erwerb die Mittel zur Beschaffung der nöthigen Lebensbedürfnisse ergänzen. Etwa 500 Männer ziehen als Sänger und in

Ausübung freier Gewerbe, oder Handel mit Waaren von Reh- und Hirschleder treibend, in der Fremde umher.

Am 18. September ging die Reise von Rattenberg über Wörgl nach Kufstein. Unterwegs besichtigte der Erzherzog das Kohlenbergwerk Häring, dessen Flötze in einer Mächtigkeit von 12 bis 20 Schuh anstehen und dessen jährliche Ausbeute damals 40,000 Centner betrug. Die Feste Kufstein beherbergte nur 16 politische Gefangene, sämmtlich Polen. Von Kufstein reiste der Erzherzog nach Kitzbühel, wo er übernachtete.

Der vormalige Schützenhauptmann Obpacher, der für seine im Jahre 1809 bei der Vertheidigung des Strubpasses bewiesene Tapferkeit die goldne Medaille erhalten hatte, vermehrte hier die Zahl jener wackeren Landesvertheidiger von 1809, welche der Erzherzog bisher kennen gelernt hatte.

Am 20. Nachmittags wurde von Kitzbühel über den Thurmpaß Kriml im Pinzgau erreicht.

Kaum angekommen, eilte der Erzherzog zur Besichtigung des durch seine große Wassermasse und Höhe berühmten Krimler Wasserfalles. Das Wasser stürzt mit dreimaligem Aufschlag angeblich von einer Höhe von 2000 Fuß in ein großes Felsenbecken herab, eine großartige Naturscene.

Am nächsten Tage, den 21. ging es von Kriml über das Krimljoch, die Gerlosalpe und Gerlos nach Zell, wo der Erzherzog nach einem Ritte von $8^1/_2$ Stunden ankam. Auf der Alpe genoß er ein von den dortigen Hirten bereitetes Frühstück, ein Milchmuß, das nur aus einer bis zur sulzartigen Verdickung abgedampften frischen Milch besteht. Das Muß ist so fett, daß man es ohne Brod nicht genießen kann. Die Gesellschaft fand das Schwarzbrod der Hirten als Zugabe zum Milchmuß sehr schmackhaft: der Hunger that dabei das Beste; Wiener Kaisersemmeln oder Kipfeln würden gewiß vorgezogen worden sein; so machte man aber aus der Noth eine Tugend und fand alles ganz vortrefflich. Zur Steuer der Wahrheit sei es aber nicht verschwiegen, daß bei diesem improvisirten Alpenfrühstück es nicht nur keine sauren Gesichter gab, sondern die gute Laune in der Person des Erzherzogs präsidirte. In der Nähe von Zell, auf dem Wege, der von Gerlos dahin führt, bietet sich eine herrliche Aussicht auf Zell und das ganze Zillerthal bis zu dessen Ausmündung in das Innthal dar; der Erzherzog hielt daselbst einige Zeit an, um dieselbe zu genießen.

Die Landesschützen-Compagnie von Zell erwartete den Erzherzog in ihrer

Thaltracht; sie war 60 Mann stark und bestand, so wie ihre Nachbarcompagnie von Fügen, aus lauter schönen, durch ihre Größe und Stärke ausgezeichneten Leuten; am Abende brachte ein Chor von reinen und kräftigen Männer- und Frauenstimmen dem Erzherzog ein Ständchen. Auch hier wie überall in den Thälern, wurde die Klage über den Verfall des Schützenwesens laut. Die Auswanderung von 300 Zillerthalern aus ihrer Heimath nach Hermansdorf in Preußen, zu der sie die unversöhnliche Geistlichkeit wegen ihrer Trennung von Katholicismus gezwungen hatte, wurde vor dem Erzherzoge besprochen. Die Trennung soll vom Jahre 1800 herrühren. Durch den Zelotismus und die Intoleranz der Geistlichkeit hervorgerufen und beschleunigt, kam die Spaltung endlich durch den Einfluß eines dortigen Forstmeisters zum offenen Bruche. Die neue Secte wußte leider selbst nicht recht, was sie glaubte, konnte auch darüber dem Erzherzog Johann, der sie zu belehren versuchte, keine befriedigende Auskunft geben. Die Staatsverwaltung löste den Auswanderern ihr ganzes Besitzthum ab. Am nächsten Morgen $5^1/_2$ Uhr war der Erzherzog und sein Gefolge nach Mayerhofen gefahren, und von hier ging es über Finkenberg, Dux, das Duxer oder Schmirner Joch über Schmirn und St. Jodocus nach Stafflach, im Ganzen eine Wegstrecke von $13^1/_2$ Stunden, wovon 12 zu Fuß zurückgelegt wurden. In Dux hatte der Erzherzog die Einladung des Pfarrers abgelehnt, da dieser ein Ultrafanatiker war, und kehrte im dortigen Wirthshause ein.

Hier wurde der Erzherzog durch einen Aufzug von Duxer Bauernschützen festlich empfangen; sie sind auch starke kräftige Männer, aber nicht so schön, wie die Zillerthaler.

Die Anwesenheit eines Erzherzogs gibt den Schützen das Recht, sich durch Tanz zu belustigen; der Pfarrer darf dagegen nicht protestiren, es ist ein Gewohnheitsrecht aus älteren Zeiten. Da der Erzherzog darum wußte, so forderte er die Schützen auf zu tanzen. Diese begannen gleich damit; sie mußten aber miteinander tanzen, da den Mädchen das Tanzen vom Pfarrer untersagt war. Der Erzherzog sorgte für Speise und Trank, und so ergaben sich die Schützen mit einiger Begeisterung dieser Tanzunterhaltung.

Als der Erzherzog aufbrach, begleiteten ihn die Schützen bis an ihre Gemeindegrenze. Hier sollten sie sich in Front aufstellen und vor dem Erzherzog zum Abschiede das Gewehr präsentiren; es ging aber durchaus nicht, einige machten rechtsum, andere linksum, von einer Richtung war gar keine

Rede; es gab eine komische Verwirrung, der ihr Commandant, Hauptmann Stocker, trotz seines Eifers nicht steuern konnte. Dieser ereiferte sich darüber so sehr, daß er laut rief: „Mit Euch Ochsen ischt ja nischt anzufangen!" Die Schützen nahmen diesen sauberen Ehrentitel ganz gutmüthig, manche selbst lachend auf; vom Commandanten, da er ihres Gleichen war, ließen sie sich's gefallen, von einem anderen gewiß nicht. Der Erzherzog bemerkte ganz richtig, dieß sei ein Beweis der Nothwendigkeit, daß die Schützen ihre Anführer aus ihrer Mitte selbst wählten.

Nach einem sehr bescheidenen Mittagsmahl in Dux ging es nach dem Schmirner Joch; man steigt $3^1/_2$ Stunden, um es zu erreichen. Auf dem Joche lag ziemlich tiefer Schnee. Oben angelangt, geht es eine ziemliche Strecke ganz eben fort, alsdann während drei Viertelstunden sehr steil der Sohle des Schmirner Thales zu. Im Dorfe Schmirn wurde etwas gerastet, dann ging es nach Sterzing, wo der Erzherzog erst halb zwei Uhr Nachts ankam; er war demnach am 22. von früh halb sechs bis halb zwei Uhr in der Nacht, in Allem 18 Stunden lang, in Bewegung.

Den 23. widmete der Erzherzog der Erholung, die ihm weniger als seinen Begleitern Noth that; für ihn war jedoch der Ruhetag kein Tag der Ruhe. Das Sterzinger Moos und noch manche andere durch den Krieg von 1809 merkwürdige Oertlichkeiten wurden von ihm besucht.

Am 24. setzte der Erzherzog die Reise bis Botzen fort und besichtigte unterwegs den Kirchenschatz des Capuzinerklosters zu Clausen, ein Vermächtniß der Gemahlin des Königs Karl II. von Spanien. Am meisten war der Erzherzog durch die Persönlichkeiten der Kapuziner überrascht, die wahre Simplicissimi darstellten, wie sie selten im Leben zu finden sind. Die Benedictinerinnen im Kloster Seben wurden ebenfalls vom Erzherzog mit einem Besuche beehrt; leider entsprachen sie ganz und gar nicht seinen Erwartungen; es konnte auch nicht anders sein, da die Nonnen wegen ihres Mangels an den nöthigen Schulkenntnissen beinahe nichts lehren, daher auch die Novizen nichts lernen können. Die Kosten der Erhaltung des Klosters werden theils durch sogenannte Sammelgaben gedeckt, theils durch Geldzinsen von dem Capital der Mitgift, die jede Novize bei ihrem Eintritte in das Kloster zu erlegen hat. Damals, 1841, betrug die Mitgift 12 bis 1500 Gulden.

Beim Absterben einer Nonne ging die Mitgift in den Besitz des Klosters über. Solche Erbschaften waren nach der Aussage ehrenwerther Männer

damals nicht selten; so z. B. gab es in drei Jahren neun Todte bei einer Anzahl von 36 Nonnen und Novizen. Am 24. traf der Erzherzog in Botzen ein und gönnte sich den folgenden Tag zur Erholung.

Auf der Fahrt von Sterzing nach Botzen besichtigte der Erzherzog die Franzensfeste an der Brixner Clause, deren Zweck ist, die Verbindung einerseits mit Nordtirol über den Brenner, anderseits mit Kärnthen durch das Pusterthal zu unterbrechen.

Nach einem Ausfluge in's Sulz- und Nonthal kam der Erzherzog noch an demselben Tage, den 26. Abends in Trient an; hier verweilte er den 27. und 28., um die Merkwürdigkeiten Trients kennen zu lernen und die hier befindlichen Staatsbehörden in ihren Amtslocalen zu besuchen, sowie die Erzherzogin Maria Louise mit dem Herzoge von Modena, die ihm auf ihrer Durchreise in Trient ein Rendezvous gegeben hatten, zu sehen. Über die in Trient bestehende casa di ricovero und d'industria sprach sich der Erzherzog ganz mißfällig aus. Er tadelte, daß in derselben ein Gemisch von jungen und alten Leuten, von gesunden und kranken, von braven und liederlichen Personen sei, selbst Knaben von 7 bis 12 Jahren waren in dieser Anstalt untergebracht.

Am 29. ging es über Vezzano und Le Sarché nach Stenico. Unterwegs beschäftigte den Erzherzog die Besichtigung der neuen Straße von Le Sarché über Bagni di Bella, eines sehr zweckmäßig angelegten und glücklich ausgeführten Baues; ferner der Bagni di Bella und die merkwürdige Gebirgsformation am Lago Toblino und bei Stenico. Diese scheint das Resultat eines eben so gewaltsamen, als schnellen Naturprozesses zu sein; man sieht ungeheure zerklüftete Gebirgsmassen vom Hauptgebirge, mit dem sie ohne Zweifel einst zusammenhingen, getrennt. Wahrscheinlich ist diese Trennung durch große Wassermassen entstanden, die durch viele Jahrhunderte den Zusammenhang lockerten, bis es endlich zum schnellen und gewaltsamen Durchbruche kam.

Am 30. reiste der Erzherzog von Stenico über Condino, Storo und durch die Thäler Sabbia, Ampola, Ledro und Ponal nach Riva; der Erzherzog traf hier nach einem zwölfstündigen Ritte erst um sechs Uhr Abends ein. Auf diesem Ritte besichtigte er den Wasserfall von Ponal, der sich in den Garda-See stürzt und einen malerischen Anblick gewährt.

Dem Erzherzog entging es nicht, daß die Bevölkerung in den Judi-

carien im Fleims-, Non- und Sulzbergthale in Bezug auf Gesichtsbildung Sitten und Gewohnheiten die Mischung des deutschen mit dem italienischen Elemente verräth: blonde Haare, blaue Augen und vorstehende Backenknochen zeigen den Typus des deutschen Elementes, dagegen sind die Sitten und Gebräuche, das Innere wie das Äußere der Wohnungen, so wie die Sprache italienisch.

Auf dem Wege von Riva über Torbole und Mori nach Roveredo nahm der merkwürdige Bruch der Schichtenlagen des Gebirges zwischen Torbole und Mori das Interesse des Erzherzogs sehr in Anspruch.

Ein am 2. von Roveredo nach dem Monte Baldo unternommener Ausflug lohnte reichlich die Mühe der Ersteigung durch die herrlichen Landschaften, die sich da dem Auge darboten. Der Ausflug hatte beinahe zwölf Stunden gedauert; trotzdem bedauerte weder der Erzherzog noch irgend jemand seines Gefolges die gehabten Beschwerden, nachdem man die Naturschönheiten des Monte Baldo gesehen. Der Besuch der Seidenspinnerei (Filatojo) des Fabrikanten Stofella befriedigte den Erzherzog in so hohem Grade, daß er derselben als einer Musteranstalt in seinem Tagebuche erwähnt. Die Fabrik beschäftigte gegen 300 Kinder, welche im Fabrikgebäude wohnten, verpflegt und in der Religion, im Lesen, Schreiben und in dem ganzen Verfahren der Seidenspinnerei unterrichtet wurden. Diese Einrichtung ist sehr lehrreich und nachahmungswürdig: für das physische, intellectuelle und moralische Wohl der arbeitenden Jugend war Seitens des Fabrikherrn mit aufrichtigem Wohlwollen uud in verständiger Weise gesorgt. Trotz der nicht unbedeutenden Geldopfer, welche der Fabrikherr diesem edlen Zwecke brachte, war nach dessen Versicherung der jährliche Gewinn ein so reichlicher, daß seine industriellen Interessen dabei vollständig befriedigt wurden.

Am 3. October traf der Erzherzog in Alà ein und besichtigte daselbst die interessanten Seidensammetfabriken Brachetti und Malfatti.

Ein Blatt der allgemeinen Augsburger Zeitung, welches der Erzherzog hier erhielt, schilderte die am 20. September im großen königlichen Zelte in Brühl an der festlichen Tafel des Königs von Preußen stattgehabten Vorgänge, und brachte die Toaste, mit welchen der König seine Thronbesteigung gewissermaßen inaugurirte. Dieselben waren eine Art begeisterten Regierungsprogramms. Der Erzherzog bemerkte dazu, es sei eben kein empfehlenswerthes Mittel, die Völker mit dem Glase Champagner in der Hand en-

thusiasmiren zu wollen; dieser Enthusiasmus sei eben so flüchtiger Natur, wie der dabei genossene Wein. Die Bemerkung ist gewiß ganz richtig. In einem Königszelte, und wenn es auch von deutschen Linnen ist, schlägt der Puls bei weitem nicht so frei und kräftig, als auf schöner Alpe, unter Gottes blauem heiterem Himmelszelte, wo die Flur einen Teppich bildet, wie ihn weder Fürstengold, noch Künstlergeist erzeugen kann, wo überall Gottes Allmacht bald gnadenreich, bald mahnend und warnend uns entgegentritt: dort im großen, heiligen Tempel der Natur, wo kein prunkvoll ausgestattetes Königszelt steht, wo keine vollen Gläser Franzweins blinken, wo nur jenes ewigen Geistes Wehen sich regt, dessen Werke so offen und so wahr vor ihnen liegen, laßt Fürsten sich versammeln, und sprechen sie dort dieselben Worte, wie im Königszelt bei Cöln, — so mag man ihnen glauben.

Am 3. um Mitternacht verließ der Erzherzog Alà und reiste nach Colà, wo er am Morgen des 4. eintraf. Hier war das Hauptquartier des Feldmarschalls Radetzky; dort und in der Umgegend waren die in Italien befindlichen Truppen zu den herbstlichen Feldmanövern versammelt. Am 4., 5. und 6. wohnte der Erzherzog denselben bei, am 7. einer Revue, am 9. der Kirchenparade bei Ghedy; Abends traf er wieder in Riva, wo er festlich empfangen wurde, ein, um die Bereisung Tirols fortzusetzen.

Am 10. verfügte sich der Erzherzog über Arco, Sarche und Vezzano nach Trient und von hier nach kurzem Aufenthalt über Pergine, Borgo di Val Sugana, Caldonazzo und Strigno nach Pieve di Tesino, welchen Ort der Erzherzog in der Nacht erreichte. Unterwegs besichtigte er das Gebär- und Findelhaus bei Trient.

Den eigenthümlichen Verhältnissen der Bewohner von Pieve di Tesino widmete der Erzherzog eine besondere Aufmerksamkeit. Die meisten Männer wandern auf mehr oder weniger Jahre nach allen europäischen Ländern, selbst nach Amerika aus, treiben meistens Bilderhandel, der sie nicht selten bereichert, und kehren nach vier bis sechs Jahren, manche aber erst nach 30—40 Jahren, zurück. So wohnte der Erzherzog bei einem Manne Namens Buffa, der seinen Reichthum, ein jährliches Einkommen von beiläufig 50,000 Gulden, dem durch 27 Jahre in Amsterdam betriebenen Bilderhandel verdankte. Trotz ihrer Wohlhabenheit leben die Einwohner, selbst die Reichsten, sehr einfach. Bemerkenswerth ist ihre Liebe zur Heimath, in die sie stets wieder zurückkehren, so daß ein Aufgeben derselben noch nie vorkam. Während der

Abwesenheit der Männer besorgen ihre Frauen die Haus- und Feldwirthschaft. Beide Geschlechter sind von gleich hübschem Schlage; die Frauen jedoch im Verhältniß kräftiger als die Männer. Der Festanzug der Frauen und Mädchen ist elegant, kostet zwischen 60 und 90 Gulden und wird gewöhnlich von den im Auslande weilenden Männern gesendet. Die verheiratheten Frauen tragen als Abzeichen ihres Standes eine schwarzseidene Bandschleife auf dem Kopfe; die Männer kleiden sich städtisch.

Dem Erzherzoge zu Ehren war an dem Tage seiner Ankunft ein Ball veranstaltet, um ihm die wohlhabende Bevölkerung von Pieve und Cadone im Festkleide zu zeigen. Die Tänze wurden recht anständig ausgeführt, das Benehmen war sehr artig und zeigte von Bildung, die, auf Reisen in der Fremde gewonnen, hier heimisch geworden war. Unter den Männern gibt es welche, die vier auch fünf Sprachen, insoweit es der gewöhnliche Verkehr erfordert, ganz correct sprechen. Von den Wanderschaften überhaupt heißt es in den Aufzeichnungen: „diese führen jährlich im Frühjahre über 30,000 „Tiroler aus ihrem Vaterlande weg in's Ausland, von wo beinahe Alle im „Spätherbste mit den durch eisernen Fleiß erworbenen Ersparnissen wieder „nach der Heimath zurückkehren. Der jährliche Gesammterwerb auf der „Wanderschaft wird als über eine Million Gulden C.-M. betragend an„gegeben. Die zahlreichsten Auswanderungen kommen in den Kreisen Trient „mit 9600, Roveredo mit 7400, Ober-Innthal mit 6200 und Vorarlberg „mit 5800 Personen jährlich vor."

Von den Auswanderern werden am meisten getrieben: Maurer-, Stein- und Stuccatur-Arbeiten, Branntweinbrennerei, Krautschneiderei, ferner: Holzarbeiten, Bergbau, Hirtengeschäfte und Kleinhandel, insbesondere mit Handschuhen und Bildern, letzterer von den Tessinesern. Die von der Wanderschaft gewöhnlicher Dauer mitgebrachte Ersparniß eines Auswanderers beträgt 20 bis 80 Gulden C. M.

Da der Ball um halb zwei Uhr nach Mitternacht endigte, so war der Erzherzog mit seinem Gefolge an diesem Tage 22 Stunden in Bewegung. Dessenungeachtet wurde am nächsten Tage, den 11., um 5 Uhr früh wieder aufgebrochen und über Sissa, Castello, durch das Thal Telvagol weiter über Ronco und Canale und durch das Geberathal Primiero erreicht.

Auf dem Übergangspuncte aus dem Telvagolthale nach dem Val Longhe steht ein Wirthshaus zur Aufnahme der Reisenden im Winter; der Zustand

desselben war jedoch so schlecht, daß es diesem Zwecke nicht entsprechen konnte; der Erzherzog rügte diese Vernachlässigung des für den Verkehr wichtigen Gegenstandes. Wahrscheinlich blieb die Mahnung nicht fruchtlos. Bei Canale im St. Bovothale waren noch die Spuren von Verwüstungen durch Erdstürze und Schiebungen sichtbar, welche eine ganze Ortschaft und das Dorf Canale sammt der Kirche theilweise zerstört haben. Große Erdgeschiebe vom Gebirge nach dem Thale gaben daselbst auch einem See seine Entstehung. Das Dorf Canale stand noch damals in Gefahr, in das Flußbett herabzustürzen, da das Erdreich bloß Aufschwemmung, daher sehr locker war. Die Einwohner, welche 1835 durch dieses gewaltsame Naturereigniß um ihre Häuser und Felder gekommen, baten um die Betheilung mit neuen Gründen, hatten aber damals — nach sieben Jahren — noch keine Antwort von der betreffenden Hofstelle erhalten!!!

Primiero, ein Ort mit 3000 Einwohnern, in einem Gebirgskessel sehr schön gelegen, welcher im Norden durch einen hohen Felsenrücken, Sassi maggiori genannt, geschlossen ist, hatte früher eine ziemlich lebhafte Eisenindustrie, die aber schon damals, 1841, aus Mangel an dem nöthigen Feuerungsmateriale sehr herabgekommen war. Hier machte der Erzherzog die Bekanntschaft einer interessanten Frau Namens Josephine Negrelli; sie war als Mädchen von 18 Jahren in männlicher Kleidung 1809 gegen die Franzosen zu Felde gezogen und hatte in mehreren Gefechten sehr muthig und tapfer mitgekämpft.

Am 12. verließ der Erzherzog um 5½ Uhr früh Primiero. Die Reise führte durch das Cimonethal über St. Martino di Castrozzo, eine Art Hospiz mit 3000 Gulden jährlicher Einkünfte, wovon aber höchstens 100 Gulden für den Zweck der Stiftung verwendet werden, das Übrige der Administration als leichte Beute zufällt, über den Castellazzo nach Paneveggio im Thale Travignolo und im Fleimser Thale über Predazzo, Tesero nach Cavalese. In der Gegend von Paneveggio zog ein herrlicher Tannenwald die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf sich. Der Bestand zeigte Stämme von 25 bis 32 Zoll Durchmesser und 120 bis 150 Fuß Länge. In Tesero besuchte der Erzherzog das Gemeindespital, das in einem ärmlichen Locale seiner Bestimmung wenig entsprach. Die Bevölkerung des Fleimser Thales verräth ihre gemischte italienisch-deutsche Abstammung; der italienische Typus ist jedoch vorherrschend. Die Bevölkerung ist im Allgemeinen wohlhabend.

Dem Erzherzog wurden Gemeinden genannt, wie z. B. Tesero, die an Gemeindevermögen capitalisirte Geldbeträge von 70,000 Gulden und darüber besitzen; sie sind in der günstigen Lage, keine Gemeindeumlagen (Steuern) zu haben, da die Gemeindeausgaben von den Interessen bestritten werden, und entrichten demnach bloß die sehr mäßigen Grundsteuern an den Staat. Der Reichthum des Thales besteht in den sehr gut erhaltenen Gemeindewaldungen und in der Viehzucht. In Bezug auf die Waldcultur machte dieses Thal eine Ausnahme von dem übrigen Tirol, wo die Wälder meistens durch die üble Bewirthschaftung ruinirt wurden. Als Grundursachen dieses schlechten Zustandes wurden folgende bezeichnet. Ferdinand VI. erklärte die Forste der Bergwerke wegen als Regale, gestattete jedoch den Gemeinden das Holzungs- und Weiderecht für ihren Bedarf; dieß Zugeständniß gab Anlaß zu fortwährenden Streitigkeiten zwischen der Staatsverwaltung und den Gemeinden. Diese hatten gar kein Interesse für die Erhaltung der Waldungen, sondern vielmehr das Bestreben, dieselben zu vernichten, um viel Weideland zu gewinnen; dazu kam noch in früherer Zeit die unrationelle Forstcultur Seitens des Ärars. Alle diese Übelstände hatten den Ruin der Waldungen zur Folge und mit diesem als weitere beklagenswerthe Wirkung das Eintreten verheerender Elementarereignisse, als Bergrutschungen, Lawinenstürze, Überschwemmungen u. dergl. m.

Die Fleimser, welche in der damaligen Zeit, im 15. Jahrhundert, eine Art schweizerischer Cantonalregierung hatten, behielten ihre Waldungen, und da sie dieselben als die Quelle ihres Wohlstandes erkannten, schonten sie dieselben. Wahrscheinlich wäre dieses vernünftige Vorgehen auch im übrigen Tirol beobachtet worden, wenn Ferdinands unglückliches Edict nicht stattgefunden hätte.

Das Fleimser Thal ist reich an schönen Gegenden, meistens üppigen, grünen Alpenhöhen auf reichen Waldlehnen, deren Ausläufe in's Thal mit Feld- und Wiesencultur bedeckt sind.

Am 13. besichtigte der Erzherzog die neue Straßenstrecke von Cavalese gegen Neumarkt, die sehr zweckmäßig angelegt ist, indem sie durch zahlreiche Dammbauten und Einschnitte die Krümmungen zu vermeiden und eine möglichst gerade Richtung zu erlangen sucht.

Die Reise führte dann von Cavalese über Tesero und Predazzo nach

Campedello im Fassathale. Die Bevölkerung in demselben ist im Allgemeinen arm und von keinem hübschen, kräftigen Körperbau.

Der Erzherzog machte in Cavalese mehrere Einkäufe von Mineralien für seine Sammlung; mehrere derselben sind bloß im Fassathal in vorzüglicher Schönheit zu finden.

Am 14. ging es von Campedello über die Seisser Alpe durch das Saltariathal nach St. Christina, St. Ulrich und Rungatitsch im Grödener Thale, dann über Castelruth, Trostburg und Kollmann nach Clausen. Die Reise wurde zu Pferde zurückgelegt und bot viel Interessantes. Die Seisser Alpe, eine der größten Tirols, hat eine Ausdehnung von 3 Stunden Länge und $2^1/_2$ Stunden Breite; sie gehört den Castelruthnern, die hier gegen 6000 Stück Hornvieh ernähren. Es ist zu bedauern, daß das Hornvieh nicht edler Abstammung ist und nur geringe Sorten von Käse producirt werden. Der Erzherzog empfahl Leute nach dem Bregenzer Wald zu senden, um dort die Alpenwirthschaft, insbesondere die Käseerzeugung zu lernen.

Das Grödener Thal gewährt einen herrlichen Anblick. Waldbegrenzte Alpen und die Thallehnen unterhalb der Waldregion mit üppigen Feldern, Wiesen und Gärten bedeckt, aus welchen die einzelstehenden Wohnhäuser, so weiß wie Alabaster, dem Reisenden schon aus weiter Ferne entgegenleuchten.

Die Mädchen und Frauen des Grödener Thales haben den Ruf, die schönsten Tirols zu sein, und dieser Ruf ist auch gerechtfertigt. Die Männer dürfen keine gleichen Ansprüche erheben und werden von der männlichen Bevölkerung in mehreren anderen Thälern Tirols an Schönheit übertroffen. Die Gesichtsbildung verräth deutsche Abkunft, die Sprache ist bloß den Grödenern eigen und wird sonst nirgends gesprochen. In den Schulen wird der Unterricht in der deutschen Sprache, als der Verkehrssprache gegeben; die italienische Sprache wird ebenfalls gelehrt.

Zu den merkwürdigsten Kunsterzeugnissen des Grödener Thales gehören die schönen aus dem Holze der Zirbelkiefer verfertigten Schnitzarbeiten, die sich sowohl durch richtige Zeichnung, als durch ungewöhnliche Feinheit auszeichnen. Diese Arbeiten werden von Personen gefertigt, die meistens des Zeichnens unkundig sind, daher es überrascht, Gebilde unter ihren Händen sich entwickeln zu sehen, die an Ebenmaß und Schönheit selbst einer Kunstanstalt zur Ehre gereichen würden. So z. B. schnitzte eine Frau in Gegenwart des Erzherzogs aus einem noch ganz rohen Stück Holz in der kurzen Zeit von

einer Viertelstunde einen Hund, der ein treues Bild seines lebenden Originals war. Ebenso hatte sich der Erzherzog in Innsbruck durch den Augenschein von eines blinden Mannes überraschenden Leistungen in der Holzschnitzerei überzeugt. Da derselbe sehr schön gearbeitete Christusköpfe verkaufte und Zweifel in seine Autorschaft gesetzt wurde, so führte er vor den Augen des Erzherzogs in einer halben Stunde einen solchen Kopf, wenn auch nicht bis zur Vollendung, so doch so weit aus, daß jeder Zweifel an seiner Leistungsfähigkeit verstummen mußte. Der Erzherzog nahm das unvollendete Kunstwerk zum Andenken mit.

In St. Ulrich, dem Hauptorte des Grödener Thales, hatte man eine Zeichenschule errichtet, weil man der sonst ganz richtigen Ansicht war, daß die Schnitzerei vervollkommnet werde, wenn der Schnitzer zugleich ein correcter Zeichner sei. Die Praxis hat diese Erwartung nicht erfüllt. Nach der Aussage der dortigen Gemeindevorstände und des Pfarrers waren es doch immer die Naturalisten, welche die schönsten Schnitzwerke machten. Diese Schnitzwerke bilden nebst Gold- und Silberarbeiten einen bedeutenden Handelsartikel. Von den 6000 Einwohnern in diesem Landgericht sind jährlich über 600 Männer und Frauen auswärts mit dem Verkauf jener Erzeugnisse beschäftigt. Als besonders bemerkenswerth prieß der Pfarrer von St. Ulrich, daß der Grödener trotz des Besuches fremder Länder seinem religiösen Glauben treu bleibt, daß von den 80 Mädchen, die jährlich in Handelsgeschäften im Auslande umherziehen, auch nicht eine einzige zu Fall gekommen, und daß im Grödener Thal kaum das zwanzigste Kind unehelich sei. Der Erzherzog nahm sichtlich erfreut diese Angaben des Pfarrers als einen sehr erwünschten Beitrag für sein Notizenbuch entgegen.

Ein Brautpaar mit dem ganzen Hochzeitszug wurde dem Erzherzog vorgeführt, der dasselbe mit besonderem Wohlwollen empfing und sehr befriedigt war, die bei solchem Anlasse üblichen festlichen Anzüge der Grödener kennen zu lernen.

In Castelruth wurden dem Erzherzog zwanzig Schützen vom Berg Isel — so benannt, weil sie 1809 im April und Mai die Gefechte vom Berge Isel mitgemacht hatten — von dem Wirthe Schenk vorgeführt: dieser zeigte einen Säbel vor, welchen er 1809 einem bayrischen Offiziere im Kampfe abgenommen, und erwähnte dieser That, von der Erinnerung an dieselbe aufgeregt, mit lebhaftem Enthusiasmus.

Am 15. gönnte sich der Erzherzog einen Ruhetag, der nach den Anstrengungen der letzten fünf Tage, an welchen er nie weniger als 14 bis 15 Stunden und einmal auch bedeutend länger theils unter Wegs, theils mit Besuchen in den Amtslocalen der Behörden und öffentlichen Anstalten beschäftigt gewesen, nothwendig war.

Am 16. wurde die Reise von Clausen über Brixen, Mühlbach und Unter-Vintl, in dessen Nähe das Kloster Sonnenburg liegt, nach Bruneken im Pusterthale fortgesetzt und hier übernachtet.

Die Gegend, durch welche die Poststraße zieht, ist bis Sonnenburg für das Auge des Reisenden durch ihre Einförmigkeit sehr ermüdend, eine schmale Thalsohle, auf welcher die Straße fortläuft, meist Erlenbrüche und Wiesengrund, beiderseits von bewaldeten Berglehnen begrenzt. Bei Sonnenburg erweitert sich das Thal und gewährt vom Schlosse in Bruneken herrliche Ansichten gegen West und Nord: in ersterer Richtung eine schöne Fernsicht nach der hübschen Ruine Michelsburg bei St. Martin und nach der Klosterruine Sonnenburg.

Bruneken ist ein hübsches Städtchen von sehr gefälligem Äußern. Die Hauptkirche zu Maria Himmelfahrt ist in einem hübschen Style erbaut. Wie aller Orts, besuchte der Erzherzog auch hier die öffentlichen Behörden in ihren Amtslocalen und die öffentlichen Anstalten: das Kreisamt, den Magistrat und das Landgericht, ferner das Spital und das Ursulinerkloster mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen.

Der Erzherzog lernte in dem Kreishauptmanne einen der geschicktesten Beamten Tirols kennen; er überraschte den Erzherzog dadurch sehr angenehm, daß er sich mit einem bei Beamten sehr selten vorkommenden Freimuthe über die Maßregeln der Regierung aussprach, lobend, was er als lobenswerth, und tadelnd, was er als tadelnswerth erkannte, beides wohl begründend. Er beklagte insbesondere tief die fortdauernden Conflicte zwischen den Gemeinden und dem Waldärar, welches sich ungerechter Weise in den Besitz von Waldungen, die Privat- und Gemeindeeigenthum sind, gesetzt habe, und diesen Besitz stets auszudehnen strebe. Solche Unregelmäßigkeiten werden freilich nur von den Beamten begangen, deren Oberbehörden sie gewiß nicht dulden würden, wenn der wahre Sachverhalt ihnen bekannt werden könnte. So erzählte der Kreishauptmann Fälle, daß die Forstbeamten den Bauern ihre Besitzbriefe abgenommen, diese nicht mehr zurück gegeben und dann von ihnen

verlangt haben, sie möchten ihre Ansprüche auf den Besitz der mittlerweile für das Ärar eingezogenen Waldungen erweisen. Dazu komme noch üble Waldwirthschaft, wodurch für den Forstfond wohl ein augenblicklicher Gewinn von einigen Hundert Gulden, für andere Fonds aber bedeutende Verluste erwachsen; als Beispiel dieser Art erwähnte der Gewährsmann: das Forst-Ärar verkaufte eine Waldstrecke an der Straße von Ampezzo für 200 Gulden; der Straßenfond mußte aber gleich bei 2000 Gulden dort verbauen, um die Straße gegen Lavinenstürze zu schützen, die durch die Abholzung jener Waldstrecke freien Zugang zur Straße erhalten hatten. Deßgleichen wurde der Versuch gemacht, die Alpenwirthe um die seit undenklichen Zeiten von ihnen in den Wäldern benutzten sogenannten Sonnenplätze zu bringen — Waldblößen, auf die das Vieh getrieben wird, um sich zu sonnen — indem diese Plätze mit Waldsamen besäet und eingefriedigt wurden. Auch das Weiderecht ward mehr als nothwendig geschmälert. Die Folgen dieser Zustände bestanden nach den Angaben des Kreishauptmannes in fortwährenden Reibungen zwischen dem Landvolke und dem Forstpersonale, die manchmal in gegenseitige Gewaltthätigkeiten übergingen und die sichere, aber traurige Aussicht gaben, daß die Deteriorirung der Waldungen theils durch die üble Waldwirthschaft*), theils durch absichtliche Waldfrevel Seitens des Landvolkes, ungeheuere Verwüstungen durch Schneelavinen, Bergstürze, Bodenrutschungen und Wasserschäden nach wenigen Jahren hervorruft, gegen welche gut erhaltene Waldungen theils unmittelbaren, theils mittelbaren natürlichen Schutz gewähren. Ein Beweis für die große Wichtigkeit der Waldkultur für das Pusterthal ist, daß damals jährlich auf der Straße von Ampezzo 60 bis 80 Tausend Stämme Holz aus dem Pusterthale nach dem Venezianischen ausgeführt wurden. Die Holzfuhren nahmen als Rückfracht theils Getreide theils Colonialproducte.

Als übelste Folge des Conflictes zwischen dem Landvolke und den Forstbehörden ergibt sich aber, daß ersteres das Vertrauen zu den politischen Behörden, seinem nächsten gesetzlichen Schirm und Schutz, verliert und dadurch unlenksam wird. Die erbitterten Gemüther neigen sich endlich zu einer hartnäckigen Opposition selbst dann, wenn das Recht auf Seiten der Regierung ist, weil sie kein Vertrauen zu den Organen derselben haben und böse Absicht, List und Betrug fürchten, wenn auch die von ihnen bekämpften Maßregeln

*) Der Ertrag der Ärarialwaldungen im Pusterthale bezifferte sich im Jahre 1841 mit 15,000 fl. — die Kosten mit 28,000 Gulden, somit ein Ausfall von 13,000 Gulden.

ihr Bestes zum Zwecke hätten. Man sollte dieß wohl bedenken und sich jene Zeiten, die wiederkehren können, in's Gedächtniß zurückrufen, wo der Staat des Säckels und der kräftigen Arme der Männer von Tirol bedurfte.

Ganz richtig war die Wahrnehmung des Erzherzogs, auf den Tiroler könne man nur durch Vertrauen wirken, da er Vertrauen gerne zeige. Im Gefühle seiner Würde als Mensch und seiner Selbstständigkeit als Staatsbürger, da der Bauer in Tirol Landstand ist, kann ihn nichts so sehr in Harnisch bringen, als wenn er sich hinterlistiger Weise hintergangen und sein Vertrauen zu seinem eigenen Nachtheile gemißbraucht sieht; er artet dann aus gleich dem angeschwollenen Bergstrome, der in eiligem Laufe das nämliche Land oft fürchterlich verwüstet, das er kurze Zeit vorher mit seinen stillen Fluthen reichlich befruchtete.

Der Kreishauptmann klagte noch, daß er von den obersten Behörden nicht gehörig unterstützt sei, sich dadurch oft in einem schwierigen Dilemma zwischen den Forderungen der Oberbehörden und jenen der Bauern befinde, insbesondere dann, wenn das Recht auf Seite der Bauern stehe. Das Kreisamt kann den Bauern nicht Unrecht geben, soll aber doch die Staatsbehörde den Bauern gegenüber unterstützen; welch' schwierige Stellung der Kreisämter! Der Kreishauptmann bemerkte ganz richtig, daß seit der Ernennung eines Ministers des Innern der Hofkanzler ganz überflüssig geworden sei. Alle angeführten localen Übelstände fanden in der Denkschrift des Erzherzogs eine eingehende Würdigung; zugleich stellte er Anträge auf ihre Beseitigung. Ungeachtet jener Übelstände ist die Bevölkerung des Pusterthales im Allgemeinen nicht arm und ein bedeutender Wohlstand Einzelner gar nicht selten; so gibt es viele reiche Bauern, deren Besitzthum 70 bis 80,000 Gulden werth ist, und welche Herden von 50 bis 60 Stück Hornvieh besitzen. Die Hauptquelle des Wohlstandes ist die Viehzucht. Da der Erzherzog zur Zeit der Heimfahrt des Hornviehs von den Alpen das Thal durchreiste, so sah er mehrere Herden in der Heimfahrt begriffen. Die beste Kuh geht als Führerin der Herde voran; war die Alpenzeit eine glückliche, so wird das Haupt derselben mit Blumenkränzen geschmückt; im entgegengesetzten Falle aber trägt sie einen Epheukranz als Zeichen der Trauer an ihren Hörnern.

Abends brachten fünf Alpensänger — Brüder — dem Erzherzog ein Ständchen; sie waren sämmtlich begabt mit kräftigen klangvollen Stimmen und

hatten einen ganz gelungenen Vortrag. Der Inhalt der Gesangstücke war Vaterlandsliebe, Liebe zum Kaiser, Alpenleben, endlich Mädchenlieb' und Treue. Man hört diese Lieder in Tirol noch überall, und es ist, wie der Erzherzog meinte, zu wünschen, daß es stets so bleibe und der Tiroler nie dahin komme, in's Ausland reisen zu müssen, um dort die Volkslieder seiner herrlichen theuern Heimath für Geld hören zu lassen. Diese Lieder sind das Product inländischer Naturdichter. Die Sprache ist eine gewähltere, ohne jedoch den Charakter des Tiroler Dialektes zu verleugnen

Am 17. ging die Fahrt von Brunecken über Niederndorf, Landek nach Cortina di Ampezzo — $8^1/_2$ deutsche Meilen. Eine herrliche Straße, strada allemagna genannt, führt aus dem Pusterthal über den Peutelstein nach Ampezzo; an manchen Stellen ist dieselbe durch Abholzung der Wälder Schneelavinen ausgesetzt. Die Gegend vom Toblacher Feld bis zum Austritte der Straße aus dem Hochgebirge nach Ampezzo ist eine großartige Wildniß, ein Waldgebirge, von ungeheuren kahlen Felsenmassen gekrönt, wovon mehrere nach ihrer Form benannt sind, z. B. der Monte Cristallo.

Ein merkwürdiger Bergfall hatte sich bei dem Weiler Pecol in der Gemeinde Cortina di Ampezzo am 1. November 1841 ereignet. Unter dem Felsen von Crepedello begann an diesem Tage ein Theil des Mittelgebirgs unaufhaltsam in's Thal von Cortina direct und zugleich seitwärts gegen den Weiler Alverà sich herab zu senken; diese Bewegung dauerte bis zum 15. November, der Weiler Pecol verschwand; 12 Häuser stürzten ein, 3 standen noch zur Zeit, als der Erzherzog den Schauplatz gräßlicher Verwüstung besichtigte, am Rande des Erdfalles. Die sinkende Masse hatte eine Länge von 3500 und eine Breite von 1600 Schritten; langsam, aber unaufhaltsam bewegte sich diese Masse zur Straße herab, zerstörte durch den ungeheuren Druck die herrliche Bigontinabrücke, und unterwühlte den Bach Bigontina mit solcher Kraft, daß zwar sein Niveau über die ehemalige Brücke gehoben war, er jedoch ohne bedeutende Stauung Erde und Schutt fortschwemmte, wodurch einer noch bedeutenderen Erhöhung desselben vorgebeugt war.

Die Ursache dieses gewaltsamen Naturereignisses suchte man in dem Absturze einer Schotterwand des Felsens Crepedello auf das Mittelgebirge von Mandres, der von einer Windlavine begleitet, das Wasser eines anliegenden kleinen Sees im Bogen aus dem Bette warf. Der Boden, auf welchen die Schotterwand stürzte, von unterirdischen Quellen durchnäßt, demnach sehr

gelockert, konnte dem mächtigen Drucke nicht widerstehen; die Bergmasse, alles verheerend, sank langsam in wellenartiger Bewegung ins Thal hinab. Die Grasdecke rollte sich auf, Bäume rückten herab, Steine stürzten von der Erdmasse gelöst voran und Häuser bewegten sich, bis sie zusammenstürzten. In die von zerfallenen Häusern und Stadeln angehäufte Masse von Bauholz wurde Feuer geworfen, damit sie nicht, ins Thal herabgeführt, sich dort feststellte und eine Stauung des Wassers verursachte, wodurch das Unglück bedeutend vergrößert worden wäre. Trotz dem Überraschenden und durch seine Furchtbarkeit mächtig Imponirenden dieses Naturereignisses behielten die Einwohner Cortinas, durch das Beispiel ihrer Gemeindevorstände ermuthigt, doch die nöthige Fassung. Alle Häuser von Cortina wurden zwar geräumt und die Kirchenschätze in Sicherheit gebracht, weil nicht abzusehen war, wo ein solches Ereigniß sich selbst Grenzen setzen würde; doch geschah dieß alles in einer Weise, daß die Habe der Flüchtlinge vollkommen gesichert war und selbst der Durchzug der Handelsgüter auf der Straße keine Unterbrechung erlitt.

Die eigenthümliche Einrichtung der Gemeinde Ampezzo veranlaßte den Erzherzog, nähere Kenntniß von ihr zu nehmen.

Die Gemeinde Ampezzo, deren Hauptort Cortina ist, besteht aus 22 Fractionen, jede von mehreren Gehöften gebildet. Jede Fraction hat einen Vorsteher; diese wählen aus ihrer Mitte sechs sogenannte Sestieri (Gemeinderäthe), welche dann ihrerseits den Capo comune (Gemeindeoberhaupt) aus ihrer Mitte ernennen; dabei ist es merkwürdig, daß die Sestieri, gleich einem Cardinal-Conclave zu einer Papstwahl, so lange beisammen bleiben müssen, bis sie sich über die Wahl eines Capo comune geeinigt haben. Dieser wird vom Kreisamte bestätigt, um seine Amtsfunctionen antreten zu dürfen; eine Verweigerung der Bestätigung hat eine neue Wahl zur Folge. Der Capo comune hat eine jährliche Besoldung von zwanzig Gulden und ist alle Jahre wählbar.

Die Comune Ampezzo ist nach Alà, das ein Gemeindecapital von einer halben Million Gulden besitzt, und nach Levico im Suganothale die reichste Tirols; sie verdankt ihren Wohlstand hauptsächlich der ihr Gebiet durchziehenden Strada Allemagna, welche die kürzeste Handelsstraße zwischen Triest und dem südwestlichen Deutschland ist. Ampezzo hatte im Jahre 1842 ein jährliches Einkommen von 20000 Gulden und darüber, von welchem Betrage ein Theil zur Vergrößerung des kapitalisirten Gemeindevermögens, ein anderer Theil zur Bezahlung der Gemeindeumlagen und für Gemeindebauten verwendet

wird. Zu letzteren zählt ein großartiges Gemeindehaus, das über 50,000 Gulden gekostet haben soll.

Am 18. ging es von Cortina über Innichen, Sillian, Mittewald, Lienz nach Windisch-Matrey. In Sillian besichtigte der Erzherzog das große Draumoos, welches durch die Drauregulirung ausgetrocknet wird. Die Sache war damals bereits projectirt und sollte im nächsten Frühjahr zur Ausführung kommen.

In Innichen besichtigte der Erzherzog, vom Dombechant begleitet, die Kirche, die, nach ihrem Baustyle zu urtheilen, vor dem zwölften Jahrhunderte erbaut worden ist. Unter andern Merkwürdigkeiten deutete der Dechant auf eine Holzstatue des heiligen Hilarius mit den Worten: „der ist unser Viehpatron"! Er klagte über die Abnahme der Moralität beim Landvolke und führte als Beweis dessen, vom Waldfrevel sprechend, an, die Frevler werden jetzt in einer Nacht mit dem Holzfrevel so fertig, daß alle Spuren desselben verschwunden sind; in frühern Jahren, meinte der Dechant, brauchten sie wohl einen auch zwei ganze Tage dazu. — Als ob der geschickte Waldfrevler, der in acht Stunden mit dem Frevel ganz fertig wird, unmoralischer wäre, als derjenige, der sechzehn und auch mehr Stunden dazu verwendet!

Der Dechant zeigte noch ein Reliquien-Unicum vor, das in einer mit einem eisernen Thürchen verschlossenen Mauernische im Innern der Kirche sich befand; dieß Unicum war ein unscheinbares sehr altes Pfännchen von Eisenblech: In diesem Pfännchen hatte aber, nach Versicherung des Dechanten, die Mutter Gottes den Brei für das Christuskind gekocht. Aus dem Gefolge des Erzherzogs murmelte Jemand aus Pfeffels Gedichte „der Klosterbesuch" die Stelle vor sich hin: „Und der Herr Prior zeigte uns Reliquien von der Leiter, die Jakob einst im Traume gesehen"; der Erzherzog beklagte solchen blinden Aberglauben, der bloß schadet. Zwei andere Curiosa derselben Art waren dem Erzherzoge in Mantua und in der Kirche St. Marco in Venedig vorgewiesen worden. In letzterer war es eine in der geistlichen Schatzkammer aufbewahrte sehr kleine Glasphiole, deren kaum sichtbaren Inhalt der geistliche Cicerone für einen Tropfen Milch aus der Brust der Mutter Gottes erklärte, der während des Säugens in diese Phiole aufgefangen worden war. Der Cicerone bemerkte jedoch, daß dieses Reliquien-Unicum bloß regierenden Herrn, Prinzen von regierenden Häusern und sehr hohen Standespersonen gezeigt werde; ketzerische und profane Augen bekommen es nie zu schauen. Beati qui credunt

et non vident, kommt hier bei den Gläubigen zur vollsten Geltung! Das dritte Reliquien-Unicum, das dem Erzherzog in der Domkirche von Mantua vorgewiesen wurde, sei hier mit Stillschweigen übergangen!

In Lienz wurde der Erzherzog von der Geistlichkeit, den Beamten des Landgerichts und den uniformirten städtischen Schützen empfangen; er verweilte nur kurze Zeit, da die Reise des nächsten Tages ihn wieder durch Lienz führte.

Nach Windisch-Matrey gelangte man von Lienz in $3^1/_2$ bis 4 Stunden auf einer ziemlich guten Schotterstraße.

Die Gegend von Matrey ist rauh, und die Bevölkerung größtentheils dürftig; die Männer jedoch sind von großem, kräftigem Körperbau. Die in Windisch-Matrey ausgerückte Schützenabtheilung bestand aus lauter kräftigen Gestalten, sie waren in Jacken und Beinkleidern von Lohden sehr zweckmäßig gekleidet. Holz und Viehzucht sind die vorzüglichsten Quellen des Erwerbes der Bevölkerung.

Sämmtliche Gemeindevorsteher von Matrey und der Umgegend baten den Erzherzog, die Erfüllung eines vom Kaiser gegebenen Versprechens zu erwirken. In Matrey bestand nämlich früher ein Freistift, zu dessen Erhaltung die Gemeinden steuerten; der Kaiser befahl die Aufhebung des Stiftes, damit dadurch die Gemeinden in ihren Steuern und Gaben erleichtert würden, und ordnete auch zugleich versprochenermaßen die Verminderung an. Die bisherige Folge dieses allerhöchsten Befehles aber war, daß der Bauer, der vor Aufhebung des Freistiftes jährlich 15 Gulden steuerte, nach dessen Aufhebung 18 Gulden zahlt. Die vom Erzherzog in Tirol oft gehörte Äußerung: „der Kaiser meint's gut mit uns Tirolern; aber die Herrn von der Feder sind schuld, daß das Gute nicht geschieht" findet in dem angeführten Falle, der sich gewiß auch anderwärts im Lande oft wiederholt, ihre volle Bestätigung.

Am 19. Oktober ging es von Windisch-Matrey über Lienz und Ober-Drauburg nach Spital in Kärnthen. Auf der Fahrt von Lienz im Drau-Thale abwärts besichtigte der Erzherzog den Bewässerungscanal, welchen eine Gesellschaft von Grundbesitzern Behufs der Bewässerung ihrer Wiesen auszuführen im Begriffe war. Ein zweiter Gegenstand, der den Prinzen angelegentlich beschäftigte, war die dort eben im Zuge begriffene Regulirung der Drau. Der oft gefährliche Wildstrom ward in ein regelmäßiges, beinahe ganz gerades Bette geleitet, das er durch seine eigene Strömung fortwährend

reinigt und vertieft. Die Länge des in dieser Weise regulirten Bettes betrug damals 6 bis 7000 östr. Klafter; es wurde dadurch viel Land für die Acker- und Wiesencultur gewonnen; nur blieb, wie der Erzherzog bemerkte, noch zu wünschen übrig, daß die Ufer des regulirten Strombettes durch künstliche Anschwemmungen erhöht und dadurch fester gemacht würden. In manchen Strecken wurden solche Versuche gemacht; sie fielen aber ungeschickt aus und konnten den Zweck nicht erreichen, da die betreffenden Anlagen keine Schleusen hatten. An diesem Tage verließ der Erzherzog Tirol.

Sein nächstes Reiseziel war das Triestiner Küstenland und Istrien. Mit einem warmen Lebewohl im Herzen schied er von Tirols wackerem Volke, insbesondere von den Deutschen.

„Wollt ihr Männer sehen, so geht nach Tirol"! Gut und wahr gesagt! Nicht allein Männer mit starken Fäusten sondern auch mit starken Herzen, die es wohl wissen, wie Fürst und Vaterland ihrer im Frieden, wie im Kriege bedürfen. Dieses gilt vorzugsweise vom Landvolk, dem Kern der Bevölkerung; es ist vom Städter unabhängig und von ihm auch ganz besonders geachtet.

Der Bauer in Tirol hat eine freie Haltung im Worte, wie in der That, wie sie nur Männer haben können, die ihrer Menschenwürde sich bewußt sind. Selbst seinem Kaiser gegenüber spricht der Tiroler Bauer frei, doch anständig. Er ist Landstand, dieß weiß er und vergißt es nicht leicht; man denke sich hinzu Gottes Riesenschöpfung, die täglich ihm vor Augen liegt, in der er lebt und wirkt und einen Maßstab findet, mit dem er Menschenmacht und Größe mißt; hierin wird man den Schlüssel zu jener Haltung des Tiroler Landmannes, insbesondere des Älplers, finden, die ihn von den meisten andern Völkern des Kaiserstaates so vortheilhaft unterscheidet. Wie ganz anders ist's damit in manch' andern Provinzen des Kaiserstaates bestellt! Nicht mit Unrecht bemerkte Jemand, der Bauer sei in anderen Gegenden das biegsamste Geschöpf; er werde von Jugend auf so gedrückt und gebeugt, daß ihm schon vor dem Amtsherrn der Kopf beinahe zwischen die Füße komme; vor den gestrengen gnädigen Herrn aber oder gar vor einem Prinzen sei nur noch das os sacrum zu sehen. Im letzten Jahrzehnt ist in dieser Beziehung endlich Vieles anders geworden, die Rücken sind steifer und die Haltung der Köpfe ist aufrechter.

Obschon der Erzherzog die Bereisung Tirols, wie aus dem gegebenen Tagebuche zu entnehmen ist, in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausführte, so

versäumte er doch nicht, sich eine genaue Kenntniß von dem Stande der verschiedenen Staatsverwaltungszweige und von den Zuständen auf den Gebieten der Volkswirthschaft, der Wissenschaft und Kunst zu erwerben. Die in diesen Beziehungen, so wie über das Leben und den Charakter des Tiroler Volkes gemachten Wahrnehmungen und gewonnenen Anschauungen sind in seiner Denkschrift und in seinem Notizenbuch ausführlich verzeichnet; es sei gestattet, aus letzterem einige wörtlich zu entnehmen und in den Beilagen anzuführen; wir wählen die Ausführungen über den Cultus (Beilage Nro. 6), die Volksstimmung (Beilage Nro. 7), das Schützen- und Schießstandwesen (Beilage Nro. 8) und die Waldcultur (Beilage Nro. 5), da diese vier Abschnitte die wichtigsten Interessen der Bevölkerung vorzugsweise erörtern. In derselben eingehenden und freimüthigen Weise, wie diese Gegenstände, sind auch die sämmtlichen übrigen aus dem Gebiete des Staats- und Volkslebens vom Erzherzoge behandelt.

Reisen in Istrien, dem Küstenlande von Triest und in Deutschland.

Istrien und das Küstenland von Triest, deren Bereisung jetzt an die Reihe kam, boten dem Erzherzoge durch ihre von der Lombardei und dem Venezianischen verschiedene Bodenbeschaffenheit, Landes- und Volkscultur und noch manch' andere ihnen ganz eigenthümliche Verhältnisse ein neues Feld der Beobachtung zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zugleich zu einer die Interessen der Provinz wahrnehmenden Thätigkeit, die manche für dieselben günstige Erfolge erzielte.

Über die Landescultur spricht sich der Erzherzog folgendermaßen aus: „die landwirthschaftliche Cultur im Triester Küstenlande ist, obschon in einigen „Gegenden blühend, doch im Allgemeinen minder befriedigend; Beweis dessen: „daß im Görzer Kreise ein Viertel des sämmtlichen Flächeninhaltes des Landes „aus Hütungen (Weideland) besteht, und in Istrien, obschon das Land wenig„stens eine um die Hälfte der jetzigen Bevölkerung größere Einwohnerzahl „ernähren könnte, der Landwirth doch meistens sehr arm ist und die Getreide„erzeugung für den Bedarf nicht hinreicht". Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen theils in der Natur des Landes, theils in dem mangelhaften Betrieb der Landwirthschaft. Zu den erstern zählt der Erzherzog die geringe zum Theil gänzlich fehlende Productionsfähigkeit des Bodens, dessen großer Theil Karstgebirg ist; den Mangel an Wasser, wodurch die künstliche Bewässerung unmöglich wird; die öfters eintretende Dürre und die Bora. Als selbstgeschaffene Übelstände bezeichnet der Erzherzog den Mangel an Futterkräutern, gegen deren Anbau die Vorliebe des Volkes für die freie Weide ankämpft, die für besser gehalten wird, und die Unvollkommenheit der Ackergeräthe. Es gibt Gegenden in Istrien und auf den Inseln, wohin, wie es scheint, die Civilisation noch gar nicht gedrungen ist; so bedient man sich

daselbst noch der Räder ohne Speichen (Scheibenräder) nach türkischer Art; eben so plump und unbehilflich sind die übrigen Wagentheile.

Die drückenden Verhältnisse des Pächters oder Colonen dem Grundherrn gegenüber erschweren ebenfalls das landwirthschaftliche Gedeihen.

Erfreuliche Fortschritte machten der Erdäpfelbau, die Wein-, Seiden-, Obst- und Ölbaumcultur. Im Kreise Görz und in manchen Gegenden des Istrianer Kreises begegnete dem Erzherzoge eine üppige, italienische Bodencultur; doch nahm diese den kleinsten Theil des Landes ein.

Als Hauptproducte des Landes, die noch in den Handel kommen, werden bezeichnet: Wein, Öl, Seide, Obst und Holz. Letzterer Artikel gab dem Erzherzog Anlaß, die Forstwirthschaft einer strengen Kritik zu unterziehen. Er fand diese in den Staatsforsten von Tarnowa und Montona sehr schlecht. In ersterem wurde noch Plänterwirthschaft getrieben, und es beläuft sich, obschon der Forst einen Flächenraum von 1,8 Quadratmeilen einnimmt, der jährliche Ertrag bloß auf 4000—5000 Klafter Brennholz. Der Wald von Montona lieferte zu Zeiten der Venezianer Republik der Marine das nöthige Bau- und Werkholz; in seinem später versumpften und ganz vernachlässigten Zustande zählte man schon im Jahre 1818 26,000 Stämme, die abgestorben waren. Die Behufs der Abhilfe wiederholt ernannten Untersuchungscommissionen erzielten kein praktisches Resultat, da ihre Vorschläge noch unerledigt sind; dagegen war es bekannt, daß von den im Jahre 1818 von der Commission für unbrauchbar erklärten 84,575 Stämmen 70,000 an Private und von diesen an die ägyptische, türkische und französische Kriegs-Marine mit Vortheil verhandelt wurden. Alle diese Übelstände waren in der Denkschrift des Erzherzoges ausführlich geschildert und diesen Waldverwüstungen die vermehrte, in diesem Landestheil vorherrschende Dürre und die durch die Bora verursachten landwirthschaftlichen Schäden theilweise zugeschrieben. Zum Schlusse des Kapitels über die Landescultur macht der Erzherzog noch folgende wohl zu beherzigende Bemerkungen:

„Wenn die Landescultur in Istrien jenen Standpunkt noch nicht gewonnen „hat, welchen sie einnehmen sollte, so liegt die wesentlichste Ursache in der „äußerst vernachlässigten Entwicklung der geistigen und moralischen Anlagen „des Volkes. Wie heilsam wäre in seinen Folgen und daher wünschenswerth „der Beistand der Curatgeistlichkeit auf dem Lande zur Förderung landwirth„schaftlicher Fortschritte! Durch Bekämpfung störender Vorurtheile und Ge-

„wohnheiten könnte sie das Volk für dergleichen Fortschritte empfänglicher „machen; dazu gehören aber gewisse Kenntnisse und guter Wille; an beiden „scheint es jedoch im Allgemeinen der Geistlichkeit in Istrien zu fehlen."

In dem Abschnitte „Industrie" der Denkschrift heißt es: „In Triest und „dessen Stadtgebiete verhindern die Höhe des Arbeitslohnes und die Kost„spieligkeit des Betriebes überhaupt das Emporkommen von Fabriken. Im „Istrianer Kreise dagegen ist Industrie in der wahren Bedeutung des Wortes „gar nicht gekannt. Die lebendigen Arbeitskräfte des Landes sind im Allge„meinen von der Landwirthschaft so sehr in Anspruch genommen, daß hier „das Bedürfniß einer Fabrikindustrie noch nicht fühlbar ist."

Das bedeutendste Fabriketablissement ist die Zuckerraffinerie des Großhändlers Ritter in Görz; sie beschäftigt bei 260 Arbeiter und erzeugt jährlich 46,000 Centner raffinirten Zucker; die Fabrik zahlte im Jahre 1841 285,300 Gulden an Zollgebühren.

Ein dieser Provinz eigenthümlicher Industriezweig ist die Gewinnung des Meersalzes. Aus den hierüber vom Erzherzog gemachten Angaben ist zu entnehmen, daß die größten Meersalinen in Capo d'Istria und Pirano sind. In Capo d'Istria sind über 700,000 Quadratklafter Bodenfläche der Gewinnung des Salzes gewidmet; die noch ergiebigeren Meersalinen von Pirano beschäftigen von Mai bis Ende September und Oktober 4000 Arbeiter, die in beiläufig 500 gemauerten Häuschen untergebracht sind. Die jährliche Ausbeute dieser Salinen betrug im Durchschnitte 450,000 Centner, welche für 22 bis 32 Kreuzer der Centner an das Ärar verschleißt und von diesem für 2 fl. bis 3 fl. 47 kr. per Centner wieder verkauft werden. Der Ertrag der Meersalinen für das Ärar erreichte im Jahre 1841 die Summe von 738,000 Gulden C. M.

Der Handel und die Schifffahrt des Triester Küstenlandes, insbesondere Triests, der eigentliche Lebensnerv dieser Stadt und des Landes, wurden von dem Erzherzoge einer von reichen statistischen Zahlenangaben unterstützten sehr aufmerksamen Erörterung unterzogen; aus dieser ist zu entnehmen, daß die Handelsverhältnisse Triests, dieses Repräsentanten und Centralpunctes des österreichischen überseeischen Handels, wenn man dieselben nach Zahlenresultaten beurtheilt, in einem Zeitraume von 45 Jahren — von 1796 bis 1841 — zwei Epochen des Wachsthumes und nur Eine Epoche der Abnahme durchlebt haben. Die Zahlenergebnisse erscheinen allerdings befriedigend; und —

nach diesen zu schließen — wäre der Zustand ein beruhigender und der Handel selbst im Zunehmen. Es fragt sich aber, ob mit der **Zunahme des Handels auch der Wohlstand des Handelsstandes und mit diesem der Credit**, die zwei Hauptelemente eines soliden Handels, ebenfalls zugenommen haben? Und hier begegnet man Resultaten, welche diese Frage verneinend beantworten. Diese beweisen, daß mit Rücksicht auf den Zuwachs der Bevölkerung Triests der individuelle Handelsgewinn von 1796 bis 1805 das Dreifache von dem in der letzten Epoche von 1832 bis 1841 erzielten betrug.

Hierdurch wird erklärbar, warum die damaligen (1841) Handelsverhältnisse von Triest so delicater Art waren, daß unvorhergesehene in ihrer Gesammtheit selbst minder wichtige Ereignisse im Stande gewesen wären, denselben schwere Nachtheile zuzufügen. Dieß war damals namentlich der Fall mit dem von der Regierung verlangten Casatico (Häusersteuer), der bis dahin in Triest nicht bestand, wobei es sich um eine Mehrauflage von 3 bis 400,000 Gulden für Triest, eine Stadt mit einem jährlichen Handelsverkehr von 95 Millionen Gulden, handelte. Die zahlreichen Fallimente von 1840 und 1841, wo in einem Zeitraume von sechzehn Monaten 97 Concurse angesagt waren, von welchen nur 35 aufgehoben die übrigen nicht aufgehalten werden konnten, bewiesen das sehr Schwankende der damaligen Handelsverhältnisse Triests, weil ihnen eine breite und sichere Unterlage fehlte.

Die Häusersteuer würde den damaligen Credit Triests sehr erschüttert haben, weil es seinen Handel großentheils mit fremden Capitalien aufrecht erhielt, für die es in der Regel sechs Procent zahlte. Diese Capitalien waren auf die bisher steuerfreien Häuser hypothecirt, und bei dem hohen Werthe derselben war es dem Handelsstande leicht, sich Capitalien gegen Eintrag auf diese Realitäten zu verschaffen, ja diese Anlage war von den Kapitalisten sogar sehr gesucht.

Auf 1324 Häusern haftete damals ein hypothekarisch versichertes Anleihecapital von 15,731,000 Gulden; ein Beweis, Triest hatte entweder so große Handelsverluste gemacht, daß es seinen Grundbesitz so schwer belasten mußte, oder der Handel blieb ohne hinlänglichen Gewinn, um die Bevölkerung zu ernähren. Durch die Einführung des Casatico würde die Entwerthung der Hypotheken die nächste Folge um so sicherer gewesen sein, als von den mit Anleihen bereits belegten Häusern nur 459 ohne weitere Passiven waren.

Dieser Entwerthung wäre aber die Aufkündigung der Capitalien sicherlich und dann Zwangsverkäufe zum großen Schaden des Credits gefolgt. In Anbetracht dieser Umstände rieth der Erzherzog, von der sofort beabsichtigten Einführung des Cafatico ganz abzusehen.

Die Verhältnisse der österreichischen Handelsmarine wurden von dem Erzherzoge mit derselben Gründlichkeit, wie die Handelszustände Triests besprochen. Die allgemeine Klage der österreichischen Rheder war damals der Mangel an Parität in der Behandlung der österreichischen Handelsflagge denen anderer Nationen gegenüber in fremden Häfen, wodurch auf die österreichische Schifffahrt so ungünstig eingewirkt wurde, daß die österreichischen Rheder der Concurrenz fremder Flaggen weichen mußten. Die dießfälligen Nachtheile werden durch statistische Zahlenangaben nachgewiesen. „Als Thatsache" — heißt es weiter in der Denkschrift — „stellt sich heraus, daß der „Handel Venedigs und Triests nach einem fünfjährigen Durchschnitte von „1837 bis 1842 jährlich 845 Schiffe beschäftige; die österreichische Handels„marine besteht aber nur aus 505 Schiffen, mithin fehlen ihr 340 Schiffe, „um die Bedürfnisse des eigenen Handels zu befriedigen. Eine weitere Thatsache ist, daß die österreichische Handelsmarine jetzt nach einem achtundzwanzigjährigen Frieden um beinahe 700 Schiffe langer Fahrt von mehr als 80,000 Tonnen weniger zählt, als im Jahre 1805, und im Zeitraume von 1831 bis 1841 um beinahe 100 Schiffe abgenommen hat, obschon dieser Abgang nur eine Verminderung von 1000 Tonnen herausstellt.

Um diesen Übelständen zu begegnen stellten die Rheder das Begehren nach Differentialzöllen, und zwar sowohl nach höheren Zoll= als Hafensätzen für fremde Schiffe. Da sich die Einführung dieser Maßregel in Neapel und Sardinien für die Hebung der Handelsschifffahrt als sehr ersprießlich erwies und das Begehren nach Parität in der Behandlung bezüglich der Zoll= und Hafengebühren als ein gerechtes erschien, so sah sich der Erzherzog veranlaßt, dieses Begehren der Rheder zu befürworten.

In Bezug auf die Dampfschifffahrt von Triest gewann der Erzherzog die erfreuliche Überzeugung, daß ihre bis vor einigen Jahren noch sehr mißlichen Verhältnisse sich bedeutend gebessert und einen sehr befriedigenden Fortgang genommen hatten. Die zur Zahlung der Interessen contrahirte Schuld von 300,000 Gulden C. M. war damals bereits getilgt und ein disponibler

Fond von 200,000 Gulden vorhanden, welchen die Gesellschaft zur Errichtung einer eigenen Werfte zu verwenden beabsichtigte.

In der Denkschrift über Istrien und das Küstenland Triest gibt der Erzherzog noch eine treue Darstellung der Zustände des gesammten öffentlichen Dienstes.

Wie in dem Berichte über die Lombardei und Venedig, so sind die in den verschiedenen Staatsverwaltungszweigen bestehenden Übelstände und zugleich die Mittel zu deren Abhilfe angeführt. Über die Zustände des Cultus, insbesondere über die Qualification des Clerus im Allgemeinen, über die Volksstimmung und über einige Zweige der Militärverwaltung, da dieselben von besonderem Interesse sind, enthalten die Beilagen 9, 10 und 11 die darauf bezüglichen Aufzeichnungen des Erzherzogs.

Von Naturmerkwürdigkeiten waren es hauptsächlich die eigenthümliche Formation des Karstgebirges und die Stalaktitengrotte von Corgnale, welche die Aufmerksamkeit des Erzherzogs besonders in Anspruch nahmen. Über ersteres bemerkt der Erzherzog Folgendes: „der Karst, durch seine Formation „interessant, bietet einen sehr traurigen Anblick dar. Das Auge begegnet „allenthalben ganzen Feldern von nacktem Gesteine, als ob es Steinsaaten „wären. Die mit Mühe diesen Steinfeldern abgerungenen fruchtbaren Boden„strecken heißen in der Landessprache entweder Ogrado (Gärten), wenn sie „mit trocken gebauten Steinmauern eingefriedigt sind und in der Ebene oder „auf Bergabhängen sich befinden, oder man nennt sie Dolina (Tiefland), „wenn sie den Boden bald trichter- bald muldenförmig gebildeter Vertiefungen „des Karstes einnehmen. Die Urbarmachung des Bodens geschieht theils „durch das Auflesen und Wegschaffen des losen Gesteines — ein mühsames „Geschäft, dem die Ogrado ihre Entstehung verdanken — theils durch Auf„schwemmung der Erdtheile, welche der Regen von den höher gelegenen Thei„len herabschwemmt und in der Vertiefung — Dolina — absetzt".

Die Tropfsteinhöhle oder Grotte von Corgnale ist ein sehr schönes Naturwunder. Obschon sich die Elementarformen — Aloeblätter und Blumenkohl — überall wiederholen, ist doch die Gruppirung der aus ihnen zusammengesetzten Säulen und anderer Gegenstände sehr abwechselnd — eine große Werkstätte der Natur, die langsam, aber unausgesetzt schafft, indem sie hier zum Bau der herrlichen Gebilde wahrlich „Sandkorn nur für Sandkorn reicht." Mit einem Besuche in Fiume und auf der Insel Veglia war die

Reiseaufgabe dieses Jahres geschlossen; der Erzherzog kehrte nach Wien zurück, wo er im Monate November nach einer beinahe achtmonatlichen Abwesenheit eintraf.

Wie der Erzherzog seine Aufgabe erfüllt, möge der Leser dieser Blätter beurtheilen. Die Mittheilungen, welche sie enthalten, werden ihn in den Stand setzen ein richtiges Urtheil fällen zu können; sie sind auch deßhalb so ausführlich gegeben. Es mußte dem Verfasser daran liegen klar zu machen, mit welcher Einsicht und mit welchem warmen Eifer und lebhaften Interesse der Erzherzog sich der Lösung seiner Aufgabe widmete.

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es Männer gegeben, die aus den Zuständen der Vergangenheit und der Gegenwart an der Hand der großen Lehrmeisterin Geschichte die Zukunft mit prophetischem Seherblicke erschauten und den Muth besaßen, sie ihren Zeitgenossen zu verkünden. Freilich waren solche Männer selten, und die Meisten von ihnen hatten das Schicksal der Cassandra, die stets Wahres verkündete, aber keinen Glauben fand. Der Erzherzog ahnte trotz seiner Jugend, wie es viele in diesen Blättern aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen angeführte Stellen bewiesen, daß damals Vieles im Staatsleben war, wie es nicht sein sollte und nicht bleiben konnte, und wies namentlich in Staatseinrichtungen auf Veränderungen hin, die der Gegenwart voraneilend, wenn in dieser eingeführt, als freiwillige Gabe mit lebhaftem Danke vom Volke aufgenommen, in nicht ferner Zukunft aber von diesem selbst zur ernsten Geltung gebracht werden würden. Sein Mahnruf verhallte aber in den trüben Räumen einer Registratur; es erging ihm, wie der Seherin Cassandra. „Nemo propheta in patria!" wurde auch an ihm zur traurigen Wahrheit; die Folge rechtfertigte jedoch seinen auf des Geistes Fittigen getragenen Zukunftsblick.

Den Winter von 1842/43 verlebte der Erzherzog theils in Wien, theils bei seinen Eltern in Ofen und zwar in derselben Weise, wie den vorhergehenden, mit der Abfassung der Denkschrift über seine Reisen beschäftigt; dazu kam noch die Vorbereitung zu einer Rundreise an sämmtliche Höfe in Deutschland, die für das nächste Jahr in Aussicht gestellt war. Hiezu mochte die Absicht ihn vorkommenden Falles in delicaten politischen Missionen an dem einen oder dem andern der deutschen Höfe zu verwenden den Anlaß gegeben haben, und die eventuelle Wahl eines solchen Abgesandten wäre bei den geistigen und socialen Vorzügen des Erzherzogs gewiß eine glückliche gewesen.

Einen Theil des Frühjahrs und Sommers von 1843 brachte der Erzherzog auf Reisen an die Höfe in Deutschland zu. Auch diese Reisen waren so wie die im Inlande die Quelle vielfacher Erfahrungen und Belehrungen, die ihn insbesondere an Menschenkenntniß, an Kenntniß oft ganz eigenthümlicher socialer Verhältnisse in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und an persönlichen Beziehungen zu den ausgezeichnetsten Männern der Kunst und Wissenschaft, die zu schriftlichem Verkehr mit Manchen derselben führten, bereicherte; deßgleichen boten sie zu eben so interessanten als nützlichen Wahrnehmungen in den Staatseinrichtungen, in dem Culturleben der verschiedenen deutschen Volksstämme die Gelegenheit. Alles wurde von dem Erzherzoge in der dem Leser aus diesen Blättern bekannten einsichtsvollen Weise zur Förderung seiner Ausbildung benutzt.

Der Erzherzog hatte an allen Höfen, die er besuchte, sich eines freundlichen Empfanges zu erfreuen. Seine geistigen Vorzüge und sein eben so tactvolles als gemüthliches Benehmen, unterstützt von einer angenehmen äußern Persönlichkeit, gewannen ihm allenthalben den Beifall und das Wohlwollen der höchsten Herrschaften, sowie der Personen, mit welchen ihn entweder gesellschaftliche Rücksichten oder reellere Motive zusammenführten.

Die schönsten und nützlichsten Früchte der Reise waren, wie gesagt, die gemachten Erfahrungen und Wahrnehmungen, die in den die geistigen Anschauungen und das Gefühl läuternden Reflexionen, zu welchen sie Anlaß gaben, ihre augenblickliche Verwerthung fanden, um später als wahrer Gewinn für das praktische Leben sich geltend zu machen. Die glänzendsten Früchte der Reise aber waren ungefähr ein Dutzend Großkreuz-Ordenssterne, Andenken der regierenden Herrn. Obschon der Erzherzog diese Zeichen theils des Wohlwollens, theils rücksichtsvoller Etikette ehrte, so war doch sein Vergnügen darüber eigentlich das Vergnügen eines Sammlers, dem es Freude macht, eine Collection von Curiositäten, Autographen und ähnlichen Gegenständen zu besitzen und dieselbe zu vervollständigen. Wie er über den Werth vieler Orden sich so gar nicht täuschte, bewiesen die witzigen Scherze, zu welchen ihm die Devisen mancher Orden den Anlaß gaben. So z. B. äußerte er eines Tages, die Devise des goldenen Vließordens bedürfe einer Correction, anstatt „Pretium non vile laborum“ sollte es heißen: „Pretium non vieler laborum“; dieß wäre unstreitig die richtigere, obschon nicht die richtigste Devise.

Nach der Heimkehr von der Rundreise in Deutschland wurde der Erzherzog zum Landeschef in Böhmen ernannt; mit dieser Ernennung begann sein öffentliches Leben und Wirken, beide, wie in der Folge aus diesen Blättern zu entnehmen sein wird, segensreich für Böhmen.

Zu dieser Zeit wünschte der Kaiser Nikolaus von Rußland eine Familienverbindung zwischen dem österreichischen und russischen Hofe durch die Vermählung seiner Tochter, der Großfürstin Olga, mit dem Erzherzog Stephan zu schließen. Der damalige Minister des kaiserlichen Hauses, der diese Angelegenheit zu behandeln hatte, that nichts; er meinte, diese Allianz läge nicht im politischen Interesse des österreichischen Hofes. Da der Kaiser Nikolaus nach langem Warten endlich sah, daß man am österreichischen Hofe zu keinem Entschlusse kam, nahm er die gleichzeitige Bewerbung des damaligen Kronprinzen von Würtemberg um die Hand der Großfürstin Olga an, und sie wurde die Frau des Kronprinzen. Eine ernste Erwägung jedoch hatte zu dem zaudernden Benehmen dem russischen Heirathsantrage gegenüber den Anlaß gegeben. Als nämlich die Nachricht von dieser projectirten Heirath nach Preßburg gelangte, wo damals der ungarische Landtag versammelt war, verbreitete sich dort und allmählich in ganz Ungarn das Gerücht, die Stände würden für den Fall, daß der Palatin Erzherzog Joseph sich seines hohen Alters wegen von den Geschäften zurückzöge oder die Stelle des Palatins durch seinen Tod sich erledigte, den Erzherzog Stephan nicht zum Palatin wählen, wenn er mit einer Großfürstin von Rußland sich vermählte. Da der Hof, sowie die beiden Minister Metternich und Kolowrat, den Erzherzog Stephan beim Eintreten des einen oder des andern der erwähnten Wechselfälle für die Palatinstelle schon im voraus designirt hatten, so war die ungünstige Stimmung des ungarischen Landtags für jene Heirath wohl maßgebend für die Haltung des Hofes und seines Ministers in dieser Angelegenheit.

Kaiser Nikolaus war über das Scheitern seines Heirathsprojectes sehr empfindlich, und die Kaiserin von Rußland gab dieser Empfindlichkeit des Kaisers einen unzweideutigen Ausdruck bei Gelegenheit ihrer Reise durch Böhmen im Jahre 1846 durch ihr sehr zurückhaltendes und kaltes Benehmen gegen den Erzherzog Stephan, der als Chef der Landesregierung ihr die dienstliche Aufwartung persönlich machen und sie auf der Durchreise durch Böhmen begleiten mußte. Dem Erzherzog gelang es aber durch sein tactvolles und zugleich aufmerksames Benehmen, die eisige Hülle der kaiserlichen

Majestät zu schmelzen und ihr dankbare Worte der Anerkennung, ja selbst die Äußerung abzugewinnen, daß die Majestät es höchlich bedauere die Bekanntschaft des Erzherzogs nicht früher gemacht zu haben, wobei die Kaiserin hinzufügte: „Manches wäre dann anders gekommen." Mehr konnte die hohe Frau nicht sagen. Die Großfürstin Olga begleitete damals die Kaiserin.

Noch dürfte es nicht überflüssig sein anzugeben, wie es kam, daß der Kaiser Nikolaus, der seine Schwiegersöhne selbst wählte, dem Erzherzog Stephan, den er persönlich gar nicht kannte, die Ehre solcher Wahl zugedacht hatte.

Im Jahre 1838 machte der damalige Großfürst Thronfolger Alexander einen Besuch am österreichischen Hofe; er wurde hier mit dem Erzherzog Stephan bekannt und gewann ihn so lieb, daß er von den Vorzügen desselben bei seinem Vater, dem Kaiser, in einer Weise gesprochen haben mochte, die denselben veranlaßt haben dürfte jenes Heirathsproject zur Sprache zu bringen *).

---

*) Der Großfürst Alexander bewahrte auch als Kaiser dem Erzherzog ein so unverändert freundschaftliches Wohlwollen und eine so aufrichtige Zuneigung, daß er, als ihm der Erzherzog im Jahre 1864 in Kissingen seine Aufwartung machte, diesen mit dem frühern vertraulichen Du anredete und darauf drang, dasselbe vom Erzherzoge erwiedert zu sehen. Schon die nächste Stunde nach dem Besuche sendete der Kaiser dem Erzherzoge sämmtliche russische Orden mit Ausnahme des militärischen Georgsordens.



Zweiter Theil.

Der Erzherzog, Landeschef in Böhmen *).

Am Abende des 16. Januar 1844 strahlten die Straßen in Prag, welche von der Altstadt nach der Kleinseite führen, im Feuerglanze von Tausenden brennender Fackeln. Die Prager Bürgerschaft veranstaltete zum bewillkommenden Empfange des neuernannten Landeschefs Erzherzog Stephan einen glänzenden Fackelzug. In festlicher Haltung rückten die Bürgercorps mit ihren Musikbanden, die Zünfte mit ihren Fahnen und die übrige Bürgerschaft vom Altstädter Ringe durch die Jesuitengasse, über die Steinerne Brücke nach dem Wälschen Platze vor das Gubernialgebäude, in welchem der Erzherzog Landeschef seine Wohnung genommen hatte. Während unten Festchöre erklangen, die Volkshymne ertönte und tausendstimmige Hoch- und Slawarufe erschollen, drückte im Empfangssaale der erzherzoglichen Wohnung eine Deputation dem neuen Landeschef die Freude der Bürgerschaft über dessen Ernennung aus, sowie das innige Vertrauen, mit dem ihm die Bevölkerung entgegen kam. Und das Vertrauen der Bevölkerung ward nicht getäuscht, die Hoffnungen, welche das Land auf seinen neuen Chef gesetzt hatte, wurden reichlich erfüllt.

Der Erzherzog hatte im Jahre 1841 Böhmen bereist und, wie dem Leser bekannt ist, durch seine Intelligenz und Liebenswürdigkeit die Herzen

*) Die Schilderung der Wirksamkeit des Erzherzogs als Landeschef Böhmens entlehnen wir größtentheils einer Denkschrift, deren Mittheilung wir dem Grafen Wratislaw verdanken. Dieser war zu der Zeit, als der Erzherzog die Verwaltung des Landes führte, Gubernialsecretär und Vorstand des Präsidialbureaus; es ist demnach die Quelle, aus der wir für diese Blätter schöpfen, eine durchaus verläßliche, da der Urheber derselben in der günstigen Lage war, von der damaligen öffentlichen Thätigkeit des Erzherzogs eine genaue und vollständige Kenntniß zu haben.

Aller derer gewonnen, welche Gelegenheit gehabt hatten, ihm näher zu kommen. Dasselbe liebenswürdige und leutselige Benehmen zeigte der Erzherzog in seiner neuen Stellung. Er stand damals im blühenden Mannesalter — er hatte kaum das 26. Lebensjahr zurückgelegt — gleichwohl sprach sich in seinen Zügen ein tiefer Ernst aus.

Der Erzherzog entwickelte in seiner Amtssphäre als Chef der Landesverwaltung eine unermüdliche Thätigkeit und bewies bei jedem Anlasse, daß er als die wichtigste Aufgabe seines amtlichen Waltens erfaßt habe, den Wohlstand der Bevölkerung und das Aufblühen des ihm anvertrauten Landes zu fördern. Während der ersten Zeit seiner Verwaltung blieb er jedoch klugerweise hauptsächlich in einer beobachtenden Haltung, um sich eine genaue Kenntniß der leitenden Persönlichkeiten im Staatsdienste und der Bedürfnisse des Landes zu erwerben. Zu diesem Ende machte der Erzherzog, wie wir in der Folge sehen werden, wiederholt Reisen nach verschiedenen Gegenden Böhmens.

Der Erzherzog hielt eben so ernstlich als beharrlich darauf, daß die Erledigung der Geschäfte sich nicht nur durch Gediegenheit auszeichnete, sondern auch rasch erfolgte. Freilich klagten viele Beamte über vermehrte Arbeit und Anstrengung; der Erzherzog selbst ging aber mit dem besten Beispiele im Dienste voran. Es gab keinen Geschäftszweig, dem er sich nicht mit vollem Interesse widmete; oft saß er noch um Mitternacht in seinem Bureau und besorgte die Genehmigung der dienstlichen Vorlagen, denn er wollte, wie er sich auszudrücken pflegte, in keinen Rückstand gerathen, wie er auch bei seinen Untergebenen einen solchen nicht duldete. Der Erzherzog überwachte auf das Strengste die Unparteilichkeit der Beamten, spornte die Polizei zur größten Thätigkeit an, nicht etwa zu Denunciationen, sondern im Interesse der öffentlichen Ordnung und der Wohlfeilheit der zu Markte gebrachten Lebensmittel, die er in Bezug auf Beschaffenheit, Maß und Gewicht gar oft unvermuthet auf dem Prager Markte prüfen ließ.

Ein lebhaftes Interesse zeigte der Erzherzog für die fortschreitende Entwicklung der geistigen und moralischen, wie der materiellen Zustände der Hauptstadt, und Prag verdankt seiner Vermittlung mehrere wohlthätige Einrichtungen: So bildete sich im Jänner 1845 unter seinem Protectorate der Verein für hilfsbedürftige Kinder. Der Erzherzog machte dem Vereine zur Förderung seines Bestehens ein sehr ansehnliches Geldgeschenk, und gab ihm die Zusicherung, daß er demselben zeitweise weitere Beiträge

werde zukommen lassen. Der Prager Privatverein zur Unterstützung verschämter Hausarmen erhielt im Jahre 1846 auf Anregung des Erzherzogs ein bedeutendes Gnadengeschenk aus der kaiserlichen Casse und gleichzeitig wurde aus derselben Quelle ein Betrag von 8000 Gulden der Unterstützung anderer Armen- und Wohlthätigkeits-Institute zugewendet.

Im Mai 1845 hatte sich unter dem Protectorate des Erzherzogs ein Verein zur Errichtung von Dampfmühlen für Böhmen mit einem Capitale von 400,000 Gulden in Prag gebildet. Durch dieses rein aus patriotischen Rücksichten in's Leben gerufene Unternehmen beabsichtigte der Erzherzog der Mahlnoth, welche in manchen Gegenden Böhmens so häufig eingetreten war, wirksam zu steuern, und zugleich die Verwerthung des im Inlande erzeugten Getreides zu sichern.

Nach Bekämpfung unsäglicher Schwierigkeiten gelang es den Bemühungen des Erzherzogs, es durchzusetzen, daß zur Erleichterung und Belebung des Handelsverkehrs in Prag eine Filiale der österreichischen Nationalbank mit einem Capital von einer Million Gulden in C. M. errichtet wurde. Die im Jänner 1846 eingetretene Herabsetzung des Zinsfußes des Prager Pfand- und Leihamtes auf fünf Procent bei Mobilien und auf sechs Procent bei Pretiosen war ebenfalls ein Werk des Erzherzogs.

Die seit langer Zeit schwebende Verhandlung der Prager Stadtgemeinde mit der Gasbeleuchtungs-Gesellschaft, bei der es manche Schwierigkeiten zu beseitigen gab, kam endlich durch die Vermittelung des Erzherzogs, der es verstand Differenzen auszugleichen, im Jänner 1845 zum Abschlusse; Prag verdankt ihm demnach wenigstens mittelbar die Einführung der Gasbeleuchtung.

Auf Anregung des Erzherzogs wurde das gräflich Johann Nostitz'sche Haus in Prag in der Kolowrat-Straße im Jänner 1846 um den Preis von 125,000 Gulden zur Unterbringung des vaterländischen Museums von den Ständen angekauft, und dadurch ein nicht nur dem Zwecke der Anstalt vollkommen entsprechendes, sondern auch dieser landständischen Anstalt würdiges Gebäude erworben.

Mehrere Sectionen der Regierung waren, da es zu ihrer Unterbringung im Gubernialgebäude an den nöthigen Räumlichkeiten fehlte, bis dahin außerhalb desselben in gemietheten Localen untergebracht gewesen. Die Eigenthümer der letzteren fanden es sehr angenehm, den Miethpreis von

Viertel- zu Vierteljahr zu steigern, und schon hatte dieser Zins eine unverhältnißmäßige Höhe erreicht. Um diese Auslage zu ermäßigen, ließ der Erzherzog auf das Gubernialgebäude einen Halbstock aufsetzen. Er selbst überwachte den Bau in einer Weise, daß, was fast nie vorkommt, die Baukosten um einen namhaften Betrag unter dem Kostenvoranschlage blieben, und durch den ersparten Miethzins in wenigen Jahren vollkommen gedeckt waren. Ein weiterer für den Betrieb des Dienstes nicht unwichtiger Vortheil war der, daß sich nun sämmtliche Regierungssectionen in Einem Hause vereinigt fanden. Auch die Verschönerung der Stadt machte während der drei Verwaltungsjahre des Erzherzogs wesentliche Fortschritte. So wurde für die Ausführung der auf dem Kreuzherrnplatze aufzustellenden Statue Carls IV. nach Hähnels Modell bloß durch die Verwendung des Erzherzogs die allerhöchste Genehmigung erlangt.

So schön auch der Franzens-Quai in Prag durch den Vorgänger des Erzherzogs im Amte, den Oberstburggrafen Grafen Chotek, hergestellt war, so entbehrte er doch des Schattens; vom Erzherzog ging der Gedanke aus, ihn mit Akazienbäumen zu besetzen, und dadurch den Spaziergängern eine früher entbehrte Annehmlichkeit zu verschaffen.

Gleichwie manche gemeinnützige Unternehmung durch den Erzherzog, wie wir eben gesehen, Anregung und glückliche Entfaltung erhielt, so lieh er auch, da er der Kunst und Wissenschaft stets mit Liebe zugethan war, den geistigen Bestrebungen, soweit dieß unter der damaligen Regierung thunlich war, nicht nur seinen persönlichen, sondern auch amtlichen Schutz. Als Beispiel davon diene Folgendes. Es war in Österreich damals noch nicht üblich, daß Männer, die ihre höhere wissenschaftliche Weihe durch ein Doctor- oder Professor-Diplom nicht beglaubigen konnten, die Erlaubniß zu öffentlichen Vorlesungen erhielten; der Erzherzog ließ sich jedoch durch dieses Gewohnheitsübel bureaukratischer Macht nicht abhalten, dem Dichter Uffo Horn, obschon er weder Doctor noch Professor war, die Erlaubniß zur Abhaltung von öffentlichen Vorträgen über Literatur zu ertheilen.

Männer der Kunst und Wissenschaft hatten stets freien Zutritt zum Erzherzog, wurden von ihm freundlich aufgenommen, und mit Auszeichnung behandelt. Aufkeimende Talente konnten seiner Unterstützung zur Förderung ihrer Fortschritte auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete gewiß sein.

Während der Erzherzog für das Aufblühen der beiden Städte Prags

sorgte, widmete er keine mindere Sorgfalt dem Lande. Er bereiste dasselbe häufig, verkehrte gerne und viel mit den Landleuten, um ihre Bedürfnisse und Wünsche kennen zu lernen und sich von der Berechtigung derselben zu überzeugen. Wenn nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg traten, konnte man im Voraus überzeugt sein, daß gerechten Wünschen entsprochen, wirklichen Bedürfnissen Genüge geschehen werde. Es gibt keinen Theil Böhmens, der nicht irgend eine erfreuliche Erinnerung aus der Verwaltungszeit des Erzherzogs Stephan aufzuweisen hätte.

Wir finden den Erzherzog schon im December 1844 auf einer Reise durch den Süden Böhmens in Pisek, Drhowl, Stiekna, Horazdiovic und Klattau. Aller Orten wurde der Erzherzog von der Bevölkerung mit lauten Kundgebungen der Freude über sein Erscheinen empfangen, welche oft einen festlichen Charakter hatten. Die Bewohner wußten, daß der Besuch ihres Landeschefs ihren Wünschen, Bitten und Bedürfnissen galt, und daß dieselben, wenn er sie vernommen, einer gerechten und billigen Berücksichtigung sicher waren. So hatte beispielsweise bis dahin die Einrichtung bestanden, daß die Kosten für die Schneeausschaufelung von den Gemeinden getragen wurden, und dieß legte in schlechten Jahren dem Gemeindevermögen sehr empfindliche, ja oft nicht zu erschwingende Geldopfer auf. Auf Antrag des Erzherzogs wurde man nun dem seit lange bestehenden sehr billigen Verlangen der Gemeinden des Landes endlich dadurch gerecht, daß die Übernahme dieser Kosten auf Rechnung des Ärars angeordnet wurde.

Der Erzherzog überzeugte sich auf diesen Reisen von der Geschäftsführung bei den Kreisämtern und den ihnen untergeordneten politischen Stellen, und gleichwie er den geschickten und fleißigen Beamten verdientermaßen belobte, und für sein Fortkommen sorgte, tadelte er den trägen und ungeschickten und stellte ihm keine tröstliche Zukunft in Aussicht.

Im Jahre 1845 machte der Erzherzog eine Inspectionsreise in die böhmischen Bäder. Wie gern der Erzherzog einem festlichen Empfang, wie er insbesondere in Badeorten an der Tagesordnung ist, aus dem Wege ging, wenn dieß in einer Weise geschehen konnte, die Niemanden verletzte, beweist sein Besuch in Franzensbad. Diese Stadt hatte großartige Empfangsfeierlichkeiten im Sinne. Der Erzherzog traf daselbst einen Tag früher ein, als er erwartet wurde, verließ, um sein beabsichtigtes Incognito zu bewahren, in einiger Entfernung von Franzensbad seinen Wagen, und begab

sich zu Fuß nach der Stadt. Am Eingange in dieselbe fand er Werkleute mit der Aufrichtung von colossalen Pfortensäulen beschäftigt. Er fragte sie ganz unbefangen, für wen diese Ehrenpforten errichtet würden und erhielt die Antwort: „Für'n Stephan." „Nun so baut nur zu, er wird bald da sein", sagte der Erzherzog zu ihnen, und setzte über sein bewahrtes Incognito sichtlich erheitert, den Weg nach seinem Absteigquartier fort.

Nachdem er die Inspection in Franzensbad vorgenommen, vielen Fremden und einheimischen Badegästen Audienzen gegeben und mannigfache Ovationen empfangen, verfügte sich der Erzherzog nach Carlsbad. Mit seiner Genehmigung erhielt eine daselbst entdeckte neue Quelle den Namen Stephansquelle. Von Carlsbad eilte der Erzherzog nach der Leibgedingstadt Policzka, um den Einwohnern, die kurz zuvor von einer großen Feuersbrunst heimgesucht worden waren, Trost und Hilfe zu bringen.

Im Herbste desselben Jahres besuchte der Erzherzog Tabor. Er revidirte die daselbst befindlichen Landes- und Stadtbehörden, und besichtigte dann das im Bau begriffene Criminalgebäude und mehrere Gefängnißzellen in demselben, um sich von dem Zustande und der Behandlung der in denselben befindlichen Inquisiten zu überzeugen. Hierauf besuchte er die Kleinkinderbewahranstalt der Stadt.

Das Bauproject einer Ärarialstraße von Reichenberg nach Hochstedt führte den Erzherzog nach Reichenberg. Nach einem Besuche in dem neu erbauten Krankenhause verließ er aber dasselbe und setzte die Reise nach Hochstadt zur Besichtigung des in der Tracirung begriffenen Straßenbauprojectes weiter fort. Es mag hier nicht unbemerkt bleiben, daß der Erzherzog dem Straßenbau in Böhmen eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Unter seiner Verwaltung wurde in diesem Jahre auch der Unterbau der ersten Strecke der Prag-Dresdener Eisenbahn zur Versteigerung gebracht, bei welchem Anlasse es ihm gelang, die Hofkammer zu überzeugen, wie nachtheilig es sei, eine Eisenbahnstrecke in mehreren Parcellen zur Bauverpachtung zu bringen, indem bei einer einmaligen Verpachtung alle jene in der Gewinnsucht liegenden, nicht zu vermeidenden Übelstände nur einmal vorkommen, während der durch Abstandsgelder*) dem Staate zugehende

*) Unter Abstandsgeldern werden solche Geldbeträge verstanden, welche bei Versteigerungen gewöhnlich von einem Steigerer den übrigen Mitbewerbern angeboten werden, um diese zum Abstand, Abstehen von einem günstigeren Gebote zu veranlassen.

Nachtheil so oft von diesem getragen werden muß, als Versteigerungen stattfinden. Der Erzherzog war auch mit dem der Eisenbahn gegebenen Zuge durchaus nicht einverstanden, mußte aber seine Ansicht einer höheren unterordnen. Er machte nämlich geltend, daß, da von Raudnitz bis Dresden die Wasserstraße der Elbe stets offen sei, die Eisenbahn von Raudnitz aus nach dem gewerbreichen Polzenthale über Tetschen zu führen wäre. Wie wohl begründet diese Ansicht gewesen, lehrte die Folge. Es gelang jedoch dem Erzherzoge die herrliche, sogenannte Schäferwand unweit Bodenbach, eine langgestreckte, mächtige Felsenwand längs der Elbe, unversehrt zu erhalten; sie sollte dem Eisenbahnbau zum Opfer fallen, wurde aber durch den Bau des Tetschen-Bodenbacher Tunnels vor der beabsichtigten Zerstörung bewahrt.

Noch vor dem Schlusse des Jahres 1845 kam der Erzherzog nach Pisek, um die neu erbaute Pisek-Taborer Kunststraße in Augenschein zu nehmen, und über Nezbaschow und Moldauteyn nach Budweis. Außer Dienstgeschäften nahm hier die Besichtigung des neuerbauten bischöflichen Seminars und der von der Stadtgemeinde erbauten Militärkaserne die Thätigkeit des Erzherzogs in Anspruch.

So wie im Jahre 1845 sehen wir auch im nächstfolgenden Jahre den Erzherzog mehrere Orte und Gegenden Böhmens besuchen. Nicht allein amtliche Revisionen und Besichtigung bereits neu ausgeführter oder in der Ausführung begriffener Staats- und Gemeindebauten waren die Veranlassung zu des Erzherzogs Reisen im Lande, sondern auch Unglücksfälle, von welchen einzelne Orte oder auch ganze Gegenden betroffen wurden. Während der drei Verwaltungsjahre des Erzherzogs kamen solche öffentliche Bedrängnisse öfters und in ausgedehntem Maße vor, und zu diesen Heimsuchungen gesellten sich dann auch noch Arbeiterunruhen.

Der Erzherzog war kaum einige Monate in Prag, als hier und später auch auf dem Lande ernstliche Arbeiterunruhen ausbrachen. Im Juni 1844 stellten plötzlich die Drucker in der Porges'schen Baumwollfabrik am Smichow ihre Arbeiten ein und zerstörten die Perrotine-Maschine. Dieß war das Signal zu dem gleichen Zerstörungswerk in den meisten übrigen Baumwolldruckereien. Die Drucker glaubten sich durch die Perrotine-Maschinen, welche mehrere Farben auf einmal drucken, in ihrem Verdienste verkürzt, und verlangten tumultuarisch die Abschaffung derselben. Sämmtliche Drucker blieben aus den Fabriken weg und zogen truppweise durch die Straßen, oder versam-

melten sich im Freien, um zu berathen, was sie weiter thun sollten. Sie beschlossen ihre Bitten und Beschwerden bei dem Erzherzoge, der damals im Bubentscher Schlosse wohnte, vorzubringen und versammelten sich in dieser Absicht bei Bubna und Holeschowitz. Als dieser aber von ihrem Vorhaben Kenntniß erhielt, fuhr er, um dasselbe zu vereiteln, zur Stadt zurück; denn er wollte mit einem gewaltsam fordernden Haufen nicht verkehren. Der Druckeraufstand dauerte mehrere Tage, bis endlich die Behörden energisch einschritten.

Im Juli trat ein neues Ereigniß hinzu. Die Arbeiter auf der im Bau begriffenen Eisenbahn empörten sich und zogen nach Karolinenthal, wo es bis zum Blutvergießen kam.

Wie in Prag, so gab es auch auf dem Lande, namentlich in Reichenberg und Böhmisch-Leipa Arbeiterunruhen, welche durch gewaltsames Einschreiten unterdrückt werden mußten, und zwar geschah dieses in ersterer Stadt durch das bürgerliche Scharfschützencorps, in letzterer durch das Militär.

Die Drucker hatten zwei Hauptforderungen gestellt: Abschaffung der Perrotinen und Erhöhung des Arbeitslohnes. Der Erzherzog Landeschef sah sich endlich veranlaßt die Entscheidung hierüber bei der betreffenden Hofstelle in Wien einzuholen. Die Entscheidung lautete nichts weniger als günstig, und die Lage schien sich abermals drohend zu gestalten. Die Drucker ergriffen den Hofrecurs und erbaten sich eine Audienz beim Erzherzog Stephan, um wenigstens eine Sistirung der Perrotine-Maschinen bis zur Entscheidung des Hofrecurses zu erlangen. Der Erzherzog stellte ihnen mit Milde und Ernst die bösen Folgen ihrer ungesetzlichen Forderungen und ihres sträflichen Vorgehens vor, und versprach ihnen, wenn sie zur gesetzlichen Ordnung zurückkehrten, die möglichste Berücksichtigung ihrer Beschwerden. Seinem menschenfreundlichen Zureden gebührt ein nicht geringer Theil des Verdienstes, daß die Arbeiter sich beruhigten und den Anordnungen der Behörden sich fügten.

Im Jahre 1845 wurde die Hauptstadt Böhmens und das Land durch ein gewaltiges Elementarereigniß schwer heimgesucht. Am 29. März dieses Jahres breitete sich eine verheerende Überschwemmung in Prag aus und ergoß sich über die fruchtbarsten Thalgegenden Böhmens. Bei diesem großen Unglücke wurde es als eine besondere Gunst des Schicksals angesehen, daß der Erzherzog an der Spitze der Landesverwaltung stand.

Sieben Jahre vorher hatte der Erzherzog eine verheerende Überschwem-

mung in Pesth erlebt. Tausende von Häusern hatten dort unter Wasser gestanden, viele derselben waren dem verheerenden Elemente zum Opfer gefallen; der junge Erzherzog war allenthalben wie ein rettender Genius thätig erschienen. Die Erfahrungen, die er damals in Pesth gesammelt, kamen ihm nun beim Eintritt des gleichen Unglücks in Böhmen sehr zu statten. Mit kundiger Hand ordnete er die nöthigen Vorsichts- und Rettungsmaßregeln an; rasch entschlossen und energisch traf er alle Vorkehrungen zur Hilfeleistung in den überschwemmten Gegenden, nicht vom Bureautische aus, sondern an Ort und Stelle persönlich, oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr. Auf den bedrohtesten Puncten erblickte man den Ponton, welcher den Erzherzog durch die brausenden Fluten trug; an nicht wenigen Orten, wo die dem Elemente preisgegebenen Bewohner der Verzweiflung nahe waren, verbreitete die persönliche Erscheinung des Prinzen Hilfe, Trost und Zuversicht. Und nicht auf die Hauptstadt allein beschränkte sich seine Thätigkeit. Sobald der Erzherzog Kunde erhielt, wie schwer auch die Gegend bei Leitmeritz heimgesucht worden, eilte er alsbald dahin, besuchte die überschwemmten Ortschaften und spendete überall bedeutende Geldbeträge zur Abhilfe der Noth im ersten Augenblicke. Um die Nachwehen dieses großen Unglückes soviel als thunlich zu beseitigen, bildete der Erzherzog ein Comité von hervorragenden Männern aus allen Schichten der Bevölkerung, die nicht nur nach dem ermunternden Beispiele des Erzherzogs namhafte Summen zeichneten, sondern sich auch der Mühe einer Sammlung unter Standesgenossen unterzogen. Durch diese Maßregel wurde eine so große Summe zusammengebracht, daß es möglich war, nicht nur die durch Wasser Verunglückten zu entschädigen, sondern auch neue Häuser an der Moldau und Elbe an Stellen zu erbauen, die sicherer waren, als jene, an welchen die Überschwemmung Häuser demolirt oder wenigstens stark beschädigt hatte; dabei hatte aber der Erzherzog mit dem Vorurtheile der beschädigten Hausbesitzer viel zu kämpfen. Die Wenigsten waren damit einverstanden, daß ihnen zur Vermeidung ähnlicher künftiger Gefahr für ihr eingestürztes Wohnhaus ein zwar neues, aber höher gelegenes auf Kosten des erwähnten Unterstützungsfonds aufgeführt werde. Die meisten verlangten wohl eine möglichst große Beisteuer und Unterstützung, weigerten sich aber den alten Ort zu verlassen, und erklärten es für eine Ungerechtigkeit, daß man ihnen eine Wohnung außerhalb des Inundationsrayons anweisen wolle. Bei diesem Anlasse zeigte sich wieder die Langmuth und Menschenfreundlich-

keit des Erzherzogs. Als über die Weigerung der Genannten alle Behörden und Mitglieder des Unterstützungscomités schon lange unwillig geworden waren, unternahm es der Erzherzog persönlich die albernen Einwendungen zu widerlegen, und den Eigensinn und das Vorurtheil der betreffenden Leute durch freundliche Vorstellungen zu bewältigen. Was Vielen nicht gelungen war, gelang dem Erzherzoge.

Dieses humane Benehmen des Erzherzogs trug nicht wenig dazu bei, die Sympathien, die derselbe sich bereits erworben hatte, noch wesentlich zu steigern. Der Erzherzog hatte durch die That bewiesen, daß er seine dienstliche Stellung nicht als ein bloßes Ehrenamt betrachte, sondern daß ihm das Wohl der Bevölkerung über Alles gehe.

Durch die schreckliche Verheerung, welche die Ueberschwemmung angerichtet, hatte die Elbschiffahrt Hemmungen erfahren und die Hauptstraße längs der Elbe stark gelitten. Eine rasche Herstellung derselben war dringend geboten, und daß dieselbe so schnell, wenn auch mit großen Kosten, stattfand, war nur der Energie zu verdanken, mit welcher der Erzherzog die der Sachlage entsprechenden durchgreifendsten Maßregeln angeordnet.

Im Februar 1846 hatte ein großer Schneefall eine Überschwemmung im nördlichen Böhmen, namentlich in der Gegend von Podiebrad, verursacht. Der Erzherzog begab sich ungesäumt nach diesem Orte, besichtigte die durch das wilde Element angerichteten Verheerungen, und traf die nöthigen Anordnungen zur Unterbringung der Obdachlosen und Milderung ihrer traurigen Lage.

Eine schwere und allgemeine Bedrängniß trat durch die zum Theil ganz mißrathene, zum Theil wenig ergiebige Ernte des Jahres 1845 ein. Besonders war dabei der Umstand, daß die Erdäpfel, welche seit einer Reihe von Jahren die wohlthätigste Aushilfe in dem täglichen Haushalte der ärmeren Landesbewohner bilden, von einer Fäule bedroht waren, die ihre längere Aufbewahrung unthunlich machte. Diese betrübende Erscheinung trat in mehreren Gegenden des Landes hervor und ließ mit Grund befürchten, daß dieses Übel von Woche zu Woche fühlbarer und ausgedehnter werden würde, wenn keine gründliche und ausgiebige Abhilfe getroffen würde. Den ärmeren Bewohnern Böhmens drohte die Gefahr für den bevorstehenden Winter und das Frühjahr sich ihres wichtigsten Nahrungsmittels ganz beraubt zu sehen, und dem Landmanne die bittere Sorge, mit dem Eintritte des Frühjahrs

nicht einmal gesunde Samenerdäpfel zu haben, die ihm die Aussicht auf eine günstigere Erdäpfelernte sichern könnten.

Diese eben so traurigen, als wichtigen Verhältnisse beschäftigten den Erzherzog Landeschef in der ungetheiltesten Weise, und wochenlang war sein Sinnen und Streben unablässig dahin gerichtet, in der besten Weise sichere Hilfe zu schaffen. Er durchreiste vor Allem jene Gegenden Böhmens, wo die Kartoffeln einen günstigen Ertrag geliefert hatten, nämlich den Berauner, Taborer, Budweiser und Czaslauer Kreis. Namentlich in den Gebirgsgegenden des Taborer Kreises war die Erdäpfelernte sowohl rücksichtlich der Qualität, als auch der Menge der Frucht, so vorzüglich, wie dieß seit sieben Jahren nicht vorgekommen; dagegen war sie in den flachen Gegenden dieses Kreises in jeder Beziehung sehr schlecht ausgefallen.

Der Erzherzog ließ, um die Noth der ärmeren Bewohner Prags und mancher Gegenden des Landes, welche für den Winter 1845/46 zu befürchten war, zu lindern, und um gute Samenerdäpfel herbeizuschaffen, eine größere Partie dieser Frucht in den südlichen Gegenden Böhmens ankaufen und in Prag auflagern, so daß in kurzer Zeit 10,000 Metzen der besten und gesündesten Erdäpfel für die genannten Zwecke verfügbar waren. Ferner suchte er dem voraussichtlich eintretenden Mangel an billigen Lebensmitteln und einer empfindlichen Theuerung dadurch wirksam zu steuern, daß er in Italien 2000 Centner Reis aufkaufen und in Prag aufspeichern ließ.

Aber nicht nur für den Augenblick suchte er dem durch schlechten Ausfall der Erndte und verheerende Elementar-Ereignisse zeitweise wiederkehrenden Nothstande insbesondere der Gebirgsbevölkerung in der angegebenen Weise abzuhelfen, er war auch darauf bedacht, derselben neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Unter den hierauf bezüglichen Maßregeln verdient die Errichtung von Spinnschulen vorzugsweise erwähnt zu werden.

Um der vormals im Riesengebirge sehr blühenden, damals aber ganz in Verfall gerathenen Leinenindustrie zu neuem Aufschwung zu verhelfen, munterte der Erzherzog die größeren Grundbesitzer auf, sich an derselben unmittelbar und mittelbar zu betheiligen. Unter diesen hatte Herr von Nadherny, Besitzer von Adersbach, es sich mit seltener Menschenfreundlichkeit vorgenommen, der Erwerblosigkeit der Bewohner des Riesengebirgs durch Hebung der Leinwandindustrie zu steuern.

Die an andern Orten gemachten Erfahrungen benutzend, errichtete er

auf eigene Kosten die erste Spinnschule in Abersbach. Der Erzherzog Landeschef hatte kaum davon Kenntniß bekommen, als er sich nach Abersbach begab, um von Allem genaue Einsicht zu nehmen. Da er das Unternehmen äußerst berücksichtigungswerth fand, so interessirte er sich auf's Lebhafteste dafür und entwarf mit Herrn von Nadherny den Plan zu einem, einen angemessenen Gewinn sichernden Absatz der Erzeugnisse. Zu diesem Ende erschien der Erzherzog selbst als Abnehmer bedeutender Partien von Leinwand, die er dann an Arme in Prag verschenkte. Das erste Leinwandstück aber, das in Abersbach erzeugt war, wurde von der Kaiserin Caroline Auguste in gnädiger und richtiger Würdigung des Umstandes, daß dieses verdienstliche Unternehmen ins Leben gerufen war, um diesen Industriezweig empor zu bringen und den Nothstand der in diesem Zweige beschäftigten Arbeiter abzuhelfen, mit drei Hundert Gulden honorirt. Der Erzherzog, über dieses Geschenk sehr erfreut, veranlaßte im Einverständniß mit Herrn von Nadherny den Ankauf von Flachs, ließ spinnen, weben, und beschäftigte und ernährte auf diese Art viele Familien. Das gegebene Beispiel fand bald Nachahmung, und da sich bei der menschenfreundlichen Verwaltung des Herrn von Nadherny der Betrieb immer mehr ausbreitete, so wurden die Spinner gegen die Bedrückungen der Garnhändler wirksam geschützt. Das glückliche Unternehmen führte zur Errichtung von Spinnschulen an verschiedenen Orten und die ursprüngliche Absicht die Leinen-Industrie zu heben schien erreicht.

Eine weitere Abhilfe des Nothstandes gewährte manchen Gegenden die Eröffnung von Straßenbauten und zwar die Herstellung, beziehungsweise der Umbau, der Straße von Prag nach Königsaal und der Neubau einer Verbindungsstraße zwischen den Hauptorten der drei nördlichen Kreise des Riesengebirges.

Für den Neubau wurde in Folge der Verwendung des Erzherzogs der Betrag von 180,000 Gulden C. M. aus dem Staatsschatze in sechs einjährigen gleichen Theilzahlungen bewilligt. Um der im Jahre 1846 unter den Arbeiterclassen in Prag herrschenden Noth theilweise abzuhelfen, entwarf der Erzherzog mit dem Bürgermeister von Prag, Appellationsrath Ritter von Müller, einen Plan zur Verschönerung der Neustädter Wälle, bei dessen Ausführung Hunderte von arbeitslosen Menschen Arbeit und Erwerb fanden.

Der Bau der k. k. Staatsbahn und des großartigen Bahnhofes zu Prag, die Überschwemmung vom März 1845, durch welche zahllose Bauwerke ver-

nichtet wurden, endlich die Eröffnung der k. k. Staatsbahn selbst hatten den Bedarf an Bau- und Brennholz außerordentlich gesteigert, und mit dem Eintritte des Frühjahres 1845 waren beinahe überall alle Vorrathsplätze geleert, da nicht rasch genug das nöthige Brenn- und Bauholz sowie der Bedarf für die Kalk- und Ziegelöfen herbeigeschafft werden konnte, welche das nöthige Material zur Wiederherstellung der durch die Hochwasser vernichteten Bauwerke zu liefern hatten. Unter diesen Umständen stiegen die Holzpreise von Woche zu Woche, und die Aussicht auf den bevorstehenden Winter wurde für den unbemittelten Bewohner Prags immer beunruhigender. Diese traurige Aussicht veranlaßte den Erzherzog Landeschef, mit der ihm eigenen Herzensgüte der unbemittelten Volksclasse in dieser Beziehung hilfreiche Hand zu bieten, einem gewinnsüchtigen Steigern der Holzpreise möglichst Einhalt zu thun und dadurch dem hartherzigen Speculationsgeiste kräftig entgegen zu treten. Er beschloß zu diesem Zwecke eine Partie Brennholz von 6000 bis 7000 Klaftern anzukaufen und in Prag auf einem passenden Platze aufzulagern. Der Erzherzog wendete sich deßhalb an einige böhmische Herrschaftsbesitzer, die seinem wohlgemeinten Vorhaben aufs Bereitwilligste entgegenkamen, und so war in der kürzesten Zeit das gewünschte Holzquantum beschafft. Der Erzherzog traf nun die Einrichtung, daß Brennholz nur an arme Familien selbst bis zu $^1/_{16}$ Klafter gegen einen sehr mäßigen Preis abgegeben wurde. Durch diese wahrhaft väterliche Fürsorge, und dadurch, daß er im strengen Winter 1845/46 für die Armen in Prag Wärmstuben errichtete; durch die schnelle, zweckmäßige und humane Weise, in welcher, wie wir gesehen, in Zeiten allgemeiner Bedrängniß der Noth abgeholfen wurde, hat sich der Erzherzog bei den Armen Prags sowie in den Herzen der Gesammtbevölkerung Böhmens ein sehr dankbares Andenken erworben.

Die Trauerkunde von dem bevorstehenden Lebensende seines durchlauchtigsten Vaters traf den Erzherzog in Mitte seines für Böhmen segensreichen Wirkens. Am 11. Februar 1847 verließ er Prag und eilte, tiefe Trauer im Herzen, an das Sterbebette seines Vaters. Es ward ihm noch der Trost des väterlichen Segens zu Theil, aber wenige Stunden später — am 13. Februar in der dritten Morgenstunde — hatte das Herz zu schlagen aufgehört, dem er mit inniger kindlicher Liebe und Ehrfurcht zugethan war.

Am Tage der Beisetzung des hohen Verblichenen war der Erzherzog zum königlichen Statthalter von Ungarn ernannt worden, er schied jedoch nicht so-

gleich von dem ihm liebgewordenen Lande. Mit Jubel wurde seine Rückkehr nach Prag am 30. März von der Bevölkerung begrüßt. Der Erzherzog blieb noch bis gegen Ende August in Böhmen und förderte während dieser Zeit noch manches Schöne, Gute und Nützliche theils im Interesse einzelner Personen, theils in dem der gesammten Bevölkerung Böhmens.

Mit schwerem Herzen schied er endlich von dem Lande, welches seiner treuen Hut anvertraut gewesen, und ihm theuer geworden war, ihm aber auch die eben so einsichtsvolle als liebreiche Pflege mit aufrichtiger und warmer Anhänglichkeit gelohnt hatte.

Im Monat Juli verweilte der Erzherzog in Franzensbad um an der dortigen Trinkquelle seine etwas angegriffene Gesundheit herzustellen.

Als er nach Prag zurückgekehrt war, stand der Tag der Trennung nahe bevor, und Prags Bevölkerung dachte nun daran sich von dem allverehrten Landeschef in würdiger Weise zu verabschieden. Die öffentlichen Blätter jener Zeit gaben der allgemeinen Stimmung Ausdruck, indem sie treulich über die stattgefundenen Abschiedsfeierlichkeiten berichteten, sowie über die Kundgebungen, in denen sich die Verehrung und Dankbarkeit Prags gegen den Erzherzog aussprach. Wir entlehnen denselben daher wörtlich Nachstehendes:

„Der gestrige Tag ist in den Annalen Prags ein bedeutungsvoller. Es galt noch einmal in einer öffentlichen Manifestation die allgemeine Verehrung und Dankbarkeit gegen den Prinzen an den Tag zu legen, der in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz vier Jahren, seit er an die Spitze der Verwaltung unseres Vaterlandes getreten, das schönste Ziel errungen: sich die vollste, ungetheilteste, ungeheucheltste Liebe der Bewohner seiner Provinz erworben hat, und der uns nun verläßt, um seinem verewigten Vater in der Verwaltung seines Heimathlandes zu folgen."

„Während S. k. k. Hoheit den verschiedenen Dankdeputationen Audienz ertheilte, stellten sich die gesammten k. k. priv. Prager Bürgercorps auf dem Wälschen Platze und die Zünfte auf dem Kleinseitner Ringe auf. In voller Parade und bester militärischer Haltung erwarteten die Corps die Ankunft des Erzherzogs, dessen Erscheinen sogleich mit der Volkshymne begrüßt wurde. Empfangen von Herrn Appellationsrath und Bürgermeister Joseph Ritter von Müller, als Obersten, und dem Stabe der sämmtlichen Prager Bürgercorps, schritt S. k. k. Hoheit die Reihen der verschiedenen Corps ab. Im-

ponirte der Prinz von jeher durch seine eben so gewinnende als erhabene Erscheinung, so war dieß dießmal doppelt der Fall, da er sich in dem malerischen, reichen Magyarencostüme zeigte. Und immer und immer scholl ihm aus tausend Kehlen ein herzliches „Vivat" und „Sláva mu!" entgegen. Nach dem Abschreiten ließ der Prinz auf dem Kleinseitner Ringplatz die Bürgercorps defiliren; ihnen folgten die Zünfte, vor dem durchlauchtigsten Herrn ehrfurchtsvoll die Fahne senkend. Eine große Anzahl von Bewohnern wohnte dem Feste bei, nicht als bloße Zuschauer, sondern als warme, innige Theilnehmer einer Feierlichkeit, deren Anlaß leider ein für uns trauriger war. Wir erinnerten uns bei der allgemeinen Bewegung, bei dem immer und immer laut ertönenden Vivatrufe lebhaft jenes Abends, als am 16. Jänner 1844 die Bürgerschaft Prags den verehrten Prinzen mit einem festlichen Fackelzuge begrüßte. Damals wie heute that sich die lauteste, wahrste Begeisterung kund, nur war damals Freude, dießmal Wehmuth der Charakter des Festes. Was wir uns damals von dem durchlauchtigsten Prinzen versprochen — das hat er erfüllt; er hat mit aufopfernder Liebe in seiner Sphäre gewirkt, er hat in Tagen schwerer Prüfungen, welche in die Zeit seiner Verwaltung fielen, als ein wahrer Vater seinem Volke zur Seite gestanden und jede Thräne des Armen, die er trocknen konnte, getrocknet. Die rastlose Thätigkeit, die er zeigte, wo es Böhmens Wohl galt — sie ist es eben, die uns jetzt den so nahen Abschied von ihm so erschwert."

„Wenn auch er selbst nicht mehr unter uns weilt, sein Gedächtniß wird stets frisch in unseren dankbaren Herzen leben. Als ein auch der Nachwelt sichtliches Zeichen der Erinnerung an den geliebten Landeschef ward der Platz, auf welchem die Feier vor sich ging, nach seinem Namen benannt; während der Feier selbst verschwanden die Tafeln mit der Inschrift: „Wälscher Platz", und wurden durch neue mit der Inschrift „Stephansplatz" ersetzt."

„Wie bereits erwähnt, überreichte am 21. August der k. k. Appellationsrath und Bürgermeister Herr Joseph Ritter von Müller, an der Spitze sämmtlicher Magistratsräthe und Repräsentanten der k. Hauptstadt Prag, Sr. k. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Stephan eine Denkschrift, welche in gedrängten Worten die Gefühle, die unsere Hauptstadt gegen den erhabenen Prinzen hegt, ausdrückt."

„Die Denkschrift lautet:

„„Eure kaiserliche Hoheit!

„„Nur wenige Jahre genoß Böhmen das hohe, schöne Glück, von Euerer kaiserlichen Hoheit unmittelbar geleitet und verwaltet zu werden. Allein dieser kurze Zeitraum umfaßte so viele wichtige, schwierige und verhängnißvolle Ereignisse, wie sie sonst kaum ein halbes Jahrhundert vereinigt. — Die Mitte des Landes wurde durch seine Gewässer verwüstet, aus den Gebirgen des Westens nnd des Ostens erscholl der Hilferuf des Elends und des Hungers. Erwerblosigkeit und Theurung verbreitete sich über alle Gegenden.““

„„Aber überall erschienen Eure kaiserliche Hoheit als helfender, rettender Engel. Die väterliche Fürsorge Euerer kaiserlichen Hoheit umfaßte das ganze Land und seine Bewohner. Durch diese hohe Fürsorge flossen den durch Überschwemmung Verunglückten reichliche Unterstützungen zu, wurde die Noth der Gebirgsbewohner gemildert. Durch die gnädigste Verwendung Euerer kaiserlichen Hoheit wurde den Arbeitslosen Gelegenheit zum Erwerbe verschafft. Eure kaiserliche Hoheit waren der Vater und Helfer für Tausende.““

„„Die Hauptstadt Prag war unmittelbar Zeuge dieses erhabenen Wirkens Euerer kaiserlichen Hoheit, der weisen und gerechten, der klugen und umsichtigen, der unermüdet thätigen und kräftigen, der milden und liebevollen Verwaltung und Leitung unseres Vaterlandes. — Darum lebt auch in ihr und in den Herzen aller Bewohner das innigste Gefühl des Dankes, der Verehrung und der Liebe. Darum wird aber auch ihr der Augenblick, in dem Eure kaiserliche Hoheit unser geliebtes Land verlassen, doppelt schmerzlich. — Mit Wehmuth sieht sie ihn kommen, mit Wehmuth wird sie durch die ganze Zukunft auf ihn zurückschauen. — Lebendig wird aber das erhabene Bild Euerer kaiserlichen Hoheit uns immerdar vorschweben, lebendig und unauslöschlich wird auch unsere Liebe und Dankbarkeit, Verehrung und Anhänglichkeit bleiben. — Aus diesen lebendigen Gefühlen entspringt jedoch auch der innigste, sehnlichste Wunsch und die ehrfurchtsvolle, unterthänigste Bitte, daß Böhmen und seine

Hauptstadt in dem wohlwollenden Herzen Euerer kaiserlichen Hoheit stets eine gnädige, freundliche Rückerinnerung finden möge.""

Prag, am 21. August 1847.

„Diese Denkschrift war auf Pergament mit größter kalligraphischer Pracht geschrieben, und von dem Magistrate und den Repräsentanten Prags unterfertigt. Die Ausstattung war des Inhalts und der festlichen Veranlassung würdig. Der Einband von rothem Saffian war an den Rändern mit architektonischen Arabesken, an der Vorderseite mit dem großen erzherzoglichen Wappen und in den untern Ecken den Wappen von Ungarn und Böhmen, an der Rückseite mit dem großen Prager Stadtwappen verziert. Alle diese Verzierungen waren aus getriebenem Silber, ein Werk unseres Ludwig Portner."

„Bei der Überreichung sprach der Herr Bürgermeister folgende Worte:

„„Eure kaiserliche Hoheit! Die heute versammelten Tausende aus allen Classen der Einwohnerschaft Prags sind ebenso wie die Millionen Bewohner Böhmens von einem doppelten Gefühle für Eure kaiserliche Hoheit durchdrungen, von dem Gefühle des ehrfurchtsvollsten, innigsten Dankes für die beinahe vierjährige weise und gerechte, väterliche und milde Leitung und Verwaltung unseres Vaterlandes, des Dankes für alle durch die Gnade und väterliche Fürsorge Eurer kaiserlichen Hoheit dem Lande und der Hauptstadt zu Theil gewordenen Unterstützungen und Wohlthaten; aber auch von dem Gefühle tiefer Wehmuth und Trauer über das Scheiden unseres allverehrten, geliebten Landeschefs, unseres Fürsprechers, unseres Wohlthäters, dessen Andenken unvertilgbar in uns fortleben wird. Geruhen Eure kaiserliche Hoheit den Ausdruck dieser Gefühle huldreichst aufzunehmen, und gnädigst zu gestatten, daß ich im Namen der Stadt Prag die dreifache unterthänige Bitte wage: Eure kaiserliche Hoheit geruhen, unser Vaterland und dessen Hauptstadt fortan in gnädigem, wohlwollendem Andenken zu erhalten, diese Denkschrift als eine die Gefühle des Dankes, der Verehrung und Liebe aussprechende und beweisende Urkunde der gnädigen Aufbewahrung zu würdigen und die höchste Bewilligung zu ertheilen, daß dem bisher sogenannten „Wälschen Platze", der uns so lieb und theuer ge-

worbene, erhabene Name Eurer kaiserlichen Hoheit beigelegt, und dadurch ein für alle Zukunft bleibendes Andenken an Eure kaiserliche Hoheit begründet und auf unsere Nachkommen übertragen werden dürfe.""

„Seine kaiserliche königliche Hoheit nahm die Denkschrift huldreichst an, bewilligte die Bitte des Magistrats, und erwiederte die Worte des Bürgermeisters mit einer Rede, welche alle Anwesenden enthusiasmirte, und in welcher Höchstderselbe versicherte, unser Vaterland und dessen Hauptstadt stets in liebevoller Erinnerung zu behalten. Wir bedauern, nicht im Stande zu sein, den Worttext der Rede Sr. k. k. Hoheit mitzutheilen."

„Die Abreise Sr. k. k. Hoheit des geliebten Erzherzogs Landeschefs fand am 23. August Nachmittags mit dem Posttrain Statt. Lange vor der festgesetzten Abfahrtsstunde hatten sich die zum Bahnhof führenden Straßen, der Bahnhof selbst, die Bastei, der Ziskaberg mit Menschen gefüllt, die noch einmal die verehrten Züge des Prinzen schauen wollten, der uns vielleicht für immer verließ. Im Bahnhof selbst, von der Personenhalle an bis weit hinaus in den äußeren Bahnhof bildeten die Prager Bürgercorps Spalier."

„Die Personenhalle war drapirt, neben dem Eingang prangten auf blauem Grunde in großen goldenen Buchstaben die Worte: „Erzherzog Stephan! Unvergeßlich bleibt Dein Name den treuen Bürgern Prags." Die Ankunft des Erzherzogs wurde mit lautem Jubel begrüßt."

„Nachdem der Erzherzog den Hofwaggon bestiegen, stimmten, als der Train sich in Bewegung setzte, die Musikcapellen der Bürgercorps ein Abschiedslied an. Während der Zug langsam durch die Reihen fuhr, stand Se. k. k. Hoheit am Eingange des Hofwaggons und wehte mit einem Tuche den Versammelten den Abschiedsgruß zu. Die Wehmuth in seinen Zügen war unverkennbar, sie theilte sich allen Anwesenden mit, die erst lange nachdem der Train, der uns den geliebten Prinzen entführte, schon aus ihren Augen verschwunden war, sich zerstreuten."

Der Erzherzog hatte folgendes Schreiben vor seiner Abreise an den Magistrat der Hauptstadt Prag erlassen:

„Ich kann unmöglich von Prag scheiden, von der Stadt, mit der Ich „durch mehr als vierthalb Jahre ihr Wohl und Wehe getheilt habe, ohne

„Ihnen, Mein lieber Herr Appellationsrath, dem gesammten Magistrate und „der Bürgerschaft dieser schönen Stadt meinen herzlichsten Dank für alles „das Gute und Freundliche zu sagen, das Ich in Ihrer Mitte, das Ich von „Ihnen genossen. — Selbst das Abschiedsfest am 21. August, selbst der „Abschiedsbesuch des Magistrats und der Herren Repräsentanten an dem„selben Tage boten Mir nur Gelegenheit, die Gesinnungen abermals durch„blicken zu können, die bei jedem Anlasse, wo es galt, dem Kaiserhause ein „Zeichen von Anhänglichkeit, von hingebender Liebe zu bieten, sich im „schönsten Glanze bewährten."

„Möge Mir dem Scheidenden der Trost bleiben, Ich lebe in Ihrer „freundlichen Erinnerung fort, — möge Mir die Hoffnung nicht getrübt „sein, Sie, Mein lieber Herr Appellationsrath, den Magistrat und die Ein„wohner dieser Stadt bei Gelegenheit einmal wieder zu sehen, und Sie dann „erneut Meiner wahrhaften und innigen Zuneigung versichern zu können, „die durch Ihre Leistungen, Ihr Betragen gegen Meine Person und Ihren „Sinn für alles Gute und Gemeinnützige bedingt waren!

Prag, am 21. August 1847.

EH. Stephan m. p."

Auch die Prager Universität unterließ es nicht, dem Erzherzoge ein Zeichen ihrer dankbaren Huldigung darzubringen, indem sie ihn bei Gelegenheit ihrer bevorstehenden fünfhundertjährigen Jubelfeier zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte.

Der Erzherzog, Statthalter und Palatin von Ungarn.

Welchen Gedanken die Zeit
Einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen
Und wird ewig geboren,
Trotz allem Widerstreit.
Herm. Lingg.
„Der Gedanke der Zeit."

Allgemeine politische Zustände.

Bei dem wichtigsten Abschnitte im öffentlichen Leben des Erzherzogs angelangt, dürfen wir vor Allem nicht unbemerkt lassen, daß dasselbe in eine ernst bewegte Zeit gewaltsamen, blutigen Ringens um neue Staatsprincipien und Institutionen fällt. Der alte Staat hatte sich zwar überlebt, der neue war aber zum klaren und praktischen Verständnisse der Völker und ihrer Führer noch nicht gekommen, und so konnte es nicht anders geschehen, als daß aus dem Conflicte beider keine fest geordneten staatlichen Zustände sich entwickelten und das Neugeschaffene nur für eine kurze Dauer eine kaum erträgliche Geltung und Existenz erringen konnte.

Jene Tage der Völkerbewegung sahen gewiegte, in der Schule der Erfahrung gereifte und ergraute Staatsmänner dem ersten Stoße des politischen Erdbebens von 1848 erliegen, als ob sie Grünlinge wären, die ihr Noviziat im Staatsleben erst begonnen hätten; sie konnten nur Niederlagen und keine Siege aufweisen.

Das Regierungsnoviziat, welches der Erzherzog in Böhmen durchgemacht, war im Geiste der alten, vormärzlichen Regierungsmaximen, demnach für jeden Andern als ihn keine Vorbereitungsschule für das freie, parlamentarische Verfassungsleben Ungarns, nicht sowohl wie es damals

war, als vielmehr wie es, mit Nachdruck und Macht angestrebt, sehr schnell in's Leben trat und sich geltend machte.

Der Erzherzog, wie man aus vielen Mittheilungen in diesen Blättern zu entnehmen Gelegenheit hatte, in den Ansichten über Staats- und Volksleben mit seiner Zeit vorgeschritten, war von der so plötzlich über das alte Regierungssystem stürmisch hereingebrochenen Überfluthung neuer freiheitlicher Ideen und Postulate der Völker Österreichs zwar nicht überrascht; allein sein Geist war von politischen Kämpfen, welche Geistesgegenwart, Muth und Entschlossenheit erfordern, noch nicht geschult, sein früheres officielles Leben und Wirken war niemals durch ernste Prüfungen erschwert worden; daher war es ihm nicht wohl möglich, den mächtig überfluthenden Strom der Volksbewegung in Ungarn in ein normales Bett zu leiten und in demselben zu erhalten.

Die Wogen des neuen Volkslebens gingen so hoch und gewaltig, daß dem geschicktesten Steuermanne wohl nichts Anderes zu thun erübrigte, als durch Transactionen und Compromisse die ersten Ausbrüche des Sturmes zu beschwichtigen. Wenn aber aus Transactionen und Compromissen abgerungene Concessionen geworden, so lag die Hauptursache davon in unbezwingbaren Verhältnissen, durch welche die moralische Haltung der Regierung in eben dem Maße gebrochen als die des Volkes gehoben wurde; daher auch die physische Macht jener in den ersten Augenblicken des großen Conflictes mit dem Volke unterlag.

Die Haltung und das Wirken des Erzherzogs in Ungarn in den ersten Momenten der weltgeschichtlichen Bewegung führte zu Resultaten, die, obschon in den höchsten österreichischen Regierungskreisen damals perhorrescirt und nur im unausweichlichen Drange der Verhältnisse acceptirt, doch im Jahre 1867 zur vollen Geltung gekommen sind. Eben dadurch bestätigt es sich, daß die ungarischen auf dem Gebiete des staatlichen Lebens erzielten Errungenschaften von 1848 keine ephemeren, sondern vom Geiste belebte, mit Fleisch und Blut und rüstigem Körperbau ausgestattete Gebilde waren, die, wie eine beinahe zwanzigjährige Folge lehrte, vollkommen lebensfähig sich erwiesen.

So viel, um die politischen Constellationen im Allgemeinen zu kennzeichnen, unter welchen der Erzherzog das schwierige Amt eines königlichen Statthalters und Palatins von Ungarn antrat und ausübte.

Volksstimmung und politische Parteien in Ungarn.

Nicht minder ernst und schwierig waren Ungarns specielle heimathliche politische und sociale Zustände zu jener Zeit. Obschon in keiner gewaltsamen Opposition gegen die Regierung damals noch sich offenbarend, war doch die Stimmung in den mittleren und unteren Volksschichten vorwiegend eine so reizbare, daß es keines besonderen Anstoßes mehr bedurfte, um sie das Banner eines heftigen, ja thatsächlichen Widerstandes gegen die Regierung entfalten zu sehen.

Durch die große Hungersnoth von 1846/47 waren die unteren Volksclassen in hohem Grade demoralisirt. Es kamen häufig Kinderverkäufe um den Preis von einem bis fünf Gulden und Fälle von Kinderschenkungen nicht selten vor. Dieses materielle und moralische Elend machte die, welche es erdulden mußten, für die Bestrebungen der Partei der Ultras in Ungarn sehr empfänglich, da diese denselben eine Abhilfe ihres Elendes in Aussicht stellte; sie wurden willige Werkzeuge für die Förderung der revolutionären Tendenzen dieser Partei. Der auf dem niederen Volke — von dem Adel und den Landtagsabgeordneten die „misera contribuens plebs" genannt — lastende Druck an Steuern, Abgaben und Personalservituten und seine beklagenswerthe Lage dem reichen, steuerfreien Adel und Clerus gegenüber, erleichterte der Partei das Spiel zur Erreichung ihrer Absichten.

Die Ernennung von 32 Administratoren an die Stelle der Obergespäne, von allen Parteien als gesetzwidrig bezeichnet, erzeugte im ganzen Lande eine Mißstimmung, welche jene Partei ebenfalls zu ihren Gunsten ausbeutete.

Die auf Széchenyi's Antrag im vorletzten Landtage Statt gehabte gesetzliche Einführung der ungarischen Sprache als diplomatischer und geschäftlicher im ganzen Umfange des Königreichs war eine Errungenschaft, die durch den von ihr in's Leben gerufenen Sprachen- und Nationalitätenkampf bittere Früchte trug und bitteren Kummer über seinen Urheber brachte, dem sie ein krankhaftes Geistesleben bereitete, das erst mit seinem Tode endigte.

Eine jener bittern Früchte war der Haß gegen alles Deutsche. Die bürgerlichen und socialen Verhältnisse wurden dadurch für die Deutschen so unerquicklich, ja drückend, daß viele deutsche Familien ihre Namen theils durch Anhängung der ungarischen Sylbe fy magyarisirten, theils, wenn es

thunlich war, in's Ungarische übersetzten. So z. B. entstand aus dem geächteten deutschen Burgmann im Wege treuer Übersetzung der Magyare Warfy und aus dem Deutschen Hendel der Magyare Federfy.*) Deutsche Einwanderung wurde als gefährlich für die ungarische Nationalität verabscheut.

Es gab endlich Comitate, die in ihrer Widersetzlichkeit so weit gingen, daß sie Verordnungen der königlichen Statthalterei, ja selbst königliche Rescripte in den Comitatscongregationen zerrissen. Die heißblütige, für den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes leicht zu begeisternde Jugend wurde durch glänzende, ihrem patriotischen Enthusiasmus schmeichelnde Vorspiegelungen auch leicht gewonnen und, wie man später sehen wird, von der Bewegungspartei als ein sehr wichtiges Element zur Erreichung ihrer Zwecke in der von ihr angestrebten Regeneration der Verfassung Ungarns benutzt.

Daß diese Partei alle ihre Schritte unter dem Schutze der von ihr hochgehaltenen Fahne des Patriotismus that oder doch zu thun vorgab, versteht sich von selbst.

Die Wahlbewegungen des Jahres 1847 brachten drei Parteien auf den Schauplatz der politischen Wahlkämpfe und ließen es nicht bezweifeln, daß die Wahlsiege der rührigsten der Parteien, d. i. der der Ultras, nicht durch Gewalt oder Bestechung unerwarteter Weise herbeigeführt, sondern schon seit langer Zeit vorbereitet, das Resultat der von dieser Partei in ihrem Geiste veränderten Volksstimmung waren.

Außer dieser Bewegungspartei, welche wegen ihrer auf radicale Änderung der Verfassung und die Selbstregierung Ungarns, selbst auf die Gefahr der Losreißung vom Kaiserreiche, gerichteten Tendenz mit Recht die ultraradicale genannt wurde, gab es noch eine aristokratisch-conservative und eine liberale Partei.

Erstere, jeder Neuerung und Reform abgeneigt, hatte, da sie nur die Erhaltung des Bestehenden anstrebte, kein politisches Programm, und ihre

*) Diese Magyarisirung deutscher Familiennamen fand jedoch nicht die von den Betreffenden gehoffte Anerkennung; sie gab im Gegentheile den Ungarn Anlaß zu manch' derbem bitterem Witze. So z. B. fragte Jemand: „Warum War fy (Vieh)?“ sollte eigentlich heißen „Ist fy (Vieh); er hat ja nicht aufgehört Vieh zu sein.“ Und weiter: „Warum Feder fy (Vieh) und nicht Hendel?“ Hendel (Hühnchen) ist ja auch Feder-Vieh.“

Unthätigkeit, die Folge ihres Festhaltens an einem behaglichen Sybaritenleben, förderte mächtig die Zwecke der Bewegungsmänner.

Die Partei der Liberalen hatte eine zeitgemäße Änderung der Verfassung zum Zwecke und ein diesem entsprechendes Programm, welches die nöthigen Reformen in allen Zweigen des Staatslebens umfaßte, aufgestellt.

Obschon der erfolgreiche Einfluß der gegen die Regierung feindlich gesinnten Bewegungspartei sich im Lande allenthalben verständlich und auch oft thatsächlich geltend machte, so ergab sich doch, wie man später sehen wird, selbst der Erzherzog-Statthalter dem angenehmen Glauben an das Übergewicht der regierungsfreundlichen Parteien der Conservativen und Liberalen; der Glaube erwies sich leider in der Folge als Aberglauben. *) und **)

Die irdische Hülle des Palatins Erzherzog Joseph wurde am 18. Jänner in die erzherzogliche Gruft des Ofener königlichen Schlosses beigesetzt. Der Erzherzog Stephan erhielt an demselben Tage seine durch das königliche Rescript vom 15. Jänner ausgesprochene Erneunung zum königlichen Statthalter von Ungarn.

Nachdem er dem für sein Herz so schmerzlichen Traueracte der Beisetzung beigewohnt, reiste er noch an demselben Tage nach Wien ab; was ihn so eilig dahin rief, findet in Folgendem seine Aufklärung.

„Schon im Jahre 1842," heißt es in den Aufzeichnungen, „machte der Erzherzog Johann seinem Neffen, dem Erzherzog Stephan, die diesen beun-

*) Graf Ludwig Batthyany, einer der einflußreichsten Führer der Opposition, hatte in der Generalcongregation des Eisenburger Comitates laut begehrt, man möchte seinen Namen von der Liste der Deputation streichen, die den Erzherzog Stephan, wenn er nach Ofen komme, zu beglückwünschen habe. „Ich mache Niemanden auf dieser Welt," äußerte der stolze Magnat, „meine Aufwartung, also auch nicht dem Erzherzog Stephan." Da der Graf, wie gesagt, ein einflußreiches Haupt der Opposition war, so konnte dessen Begehren zwar nicht überraschen, hatte aber eine ernste Bedeutung.

**) In der hier in allgemeinen Umrissen gegebenen Darstellung des öffentlichen Wirkens des Erzherzogs als Statthalter und Palatin von Ungarn folgt der Verfasser den ihm zur Benutzung mitgetheilten schriftlichen Aufzeichnungen einer Person, die dem Erzherzoge zu jener Zeit nahe stand und dessen Vertrauen, um nicht zu viel zu sagen, in hohem Grade genoß. Der Autor jener Aufzeichnungen beurtheilte Personen und Verhältnisse mit der größten Freimüthigkeit. Ein Beweis, daß er nicht die Absicht hatte seine Aufzeichnungen zu veröffentlichen, sondern dieß einer spätern Zeit, man könnte sagen der bloß historischen, zu überlassen gedachte, liegt darin, daß er auch jetzt noch nur eine beschränkte Benutzung der Aufzeichnungen gestattete.

ruhigende Mittheilung, es sei eine Ministerconferenz, welcher er beigewohnt, abgehalten worden, um für den Fall, daß der damalige Erzherzog Palatin sich aus Gesundheitsrücksichten vom Staatsdienste zurückzöge, einen Ersatz vorzusehen. Die Conferenz habe für diesen Fall die Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Palatin einstimmig beschlossen."

„Die Ernennung sei zwar, wie die Herren Minister meinten, ein Übel — die Herren Minister sahen in dem Erzherzog einen Liberalen — allein ein nothwendiges Übel, das man nicht vermeiden könne wegen der Anhänglichkeit und Zuneigung der Ungarn für den Erzherzog."

Unterhandlungen des Erzherzogs bezüglich der Annahme der Palatinstelle.

Erzherzog Johann stellte die Nothwendigkeit dar, daß die Ernennung seines Neffen zu dieser wichtigen Stelle von Modalitäten begleitet sein müsse, die ihn vor constitutionellen Derbheiten und Aufregungen sicher stellten. Zur Erreichung dieser Absicht wäre seine Ernennung zum Vicekönig von Ungarn mit der Beigabe eines Palatins, welcher den Vorsitz in der Magnatentafel zu führen hätte, das beste Mittel. Der Vicekönig würde den Landtag eröffnen und schließen; er würde die Sitzungen beider Tafeln durch den Palatin und den Personal aus seinem Cabinette leiten.

Erzherzog Johann machte gleichzeitig die Nothwendigkeit geltend, den Jahresgehalt des Vicekönigs auf 400,000 Gulden zu erhöhen, um ihn in den Stand zu setzen, die Auslagen einer seiner Stellung angemessenen Repräsentation zu bestreiten.

Der in der Conferenz vorgesehene Fall einer Erledigung der Palatinsstelle war durch den Tod des Erzherzogs nun eingetreten und führte nothwendigerweise zu Verhandlungen zwischen dem Erzherzog Stephan und dem Fürsten Metternich. Diese Verhandlungen hatten zum Gegenstande die Ernennung des Erzherzogs zum Palatin, seinen amtlichen Wirkungskreis als Palatin, seine Haltung den Ständen auf dem Landtage und dem Lande gegenüber, endlich die jährliche Gelddotation.

Der Erzherzog erkannte ganz richtig, daß unter den bedeutend veränderten Verhältnissen und Zuständen in Ungarn die Stellung des Palatins nicht mehr die nämliche sein könne, wie die seines Vaters gewesen; diese wäre jetzt wegen ihrer beschränkten Machtsphäre und der im Geiste enger

Centralisation in Wien geführten Controle den Bedürfnissen der Gegenwart nicht entsprechend. Der Staatsminister gab zwar die Richtigkeit der Ansichten des Erzherzogs zu, lehnte aber manche Postulate des Erzherzogs ab, obschon er deren Berechtigung nicht in Abrede stellte; ihre Erfüllung, glaubte er jedoch, müsse einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Das Erkennen einer Wahrheit, ja einer Nothwendigkeit, und das Verläugnen derselben, wenn es darauf ankommt, sie zur That werden zu lassen, ist ein solcher Widerspruch in dem Leben eines Staatsmannes, daß derselbe etwa durch launenhafte Eingebungen des Augenblicks nicht aufgeklärt werden kann. Die Aufzeichnungen geben hierüber folgenden Aufschluß.

„19. Jänner 1847. Eine interessante Denkschrift des Fürsten Metternich über die Zustände Ungarns seit den letzten zwei Landtagen erhielt ich dieser Tage zur Einsicht. Die Denkschrift gab Zeugniß von einer ganz unbefangenen, klaren Auffassung und richtigen Erkenntniß dieser Zustände, und, dieselben einer eben so unparteischen als richtigen Würdigung unterziehend, verkündet sie mit wahrhaft prophetischem Geiste die Zustände, wie sie sich in nicht ferner Zukunft gestalten werden — ein Zukunftsbild, das die Jahre 1848 und 1849 in's Leben wirklich gefördert. Mit Recht wird man fragen, warum der in Österreich so mächtige Minister nichts that, um die nach seiner Überzeugung verkündeten gewaltigen Ereignisse im Voraus zu beschwören."

„Seit mehreren Jahren legt ein allgemein bekanntes Gerücht ihm die Äußerung in den Mund: „Après moi le déluge." In diesem ominösen Bekenntnisse liegt es, warum der Minister-Prophet nicht zum Manne vorbeugender That geworden. Er glaubte, so lange er das Staatsruder führe, werde das Staatsschiff ungeschädigt und das Leben in Wien so schön und gemüthlich bleiben, daß Jung und Alt, Reich und Arm, Groß und Klein das liebliche Liedchen: „Es ist nur eine Kaiserstadt, es ist nur ein Wien", das den Herrn Ministern gar angenehm klang, bis zum prophezeiten déluge sorglos und in dulci jubilo singen werden. Die Folge bewies, daß Metternichs politischem Calcul ein chronologischer Fehler unterlaufen war."

In Bezug auf die in Rede stehenden Verhandlungen geben die Aufzeichnungen befriedigende Auskunft, weßhalb dieselben in wortgetreuer Abschrift hier einen Platz finden sollen. So erzählt der Verfasser derselben:

„Heute am 13. Jänner Nachmittags las mir der Erzherzog Stephan eine wenige Augenblicke früher von ihm beendigte Denkschrift an den Fürsten Metternich vor. Ihr wesentlichster Inhalt läßt sich in Folgendem zusammenfassen: Nachdem der Erzherzog den Fürsten an die von diesem gegen ihn gemachte Äußerung, das Palatinat in Ungarn werde nach dem Absterben seines Vaters, des Palatins Erzherzog Joseph, ganz wahrscheinlich ihm verliehen werden, erinnert hatte, ging er, diese Äußerung seiner Denkschrift als Motiv unterstellend, zur Darstellung der Nothwendigkeit über, den künftigen Landeschef in Ungarn mit umfassenderen Mitteln auszustatten, als die seines verstorbenen Vaters gewesen. Als dieser im Jahre 1796 Palatin geworden, waren die ihm verliehene Amtsgewalt und die übrigen ihm gewährten Mittel zur Aufrechthaltung der Macht und des Ansehens der Regierung und seiner eigenen Würde vollkommen ausreichend; im Laufe eines halben Jahrhunderts aber haben sich alle Verhältnisse in Ungarn dermaßen geändert, daß in den letzten Jahren sogar das Ansehen, welches eine lange Dienstzeit seinem Vater gewährte, seine genaue Kenntniß der Landesgesetze und der öffentlichen Zustände, der Verhältnisse der angesehensten und einflußreichsten Familien im Lande während beinahe zwei Generationen, sein von den Jahren und Staatsmühen gebleichtes Haar endlich, das selbst dem heftigsten Opponenten Ehrfurcht gebot, nicht immer hinreichten, um die Absichten der Regierung und ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, und ihn selbst gegen empfindliche Angriffe zu schützen. Nach einer ebenso klaren als freimüthigen Auseinandersetzung dieser Verhältnisse ging der Erzherzog zu den daraus nothwendigerweise sich ergebenden Folgerungen und Schlüssen über, an die er, dieselben als Bedingungen formulirend, die Annahme der ihm zugedachten Stelle eines Landeschefs in Ungarn unwiderruflich knüpft, u. z.:

1. „Die Ernennung zum Locumtenens oder Vicekönig mit so ausgedehnten Vollmachten, wie sie die Gegenwart erheischt, da die Stellung „eines Palatins in dem diesem gesetzlich zugewiesenen Wirkungskreise nicht „ausreicht."

2. „Für den Fall, daß die Wahl zu dieser Stelle auf ihn, Erzherzog „Stephan, fiele, möge seine Ernennung nicht vor Ablauf eines Jahres Statt „finden. Die für diesen Aufschub angegebenen Gründe sind:

a) „der Wunsch des Erzherzogs, ja die Nothwendigkeit der Beendigung

„mehrerer in Böhmen begonnener und bereits im Zuge begriffener „Einrichtungen noch unter seiner Leitung, wozu Ein Jahr erforderlich. *)"

b) „Die Nothwendigkeit sich in der ungarischen Sprache, insbesondere „im oratorischen Theile derselben, mehr auszubilden und sich mit „den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes, sowie mit den Landes„gesetzen gründlich bekannt zu machen. Seine bisherigen Beschäf„tigungen hatten ihm dieß nicht gestattet."

3. „Als weitere Bedingung der Annahme verlangte der Erzherzog die „Errichtung einer Landtagspolizei und die Coordinirung der beiden Tafeln."

4. „Es sollte seinem Ermessen überlassen bleiben, das Präsidium in „der einen oder der andern Tafel selbst zu führen. Sein Vorsitz solle aber „nur in den wichtigsten Momenten Statt finden. Der Judex Curiae habe „in der Regel den Vorsitz in der Magnatentafel."

5. „Eine angemessene Dotation des Landeschefs von 3 bis 400,000 „Gulden jährlich. Die bisherige Dotation des Palatins von 150,000 Gulden „sei durchaus ungenügend für eine entsprechende, im Interesse der Regierung „nothwendige Repräsentation. Der Erzherzog begründet diese Nothwendigkeit „theils durch die Eigenthümlichkeiten des ungarischen Nationalcharakters, „theils durch andere auf das äußere Decorum bezügliche Verhältnisse."

„Am 28. Jänner 1847. Erzherzog Stephan las mir heute eine von ihm verfaßte Note an den Fürsten Metternich vor, in welcher er mehrere Puncte der obigen Denkschrift näher erörtert. Er beweist, daß die von ihm gemachten Bedingungen im Interesse der Regierung seien, führt aber auch Gründe an, warum seine Ernennung zum Statthalter nicht ganz im Interesse des Staates liege, unter den letztern den Umstand, daß man die Palatinswürde nicht in derselben Familie vom Vater auf den Sohn gewissermaßen vererben solle. Er besteht auf der Erfüllung der gestellten Forderungen. Die Note zeugt von männlicher Freimüthigkeit, richtigem Urtheile, von würdiger Haltung und gleichem Ernste. Der Erzherzog sagte mir, er habe sie seinen Onkeln Ludwig und Johann und dem Grafen Kolowrat vorgelesen. Die beiden Ersteren hätten ihn darüber belobt, Kolowrat habe aber ein langes Gesicht dazu geschnitten. Die Note werde ein Gegenstand der Conferenz sein. Metternich habe sich geäußert, man werde

*) Der Erzherzog führte diese Einrichtungen namentlich an.

dem Erzherzog einige Bedingungen zugestehen; dann müsse er aber nach Ungarn gehen, weil man keinen Andern habe, den man hinschicken könne."

Die Aufzeichnungen führen noch an: „Den Herrn Ministern sei es sehr ungelegen, daß der Erzherzog erklärte, er müsse als Palatin über den Parteien stehen, und werde da er als Palatin der Nation den Eid leiste, die Verfassung vorkommenden Falles selbst gegen die Regierung beschützen; auch werde er kein blindes Werkzeug der Regierung sein, sondern nur so lange mit ihr gehen, als sie sich auf dem gesetzlichen Boden bewege. Die Herrn Minister erwarteten ein gelehriges Werkzeug ihres Willens an ihm zu haben; nun sie sehen, daß sie sich getäuscht, sind sie sehr übel gelaunt."

Denkschrift und Note des Erzherzogs erhielt der ungarische Hofkanzler zur Begutachtung. Hierüber theilen die Aufzeichnungen Folgendes mit:

„12. Februar 1847. Heute bestellte mich der Erzherzog um 5 Uhr Nachmittags. Er versprach mir das Gutachten des ungarischen Kanzlers über seine beiden Schriftstücke an den Fürsten Metternich und seine — des Erzherzogs — Entgegnung auf dasselbe, mitzutheilen. Das Gutachten des Kanzlers hatte der Erzherzog mittelst eines Handbillets des Kaisers zum Vortrage darüber an Se. Majestät erhalten."

„Der Erzherzog las mir das Memoire des Hofkanzlers vor. Bevor ich jedoch einige Einzelnheiten daraus anführe, will ich aufrichtig sagen, welchen Gesammteindruck es auf mich machte."

„Der Hofkanzler gibt die Wahrheit und Richtigkeit der in der Denkschrift und Note des Erzherzogs angeregten Puncte zu, die er mit Ausnahme weniger bespricht, kommt aber von diesem Eingange auf Ab- und Umwegen zu einem ganz entgegengesetzten Resultate. Kurz er gibt Alles zu, um endlich Alles zu negiren und Nichts zu bewilligen, — ein diplomatisches Kunststückchen, das aber seinen Verfasser nur als sehr mittelmäßigen Virtuosen in derlei Dingen bekundete. Der Hofkanzler ist eben ein Ultra-Conservativer; die Opposition ist ihm ein Gräuel, unter welcher Gestalt sie sich auch zeige; dabei ist er dem Regierungsabsolutismus hold. Von diesem Geiste inspirirt, hilft sich der Hofkanzler über beinahe alle, selbst die wichtigsten Puncte der beiden Schriftstücke des Erzherzogs hinweg und kommt endlich zu dem Schlusse: es müsse Alles beim Alten bleiben, u. z. Punct 1. der vom Erzherzog nachgewiesenen Nothwendigkeit, den Palatin Locumtenens, oder wie der Landeschef sonst heißen mag, mit er-

weiterten Rechten und Befugnissen auszustatten, stimmt anfänglich der Hofkanzler mit der sogar im Wortlaute ganz gleichen Gesinnung und der vollständigen Anerkennung dieser Nothwendigkeit bei, kommt aber durch Schwenkungen bald rechts bald links endlich zu dem Schlusse: Die bestehenden Gesetze gewährten dem Palatin hinlängliche Macht zur Aufrechthaltung seiner amtlichen Würde und seines amtlichen Ansehens."

„2. Über die in diesem Puncte von dem Erzherzog besprochene Stellung der Parteien äußert der Hofkanzler: Die Conservativen seien die natürliche und die festeste Stütze der Regierung; er empfiehlt die Pflege und Unterstützung derselben nachdrücklich, obschon von ihm eingestanden wird, die Partei habe bei der vor Kurzem stattgehabten klubbartigen Versammlung in Ofen sich Verirrungen zu Schulden kommen lassen. Die Opposition wird mit den schwärzesten Farben gemalt und werden ihr alles Unglück und alle Übelstände im Lande zugeschrieben."

„3. Bezüglich des Punctes: „Stellung der Regierung den Parteien gegenüber" wird ersterer ein sehr großes Lob gespendet für die von ihr angeordnete Regelung der Comitatsadministratoren in den Comitaten, wo die Obergespäne nicht selbst an der Spitze der Verwaltung stehen, und für die Förderung der geistigen, moralischen und hauptsächlich der materiellen Interessen des Landes."

„4. In diesem Puncte: „Stellung des Palatins den Parteien gegenüber" erklärt der Hofkanzler im Eingange sein vollständiges Einverständniß mit den diesfälligen Ansichten des Erzherzogs: „Der Palatin nämlich solle „über den Parteien stehen, keiner angehören. Er sei durch seinen Eid verbunden, selbst Maßregeln der Regierung sich zu widersetzen, die nicht im „Einklange mit den Landesgesetzen stehen." Nach diesem Geständnisse sollte man glauben, der Hofkanzler sei ein alter ego des Erzherzogs. Weitere spitzfindige Deductionen und Manöver zeigen aber ganz die Kehrseite dieses Bildes. Der Hofkanzler begehrt, der Erzherzog sollte gleich bei seinem ersten Auftreten im Lande die Opposition durch eine Art politischen Glaubensbekenntnisses einschüchtern und niederdrücken; diese soll wissen, daß sie nichts von ihm zu hoffen habe; dagegen sollte er die Conservativen ermuthigen, sich zu ihren Grundsätzen und Absichten frei und offen zu bekennen. — Heißt das über den Parteien stehen?"

„5. Über das von dem Erzherzoge angeregte Verhältniß des Palatins

als Präsidenten der Magnatentafel und die Coordinirung beider Tafeln, in welchem Puncte der Erzherzog die Einräumung des Rechtes an den Palatin verlangt, in der einen oder der andern Tafel je nach dem von ihm erkannten Bedürfnisse zu präsidiren, sonst aber das Präsidium in der Magnatentafel dem Judex Curiae und in der untern Tafel dem Personal zu überlassen — bemerkt der Hofkanzler bloß: Das Präsidium bei der oberen Tafel sei nach dem Inhalte des Gesetzes ein Recht aber keine Verpflichtung des Palatins. Er trägt demnach darauf an, die Ausübung dieses Rechtes dem jedesmaligen Ermessen des Palatins anheim zu stellen. Um aber dem schillernden Character seines Gutachtens treu zu bleiben, glaubte er darthun zu müssen, wie nützlich und daher nothwendig es sei, daß der Palatin den Vorsitz in der Magnatentafel führe."

„6. Was die von dem Erzherzoge zur Ordnung der böhmischen Angelegenheiten, zum Studium der Verhältnisse Ungarns und zu seiner Vervollkommnung in der ungarischen Sprache verlangte Jahresfrist anbelangt, so findet ebenfalls der Hofkanzler, das Begehren sei klug und gerecht, und macht den Antrag, einen Landtag im Frühjahre bloß Behufs der Ernennung eines Palatins abzuhalten, den gesetzlichen Landtag aber zu verschieben und die Jurisdictionen mit den Motiven dieser Maßregel bekannt zu machen. Nachdem der Kanzler mit seiner Argumentation auf gerader, offener Heerstraße anfänglich gefahren, kann er es sich nicht versagen alsbald einen Seitenweg einzuschlagen und endlich, mehr wie ein verwegener denn ein geschickter Kutscher, ganz umzukehren, indem er als das Endresultat seiner langen Fahrt die Reduction der verlangten Jahresfrist auf drei Monate in Antrag bringt."

„7. Die Forderung des Erzherzogs, die finanziellen Verhältnisse des Palatins verbessert zu sehen, erkennt auch der Hofkanzler als eine Nothwendigkeit an, und begründet dieselbe durch die Anführung der von dem Erzherzoge angegebenen Verhältnisse. Aber auch hier springt er von dem eigentlichen Gegenstande der Discussion ab, indem er von den finanziellen Privatverhältnissen der erzherzoglichen Familie spricht, die ihn eigentlich gar nichts angehen. Endlich kommt er zu dem Schlusse: die Erledigung dieses Punctes möge dem Hofkammerpräsidenten zugewiesen werden."

„Dieß der wesentliche Inhalt des auf 50 Folioseiten sehr weitläufig und,

wie aus dem Angeführten zu entnehmen, mit einer Inconsequenz, die man sich gar nicht zu verschleiern bemühte, abgefaßten Gutachtens."

„Der Erzherzog widerlegte dieses Gutachten in allen seinen Puncten. Die ganze Haltung seiner Gegendenkschrift zeigt eine über all' das Treiben der Parteien am Hofe wie in Ungarn und über alle büreaukratischen Vorurtheile, Anmaßungen und Fuchsschwänzereien erhabene Persönlichkeit, welche die Gegenwart und die Zukunft Ungarns mit unbefangenem Blicke von ihrem politischen Standpuncte überschauend, das Resultat dieser politischen Revue muthig und ohne Rückhalt ausspricht. Klar in der Darstellung, wahr aus Überzeugung, freimüthig ohne zu verletzen, überall das Beste auf eine würdevolle Weise anstrebend und fern von Ränken und Schleichwegen, endlich kurz und bündig in der Sprache: so steuert der Erzherzog gleich einem muthigen, aber doch auch klugen Schiffer sein ihm theueres Fahrzeug zwischen Untiefen und Klippen hindurch nach dem von ihm ersehnten Hafen. Der Erzherzog deckt die Inconsequenzen und Widersprüche in dem Gutachten auf und weist dessen Unvollständigkeit nach, indem mehrere Puncte seiner Denkschrift und Note ganz unerörtert geblieben."

„Der Erzherzog schließt mit der Bitte: „Seine Majestät wolle es nicht „ungnädig aufnehmen, wenn er die Annahme des ihm zugedachten wichtigen „Amtes für den Fall ablehne, daß die Erfüllung der von ihm als noth„wendig erkannten Modalitäten und Bedingungen nicht zugestanden würde. „An diese Bitte schließt er das Ansuchen an, in Böhmen bleiben zu dürfen."

„Die Gegendenkschrift des Erzherzogs hat bloß sechszehn halbbrüchig geschriebene Folioseiten. Der Geist derselben ist im Allgemeinen bereits bezeichnet; hier nur noch einige diesen Geist charakterisirende Einzelheiten."

„Zu 2. „Stellung der Parteien im Lande" entgegnete der Erzherzog: „In einem constitutionellen Lande sei eine Opposition nothwendig, und wäre „keine vorhanden, müßte man eine schaffen, was so allgemein anerkannt sei, „daß es keines Beweises bedürfe." Der Erzherzog rügt das ungeschickte klubbartige Auftreten der Conservativen im Lande, da sogar sehr hohe Staatsbeamte dabei waren und dadurch der Opposition zu ähnlichen Versammlungen das Beispiel gegeben wurde. Die Conservativen machten die herausfordernde Demonstration mit einer Versammlung von 200 Individuen — meistens

königliche Beamte; — die Opposition erwiederte die Herausforderung mit einem Stelldichein von 1200 Oppositionsmännern.

Der Erzherzog führt an: „Mehrere jener hohen Staatsbeamten, die bei „der Versammlung der Conservativen anwesend waren, haben ihm eingestan„den, sie würden ihr nicht beigewohnt haben, wenn sie nicht von Wien, das „ist vom Hofkanzler, dazu aufgefordert gewesen wären."

„Der Hofkanzler umgeht in seinem Gutachten diesen Punkt, spricht sich sogar rügend darüber aus, um, wie es scheint, jeden Verdacht, der ihn wegen dieser heimlichen Intervention träfe, von sich fern zu halten. Jene Versammlungen der Conservativen werden von dem Erzherzoge als Fehltritte und sogar als nachtheilig für die Regierung bezeichnet, weil die Partei endlich versuchen wird die Regierung zu zwingen, mit ihr zugehen und von ihr Impuls und Tendenz des Handelns zu empfangen."

„Zu 3. „Stellung der Regierung den Parteien gegenüber" tritt der Erzherzog den Ansichten des Hofkanzlers gar nicht bei. So z. B. zieht er die hochgepriesene Nützlichkeit der Administratoren und der jetzt selbstverwaltenden Obergespäne in mehreren Beziehungen in Zweifel, da bei der durch längere und oftmalige Abwesenheit insbesondere der Obergespäne von dem Comitate unterbrochenen Amtsthätigkeit derselben, die erwarteten erfolgreichen Resultate nicht eintreten könnten. Insbesondere bekämpft der Erzherzog die beabsichtigte Ernennung des Herrn v. U.... zum Personal. Er bezeichnet diese Ernennung, wenn sie wirklich stattfände, als einen für das Land unheilvollen Fehlgriff. Ja er warnt direct Seine Majestät dagegen, indem er sagt: „die Zeitverhältnisse sind der Art, daß Seine Majestät keine fehlerhafte „Maßregel anordnen dürfe, ohne die unglücklichsten Folgen für das Land „herbeizuführen."

„Zu 4. „Stellung des Palatins den Parteien gegenüber" bleibt der Erzherzog bei seiner früheren Ansicht: „der Palatin dürfe keiner Partei ange„hören, kein Parteimann sein. Er ist der Wächter der Gesetze und der Ver„fassung; als solcher Freund derjenigen, die auf gesetzlicher Bahn fortschreiten, „und Feind jenen, die ihre Zwecke, wenn sie auch selbst gesetzlich, auf unge„setzlichen Wegen verfolgen. Von einer winkelzügigen, doppelgängerischen „Politik will der Erzherzog nichts wissen. Dieß sei, wie er sich ausdrückte, „sein politisches Glaubensbekenntniß."

„Zu 5. bekämpft der Erzherzog die Gründe, welche der Hofkanzler für

die Nothwendigkeit des Palatinalpräsidiums in der Magnatentafel geltend macht. Der Erzherzog ist der Meinung, die Aufgabe des Präsidenten sei: „die Meinungen ohne seinen eigenen entscheidenden oder ostensiblen Einfluß „auf die Votanten zu resumiren und den Beschluß der Majorität auszu„sprechen; außerdem noch, die Geschäftsordnung und das Decorum der Tafel „aufrecht zu erhalten. Der vom Hofkanzler vorangestellte günstige Einfluß, „welchen der Palatin auf eine Versammlung ausüben kann, wo die größte „Redefreiheit mit den größten persönlichen Immunitäten herrscht, ist beinahe „ganz illusorisch. Die Autorität des Palatins würde sich bald abnützen, während „sein seltenes Erscheinen zum Vorsitze den gewünschten Eindruck und Erfolg „leichter hervorbrächte."

Ueber den Abschluß dieser Unterhandlungen des Erzherzogs mit dem Ministerium enthalten die Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes Folgendes:

„26. Februar. Der Erzherzog sagte mir heute: „seine Bedingungen in „Bezug auf die Annahme der Statthalterschaft in Ungarn würden bis auf „die verlangte Coordination der untern Landtagstafel angenommen werden; „dieser widersetze sich der ungarische Hofkanzler, obschon Kolowrat und Metter„nich dafür seien." Diese Bedingung ist aber eine der wichtigsten; der Erzherzog beabsichtigt auf derselben zu beharren."

„Am 29. März 1847, nachdem endlich ein provisorischer Ausgleich der beiderseitigen Meinungen und Postulate Statt gefunden, legte der Erzherzog den Eid als Statthalter in die Hände Seiner Majestät des Kaisers ab. Eine Ausgleichung kam freilich zu Stande durch die opferwillige Nachgiebigkeit des Erzherzogs, die nicht aus seiner Überzeugung, sondern aus Rücksichten für den Dienst seines Monarchen hervorging. Von all den Postulaten wurde bloß die verlangte Erhöhung der Besoldung auf 300,000 Gulden jährlich bewilligt; die Erfüllung der anderen Forderungen des Erzherzogs wurde einer spätern Zeit vorbehalten, wie dieß Fürst Metternich schon beim Beginn der Unterhandlungen mit dem Erzherzog ausgesprochen hatte."

So viel aus den Aufzeichnungen über diesen Gegenstand.

Die Forderungen des Erzherzogs, von deren Erfüllung er die Annahme der ihm angebotenen hohen Staatsstelle abhängig machte, so wie seine Haltung während der Unterhandlungen geben ein schönes Zeugniß von einer nicht gewöhnlichen Intelligenz und geistigen Begabung desselben, so wie von seiner edlen Denkart und Gefühlsweise.

Aus obigen Mittheilungen ist auch zu entnehmen, daß er, so glänzend auch die ihm angebotene Stellung war, diese doch nicht in eiliger Hast anstrebte, vielmehr deren Antreten noch aufgeschoben wissen wollte; seine Nachgiebigkeit in dieser Beziehung ist dem Drange persönlicher Beziehungen zuzuschreiben, welchem er mehr aus Gefühls- als Verstandesgründen zu widerstehen nicht vermochte.

Das Jahr 1848 lehrte, daß die Forderungen des Erzherzogs keine Geburt eines eitlen Strebens nach Macht und Glanz der Stellung, sondern im wohlerwogenen Interesse des Monarchen und des Landes waren, an dessen Spitze ihn das Vertrauen beider berief. In diesem Jahre mußte Alles bewilligt werden und noch weit mehr als der Erzherzog Ein Jahr früher gefordert hatte. Und was im Jahre 1847 als freiwilliges Zugeständniß dankbar begrüßt worden wäre, wurde im Jahre 1848 in früher ungeahntem Maße der Regierung abgerungen, ohne daß diese Dank dafür geerntet hätte. Wären im Jahre 1847 die vom Erzherzog verlangten Concessionen gemacht worden, so würden zwar die Ereignisse von 1848 dadurch nicht verhindert worden sein; Manches und Wichtiges hätte sich aber sicherlich anders und zwar für die Regierung günstiger gestaltet.

Vom Antritte der Statthalterstelle und der sanctionirten Wahl zum Palatin bis zum Schlusse des Landtages in Preßburg.

Die Ernennung des Erzherzogs zum Statthalter wurde im ganzen Königreiche mit großer Freude begrüßt. Diesem Gefühle der Nation, sowie den Hoffnungen, welche dieselbe an diese Ernennung knüpfte, gaben die Tagesblätter aller Parteien einen beredten Ausdruck. Obgleich die ausgesprochenen Erwartungen je nach dem politischen Standpuncte und den Principien der Parteien einander selbst entgegengesetzt waren, so sprachen doch alle ihre Befriedigung mit dieser Erneunung übereinstimmend aus.

Nachdem das Journal Buda Pesti-Hiradó in seinem Blatte 528 vom 21. Jänner gleich den Blättern aller Farben den allgemeinen Schmerz über den Verlust geäußert, den das Land durch den Tod des Palatins Erzherzog Joseph erlitten, bezeichnet es die Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter als ein glückliches Ereigniß. „Lassen wir nun — heißt es in diesem Blatte — den Ruhmvollen, Gesegneten in seinem Todesschlaf ruhen,

und wenden wir uns, in der beglückenden Erinnerung an ihn, zu unserem aus Liebe verehrten Statthalter, dem Sohne des Verewigten. Bringen wir ihm unsere ehrfurchtsvolle Huldigung auch im Wege dieser bescheidenen Worte dar; versprechen, ja betheuern wir Ihm, daß wir mit Bereitwilligkeit seinen für das Wohl des Landes zu unternehmenden Schritten folgen werden, zumal, da wir wissen und gewiß auch erfahren werden, daß nur Er zur Vollendung des großen Nationalbaues berufen sein kann, an dessen Grundstein sein erlauchter Vater durch mehr als ein Halbjahrhundert eben so folgerecht als mit Sorgfalt arbeitete. Der Weg ist gebahnt und die junge Kraft vermag fortzuschreiten."

„Über der Grenze dort schlägt die Trauerstunde der Trennung und der betriebsame Böhme nimmt tief ergriffen von seinem thätigen Landeschef Abschied. Böhmen hat in seinem Landeschef, welcher durch seine Herablassung allgemeines Vertrauen zu erwecken wußte, mit Stolz die Erfolge unparteiischer Gerechtigkeit und seltner geistiger Thätigkeit gesehen."

„Und das Vaterland ist nun in dem Besitze dieses Mannes."

Aus diesem Fragmente ist zu entnehmen, welch' große Hoffnungen an die Ernennung des Erzherzogs geknüpft wurden. Obschon Hirado ein conservatives Blatt, so verläugnet es doch nicht die Fortschrittstendenz, die sich in allen Schichten der Bevölkerung theils nach particularistischen, theils allgemeinen Interessen und politischen Anschauungen kund gab.

Die Huldigungen der Presse als Vorläuser freundlicher Gesinnungen gegen den neuen Statthalter ließen diesen einen glänzenden Empfang bei seinem Erscheinen in den Schwesterstädten Ofen-Pesth Seitens ihrer Bevölkerung mit Sicherheit erwarten. Von dem Wunsche gedrängt, solchen Ovationen, wenn sie nicht unvermeidlich, auf eine schickliche Weise zu entgehen, traf der Erzherzog am 28. September um halb acht Uhr Abends auf einem Separat-Dampfschiffe von Wien incognito in Ofen ein. Es gelang ihm, sein Incognito zu bewahren, da er schon vor seiner Ankunft in Waitzen die kaiserliche Flagge auf seinem Dampfschiffe hatte einziehen lassen und bei seinem Eintreffen in Ofen die üblichen Ehrenschüsse untersagt hatte.

Die Dunkelheit begünstigte sein Incognito bis zu seinem Eintritte in das königliche Schloß. Bald darnach verbreitete sich jedoch die Kunde von seiner Ankunft wie ein Lauffeuer in beiden Städten, und noch am nämlichen Abende bildeten sich Volksgruppen auf dem Schloßplatze, in der Hoffnung,

den Erzherzog sehen zu können; sie wurde zwar nicht erfüllt, jedoch die erhaltene Gewißheit, der Erzherzog sei wirklich angekommen, tröstete die Menge über ihre fehlgeschlagene Hoffnung. Am Abende des nächsten Tages brachten die Bürger beider Städte, von Ofen und Pesth, dem Erzherzog einen großen Fackelzug von 400 bis 500 Fackeln unter Begleitung zweier Musikbanden. Die Fackelträger waren Bürgergarden in ihrer Uniform. Der Zug, von einer großen Volksmenge begleitet, stellte sich auf dem Schloßplatze in mehreren Reihen auf, die Musikbanden spielten vaterländische (ungarische) Weisen. Kaum war der Erzherzog auf dem großen Balcon des Schlosses erschienen, als ihm ein anhaltender Eljen-Ruf aus mehreren Tausend Kehlen entgegenhallte. Dieser Gruß und der Dank des Erzherzogs wiederholten sich öfters.

Der Verfasser der Aufzeichnungen knüpft folgende Betrachtungen an diese Huldigungsscene: „Es ist kaum ein Jahr, seitdem das nämliche Volk auf dem nämlichen Platze dem Vater des Erzherzogs nach einem fünfzigjährigen Palatinate die nämliche Huldigung darbrachte, nicht lauter, nicht einstimmiger, auch nicht begeisterter als heute. Der Balcon, auf welchem der Erzherzog diese Verherrlichung entgegennahm, ist kaum etwas weiter als fünfzig Schritte von der Todtengruft entfernt, in der sein Vater bestattet ist. Beinahe ein ganzes Jahr eines eben so mühevollen als segensreichen Palatinats des Vaters kommt auf jeden der Schritte, die in diesem Augenblicke den Sohn von ihm trennen, und schon steht der junge Pilger, noch bevor er den ersten Schritt auf der Bahn seines Vorgängers gethan, in der Volksgunst eben so hoch, als sein Vater, der Nestor sämmtlicher Palatine Ungarns, es gewesen. Es wäre ungerecht das Volk des Undankes zu zeihen, daß es den fürstlichen Novizen eben so ehrt, wie den ergrauten Jubilar für seine fünfzigjährige staatsmännische Meisterschaft. Möge Ersterer daraus die Lehre ziehen, das Volk habe ihm in dankbarer Erinnerung an seinen Vater eine à Conto-Zahlung gern geleistet und zwar im Wege eines Wechsels à vista auf kurze Sicht, den er acceptirt hat, demnach auch selbst wird honoriren müssen.“

„Er ist ein neuer Stern, mit der Gloriole seines väterlichen Vorgängers umgeben. Die Zukunft wird zeigen, ob der Kern dieses Sternes fest genug für ungarische Zustände, oder ob er bloß ein Nebelstern. Wir fragen noch: Fiel ein Blick des Prinzen, von dem Balcone, wo er stand, in die Richtung jener Stätte, wo Vergangenheit und Ewigkeit sich miteinander vermählen, wo der Tod des Sterblichen am Menschen die Brücke zur Unsterblichkeit, wo

aller irdische Prunk und alle weltliche Macht und Herrlichkeit in dem engen Raume eines Sarges hinlänglichen Platz finden, wo sein Vater ruht? Und wenn sein Blick im Geiste erschaut, wer und was jene Gruft in ihren düstern Räumen birgt, haben auch dann noch der Glanz irdischer Hoheit und des Volkes eben vernommene Schmeicheltöne sein Herz mit Eitelkeit, und seine Seele mit eitler Ruhmlust bethören können? Der Erzherzog äußerte nach beendigtem Fackelzuge: „er halte nicht viel auf derlei Volkshuldigungen, die der „Ausdruck momentaner Gefühle seien, welche eben so rasch in das Gegen„theil umschlagen können." So richtig und wahr dieß ist, so wahr ist auch, daß das Umschlagen der Gefühle in das Gegentheil seltner entspringt einer launenhaften als einer durch ernstere Gründe, als da sind: getäuschte Hoffnungen und Erwartungen, unbefriedigte gerechte Forderungen, moralischer Druck u. s. w., hervorgerufenen und gerechtfertigten Mißstimmung des Volkes gegen seinen vielleicht nur kurze Zeit früher bejubelten fürstlichen Liebling. Selbst bei solch festlichen Gelegenheiten hat Mancher im Volke den impertinenten Einfall, sich nach dem Menschen zu erkundigen, der in einem Prinzen steckt, welchem die Menge und er selbst huldigt. Der fürstliche Glanz befriedigt zwar die Schaulust der Menge; der Orden bleudender Schmuck und das goldgestickte Gewand mit noch mancher glänzenden Zuthat erringt oft Unterthänigkeit, im Altdeutschen Niederträchtigkeit genannt; allein nur der gute Mensch im Prinzen kann die Herzen des Volkes gewinnen und an sich dauerhaft fesseln."

Am nächsten Tage, den 30. September, empfing der Erzherzog die Aufwartung des Militärs, hierauf der Statthalterei, an deren Spitze der Reichsprimas. Dieser begrüßte den Erzherzog in einer ungarischen Anrede, welche dieser in ungarischer Sprache erwiederte. Der günstige Eindruck, welchen die Antwort des Erzherzogs auf die Versammlung hervorbrachte, gab sich in einem begeisterten Eljen-Rufe kund. Nach der Vorstellung der einzelnen Mitglieder der Statthalterei begab sich der Erzherzog nach dem Statthaltereigebäude und präsidirte daselbst einer Sitzung, nachdem er vom Primas in einer ungarischen Anrede begrüßt und zum Vorsitz eingeladen worden war. Nach dem Schlusse der Sitzung, die nur kurze Zeit gedauert, übertrug er den Vorsitz an den Tavernicus für die Dauer seiner beabsichtigten Rundreise im Lande.

Am nächsten Tage empfing der Erzherzog die höchsten Justizstellen unter

dem Vortritte des Primas, und zwar die Septemviraltafel, von ihrem Präsidenten, dem Judex Curiae, Herrn von Mailath, geführt, die königliche Tafel (deren Präsident der jedesmalige Personal) und das Appellations- und Wechselgericht. Nach den Justizstellen kamen zur Vorstellung die Beamtengremien der ungarischen Hofkammer, unter Vortritt ihres Präsidenten, Grafen Széchenyi, die Deputationen des Pesther Comitates, deren Sprecher der Administrator Földvary, der Comitate Stuhlweißenburg und Gran und der königlichen Städte Ofen und Pesth. Der Erzherzog beantwortete die Anreden der Chefs der Landesstellen und der Deputationssprecher sehr passend in ungarischer Sprache und erntete allgemeinen Beifall.

Wie überall bei ähnlichen Anlässen, so geschah es auch bei dem Amtsantritte des Erzherzog-Statthalters, daß, nachdem die ersten Tage mit Vorstellungen, langen Anreden und Entgegnungen und Ovationen für den Gefeierten bis zur Ermüdung ausgefüllt waren, sämmtliche daran Betheiligte sich nach Erholung sehnten, und diese wurde ihnen durch ein glänzendes Festessen von 230 Gedecken, welches der Erzherzog-Statthalter im Landhause gab. Von der reichlichen Ausstattung desselben sei nur angeführt, daß die Anzahl der Speisen von dem erzherzoglichen Hofcontroleur, der als Tafeldienst-Regens fungirte, auf der vertheilten Speiseliste mit 96 angegeben war. So konnte denn jeder Gaumen Befriedigung finden. Der Reichsprimas brachte, wie dieß bei allen solchen Festessen herkömmlich, einen Toast auf das Wohl des neuen Statthalters aus; dieser ließ hierauf die ungarische Nation und den Primas in einem passenden Trinkspruche hochleben. Der Oppositionsmann St. Kiraly hielt eine kurze Tafelrede, in der er den Wunsch aussprach, die Gesetzgebung, welche vormals aus diesen Räumen des Landhauses, in welchen jetzt eine freudige Begebenheit festlich begangen werde, hervorging, möchte bald wieder dahin zurückkehren. Er schloß mit den Worten: Er glaube den Wunsch aller Anwesenden und des ganzen Landes auszusprechen, wenn er dem Erzherzog-Statthalter als künftigem Palatin Ungarns ein Lebehoch darbringe. Der Toast wurde mit stürmischen Eljens aufgenommen.

Am Abende dieses Tages waren beide Städte prachtvoll beleuchtet, viel glänzender, als bei Gelegenheit des fünzigjährigen Jubelfestes des verstorbenen Erzherzog-Palatins.

Dieser war, wie der Verfasser der Aufzeichnungen bemerkt, ein untergegangener, jener, sein Sohn, ist ein aufgehender Stern. Hoffnungen enthu-

siasmiren das Volk immer mehr, als Erinnerungen an vergangene Thatsachen; was Wunder, daß die Illumination und die Köpfe stärker brannten.

Unter den Transparenten zeichnete sich insbesondere jenes der Staatsdruckerei in Ofen aus; dasselbe stellte einen Tempel vor, auf dessen unterstem Theile ein aus der Asche neugeborner Phönix sich mit dem Brustbilde des Erzherzogs, über dessen Haupte das Wort „Eljen" prangt, aufwärts schwingt; zwei Engel, das ungarische Reichswappen tragend, schweben in den Lüften über dem emporsteigenden Phönix. Der Erzherzog beschloß den festlichen Tag mit einem Besuche im ungarischen Theater. Sein Empfang daselbst, sowie in allen Straßen, durch welche er fuhr, war Seitens des Publikums ein wahrhaft enthusiastischer; auch seine Rückkehr nach dem Schlosse war von gleichen Jubelrufen begleitet.

Nach diesen Tagen unzähliger Eljens und vieler gegenseitiger Herzensergießungen kam die schon lange vorher projectirte Rundreise, auch Respicirungsreise genannt, zur Ausführung.

Respicirungs-Reise.

Am Morgen des 1. October begab sich der Erzherzog nach einem Besuche in der erzherzoglichen Gruft und der Anhörung einer heiligen Messe daselbst, nach dem Bahnhofe der Pesth-Szolnoker Eisenbahn, die an diesem Tage eröffnet wurde. Auf dem Wege vom königlichen Schlosse dahin paradirte die Bürgergarde beider Städte; zwei Abtheilungen Bürgercavallerie begleiteten den Wagen des Erzherzogs. Nachdem derselbe von den Beamten der Eisenbahndirection und ihrem Vorstande, dem Hofrathe Graf Zichy, auf dem Bahnhofe mit einer zwar langen, doch ganz passenden Ansprache empfangen, und letztere von dem Erzherzoge erwidert worden war, fand bald darnach die Abfahrt Statt.

Es fuhren an 700 durchaus eingeladene einheimische und fremde Gäste mit. In dem glänzend ausgestatteten Salonwagen, der, wie der Banquier Uhlmann versicherte, 10,000 Gulden gekostet hatte, obschon Alles an ihm Hony-Werk, inländisches Fabrikat, war, fuhren mit dem Erzherzog sein Bruder Erzherzog Joseph, der Judex Curiae, ein im ganzen Lande hochverehrter Mann, der in Ungarn commandirende General Baron Lederer, eine ritterliche Persönlichkeit, der den Erzherzog auf seiner Reise in Ungarn begleitende königliche Landescommissär Freiherr von Vay, von dem man behauptete, man könne

Ungarn nicht ohne ihn regieren. Vay heißt aber im Ungarischen Butter; soll somit die Behauptung ein Calambour sein, so wäre er auf jeden Fall ein fettes Wortspiel in höchst prosaischem Geschmack. Zu der Gesellschaft im Salonwagen gehörte noch: der berühmte Graf Stephani Széchenyi. Er war an diesem Tage ganz Freude und Zufriedenheit; saß er ja auf seinem wohlgezäumten geliebten Steckenpferde — „materieller Fortschritt", auf dem er der Theiß zueilte, wo seiner eine zweite neptunische Rosinante, das Dampfschiff „Tisza", harrte, um ihn auf ihrem Rücken weiter zu tragen. Und so zu Wasser und zu Land nach materiellen Fortschritten jagend, hoffte der edle Civilisationsapostel die geistige Entwickelung seiner Landsleute und die Verschmelzung von zwei Sechsteln Magyaren, drei Sechsteln Slaven und einem Sechstel Rumänen und Deutschen zu einem und demselben magyarischen Volke zu erringen!! Noch befanden sich im Wagen der Septemvir Graf Batthyany, der Hofkammerpräsident Graf Széchenyi, der Tavernicus Graf Keglevich, ein im ganzen Lande wegen seiner Gemüthlichkeit beliebter Mann, die gute Stunde selbst, der Oberſthofmeister und der Dienstkämmerer des Erzherzogs und der Obergespan Graf Ludwig Karoly. Die letzte Person, welche in den Wagen stieg, war eine ziemlich gut conservirte Geldnotabilität; ein Zahlenrest schien auf der wohlgeformten Stirne zu lagern und sein Blick alle Gegenstände nach ihrem materiellen Werthe zu taxiren; die stumpfe, etwas nach abwärts gezogene Nasenspitze verrieth hebräische Abkunft; die Mundwinkel stets beweglich wie die Cursdifferenzen im Börsenspiel, und an dem Kinn kenntliche Spuren häufiger Frictionen mit den Fingern, wie dieß Menschen eigen ist, die gewisse Geschäfte machen, viel calculiren und speculiren, um dabei zu profitiren. Mit diesem Manne stieg eine europäische Geldmacht ersten Ranges unserer Zeit in den Wagen. Wer kann nun noch zweifeln, daß es der europäische Gold-Baron Rothschild von Wien gewesen ist? Der Erzherzog lud ihn mit den Worten ein: „Kommen Sie herein, Baron Roth-„schild, damit, wenn wir in die Luft fliegen, Sie mitfliegen und nicht auf „der Erde bleiben." Fast sollte man glauben, man könne ohne Anleihe auch nicht mehr in den Himmel kommen, und dann ist freilich Rothschild ein nothwendiger Reisegefährte.

Die Fahrt nach Szolnok, das dreizehn und eine halbe deutsche Meile von Pesth entfernt ist, hatte trotz öfterem Anhalten nur drei und eine halbe Stunde gebauert. In Czegled und noch in einem zweiten Orte an der Bahn

stieg der Erzherzog ab, um die Begrüßungsreden der Pfarrer dieser Orte entgegenzunehmen, die er zur großen Freude der Redner und des Landvolkes in ungarischer Sprache beantwortete. In Szolnok hatte er auf vier Standreden geantwortet. Er besichtigte daselbst das auf der Theiß vor Anker liegende Dampfschiff „Tisza"; hierauf wohnte er einem festlichen Gabelfrühstück bei, welches die Eisenbahndirection ihm zu Ehren für sechshundert Gäste gab und wobei Hofrath Graf Zichy eine ziemlich lange Rede hielt, die mit einem Trinkspruche auf den Erzherzog endigte und von diesem mit einem Gegentoast auf das Gedeihen der Eisenbahnunternehmungen in Ungarn und auf das Wohlergehen der Direction und ihres würdigen Vorstandes erwiedert wurde.

Während des Essens hielt Kossuth, ein Hauptführer der Opposition des Pesther Comitats, eine Standrede von einer Tribune herab, welche er aus einem Stuhle und einem eben disponiblen alten Tische improvisirt hatte. Seine Zuhörer waren aber nicht bei guter Laune und wurden, seiner Rede bald müde, so unruhig, daß man den Redner nicht mehr hören konnte. Kossuth selbst brach mit den Worten ab: „Das Publikum gebietet zu schweigen, der Redner achtet sein Gebot"; und verließ hierauf die Rednerbühne.

Nach dem Gabelfrühstück setzte der Erzherzog seine Reise nach Jasz-Berény fort.

Der Erzherzog hatte seit dem 30., d. i. in den letzten drei Tagen, sechsundzwanzig Reden angehört und beantwortet, allerdings eine nothwendige Übung für den Regierungschef eines constitutionellen Landes, insbesondere aber für den Statthalter von Ungarn. Der Ungar hört sich eben so gern sprechen wie der Franzose, huldigt aber auch der Macht der Rede bei andern. Mit dem Schreiben erreicht man wenig oder gar nichts von ihm. Damit ihm das Wort ins Herz dringe, muß es frei gesprochen werden, aus freier Brust in vaterländischen Lauten und mit gleichem Accente, mit warmem Tone und tiefer Empfindung.

Der Erzherzog schien den Charakter der Nation in dieser Beziehung richtig erfaßt zu haben; er bemühte sich den meisten Nachdruck auf einen gemüthlichen Vortrag zu legen, Miene und Gebärden drückten bei ihm oft mehr aus, als Worte. Dazu kamen noch anderweitige Vorzüge: Ein wohlklingendes, männliches und biegsames Sprachorgan, das er in seiner Gewalt hatte, und eine deutliche, verständliche Aussprache. Diese glücklichen Eigenschaften und sein nicht minder glückliches eigenthümliches Vermögen

die richtigen Saiten je nach den Umständen gewissermaßen instinctartig anzuschlagen, endlich seine Geistesgegenwart, die ihn vor Verlegenheit, der Erbsünde so vieler fürstlicher Personen, bewahrte, mußten bewirken, daß sein Erscheinen im Lande und seine Berührung mit den einflußreichsten Personen desselben allgemein befriedigte.

Der Verfasser der Aufzeichnungen rügt es, daß der Antritt der Statthalterschaft von keinem feierlichen Gottesdienste begleitet war. „Welche Schaustücke," heißt es hierüber in den Aufzeichnungen, — „Fackelzug, Festmusiken, glänzende Deputationen, Festessen, Festtheater, Illuminationen, Feuerwerke, donnernde Eljens, kurz viel und glänzender Herrndienst, und kein, ja gar kein — Gottesdienst!!"

„Der verstorbene Erzherzog Palatin, Vater des jetzigen Statthalters, begann den Tag, mit welchem sein fünfzigstes Jubeljahr als Statthalter geschlossen war, mit einem feierlichen Gottesdienste in der Ofener Pfarrkirche, und erst dann nahm er die Glückwünsche der Behörden und Landesdeputationen entgegen. Sein Sohn kehrte diese Ordnung um; er begann mit den Huldigungen seiner Person, und will, wie mir der Oberhofmeister sagte, mit einem feierlichen Gottesdienste schließen, wenn er von seiner Rundreise im Lande zurückgekehrt sein wird. Weil in dem vom königlichen Commissär entworfenen Festprogramm die kirchliche Feier vergessen war, so dachte Niemand von der nächsten Umgebung daran, den Erzherzog auf diese Unterlassungssünde aufmerksam zu machen. Warum mahnte man ihn nicht daran, daß es ein großer Fehler für einen Staatsmann sei, mit dem zu endigen, womit begonnen werden sollte?"

Der Erzherzog empfing auch keine Deputation der Geistlichkeit, weil sie gleichfalls in Vay's Programm ausgelassen war. Auch diese Auslassung wurde, so wie die bereits erwähnte Unterlassung einer kirchlichen Feier getadelt, da alle Stände durch Deputationen vertreten waren. Entweder ist die Geistlichkeit gut oder schlecht; ist sie gut, so muß man sie bei solchen Gelegenheiten nicht nur nicht vergessen, sondern auszeichnen; ist sie aber schlecht, so muß man sie schonen. Wollte man die ungarische Geistlichkeit auch nicht auszeichnen, so bedurfte sie doch auch nicht der Schonung.

Die allgemeine Stimme war geneigt, dem Landescommissär Baron Vay, welcher das Programm der Festlichkeiten und der Rundreise im Lande entworfen hatte, die Schuld an jenem Versehen beizumessen, weil er ein Prote-

stant ist. Wenn dem auch so wäre, so hätte, da der Erzherzog bei dem raschen Wechsel der täglichen Vorkommenheiten selbst nicht daran dachte, Jemand aus seiner nächsten Umgebung, dem doch sehr daran liegen mußte, dem Erzherzog die gute Meinung des Volkes zu erhalten, an die Ausfüllung dieser Lücke im Programm denken sollen, was aber leider nicht geschah.

Am 15. October traf der Erzherzog von seiner Rundreise im Lande in Ofen wieder ein. Die Rundreise war ein wahrer Festzug. Der Erzherzog wurde überall mit großem Jubel empfangen. Auch in Wien war man, wie es scheint, mit seiner Haltung während der Reise so zufrieden, daß ihm der Kaiser bei seiner Ankunft daselbst am 3. November das Großkreuz des Stephansordens eigenhändig überreichte. Durch die im ganzen Lande empfangenen, lebhaften und rauschenden Huldigungen bestochen, durfte, wie die Folge lehrte, der Erzherzog-Statthalter und die Regierung in Wien eine sehr günstige Meinung von der Stimmung und der Stärke der regierungsfreundlichen politischen Parteien gewonnen und auf eine entschiedene Majorität derselben auf dem für den 7. November bereits ausgeschriebenen Landtag gerechnet haben. Anders wäre es nicht erklärbar, daß die Regierung auf dem Landtage Propositionen an die Stände richtete, deren Annahme nur unter jener Voraussetzung, das ist bei einer entschiedenen Majorität der regierungsfreundlichen Parteien der Conservativen und gemäßigten Liberalen, möglich war, und deren Vorlage gewiß unterblieben wäre, wenn man sich nicht jenem Irrthum hingegeben hätte. *)

---

*) Der Erzherzog erzählte dem Verfasser der Aufzeichnungen die folgenden merkwürdigen Curiosa von seiner Rundreise: „Er habe während seiner Reise 504 Reden anhören und beantworten müssen. Da die Reise vierzehn Tage gedauert, so kamen auf jeden Tag sechs und dreißig Anreden und Antworten; es werden somit wohl die Tafeltrinksprüche auch dabei sein. Die Kosten, welche seine Reise dem Lande verursachten, wurden auf 1,200,000 Gulden für Festlichkeiten berechnet, wozu noch empfindliche Zwangsmaßregeln behufs Straßenausbesserungen kamen. Aus den beiden letzteren Angaben läßt sich auf die Größe und Intensität des durch die Persönlichkeit des Erzherzogs hervorgerufenen Enthusiasmus schließen. Noch sei es gestattet zwei dem Erzherzoge auf seiner Reise dargebrachte, originelle Eljens aus den Aufzeichnungen hier anzuführen. Bei der Besichtigung von Jász-Berény bemerkte der Erzherzog auf dem Marktplatze ein großes mit den Worten: Éljen Istvan — Hoch lebe Stephan — geschmücktes Tuch, welches einen anscheinend sehr voluminösen Gegenstand bedeckte. Der Erzherzog wünschte denselben zu sehen. Man hob das Tuch weg: und — komisch genug — es war ein gebratener Ochse, der hier sub umbra des Éljen Istvan seiner Bestimmung, vom Volke verspeist zu werden, entgegen harrte.

In Szàros-Patak brachte ein alter Magnat bei dem zu Ehren des Erzherzogs gegebenen Festessen einen Trinkspruch aus, in dem er die Hoffnung aussprach: der Prinz

Installation des Erzherzog-Statthalters als Obergespan des Pesther Comitates.

Am 16. October fand die Installation des Erzherzog-Statthalters als Obergespan des Pesther Comitates durch den zum königlichen Commissär ernannten Erzherzog Franz Joseph in Pesth Statt, ein für die Bewohner beider Schwesterstädte und das Gremium der Comitats-Honoratioren sehr willkommener Anlaß zu erneuerten feierlichen Manifestationen ihrer Freude über dieses glückliche Ereigniß und ihrer lebhaften Verehrung für beide Erzherzöge.*) Im Sitzungssaale des Comitatshauses in Pesth versammelten sich zu dem feierlichen Acte der Installation die Reichswürdenträger.**) Die Deputation des hohen Clerus, der höchste Adel, die Deputationen benachbarter Comitate und der Stadtmagistrate von Pesth und Ofen, sowie die angesehensten Bürger dieser Städte. Von den in Hufeisenform zusammengestellten drei Tischen war der für die beiden Erzherzöge bestimmte Theil des Quertisches mit rothem Sammt überdeckt. Der Saal war mit Tuch in den drei Nationalfarben ausgeschlagen. Der Comitatsadministrator von Földvary eröffnete die Sitzung mit einer dem bevorstehenden feierlichen Acte entsprechenden Rede, worauf zwei aus den höchsten Würdenträgern und Magistratspersonen bestehende Deputationen an beide kaiserliche Prinzen entsendet wurden. Die eine dieser Deputationen lud den königlichen Commissär zur Vornahme der Installation, die andere den Erzherzog-Statthalter zur Übernahme des Comitats-Präsidiums ein. Beide Deputationen erfuhren eine sehr gnädige Aufnahme und überbrachten ihren Comittenten die erhaltene Zusage eines baldigen Erscheinens beider Erzherzöge. Die Wortführer der Deputationen hatten kaum Bericht über den Erfolg ihres Auftrages erstattet, als ein Sturm von Eljens, der sich von Außen vernehmen ließ, das Erscheinen der beiden Erzherzöge

---

werde nun auch bald heirathen, denn, wie er meinte, ein unverheiratheter Mann sei nur ein halber Mensch. Sein Eljen galt demnach der Hoffnung, den Erzherzog bald als ganzen Menschen zu sehen.

*) Da der Act der Installation (Einsetzung in das Amt eines Obergespanes) den meisten unserer Leser unbekannt, demnach dessen Beschreibung von Interesse für dieselben sein dürfte, so stehen wir nicht an, denselben so ausführlich anzugeben, wie er in den Aufzeichnungen enthalten ist.

**) Die Reichswürdenträger Ungarns sind: der Primas des Reiches (der Graner Erzbischof bekleidet diese Würde), der Judex curiae (oberster Landesrichter), der Banus von Croatien, der Tavernicus (Reichsschatzmeister), der Custos coronae (Kronwächter) und der Capitain der adeligen Leibgarde; dieser fehlte, weil es keine ungarische Leibgarde gab.

verkündete. Beide waren in ungarischer Husarenuniform; Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Franz Joseph trug die Obersten-Uniform der Kaiser-Husaren, der Erzherzog-Statthalter die ungarische Generals-Uniform.

Nachdem der von Außen nach dem Sitzungssaal eingedrungene Eljen-Sturm sich gelegt hatte, wurde der Act der Installation durch die vom Comitats-Obernotar Balla vorgenommene Vorlesung des königlichen Rescriptes eröffnet, welches Seine k. k. Hoheit den Erzherzog Franz Joseph zum königlichen Commissär ernannte. Dieser hielt nun eine Anrede in ungarischer Sprache, in welcher er insbesondere seinem freudigen Gefühle über den ihm von Sr. Majestät dem Könige gewordenen Auftrag einen um so innigeren Ausdruck gab, weil ihm dadurch die Gelegenheit wurde, seine erste öffentliche Amtshandlung in dem seinem Herzen so theuren Ungarlande, und zwar an seinem geliebten Vetter, und zu einer Zeit vorzunehmen, wo das Land einer glücklichen Wiedergeburt entgegengehe.

Zur Vernehmung der hierauf vom königlichen Commissär gesprochenen Installationsformel erhoben sich sämmtliche Anwesende, mit Ausnahme des königlichen Commissärs, von ihren Sitzen. Dieser bedeckte sein Haupt und richtete an den Erzherzog-Statthalter folgende Worte: „Im Namen des Königs setze ich Dich in die Würde, sämmtliche Beneficien und Rechte des Obergespanes des Pesther Comitats ein, und lege allen Ständen dieses Comitats die Pflichten des Gehorsams gegen Dich und Anerkennung Deiner Obergespansrechte auf." Die Ansprache des königlichen Commissärs rief lange und begeisterte Eljens hervor. Wer da weiß, wie hoch der Ungar seine Muttersprache hält, dem wird es begreiflich, daß dieselbe aus dem Munde des künftigen Thronerben Ungarns einen Zauber auf die Anwesenden ausübte, der sie zur Begeisterung hinriß.

Der Erzherzog-Statthalter erwiederte die Ansprache des königlichen Commissärs mit Versicherungen der lebhaften Freude des Volkes über das Erscheinen des Erzherzogs in Mitten der Nation und über das Vernehmen der Laute der geliebten Muttersprache aus dem Munde des künftigen Thronerben Ungarns, ferner mit Versicherungen der von keinem Volke der Erde übertroffenen Liebe und Anhänglichkeit des Ungarvolkes an das Herrscherhaus. An diese Versicherungen knüpfte der Statthalter-Obergespan seine dankbare Anerkennung für das ihm von seinem Vetter durch die eben vollzogene Installation bewiesene Wohlwollen und die Bitte, dieses Tages mit Liebe zu

gedenken, wenn er seine Bestimmung, die Völker Österreichs zu beglücken, angetreten haben werde. Hierauf wandte sich der Erzherzog an die Stände und erntete hohen Beifall für die edle Denkart und die Gerechtigkeitsliebe, die seine Ansprache charakterisirten, und für seine mit Begeisterung betheuerte Liebe zum Vaterlande, für das er, wie er sagte, „leben und sterben wolle."

Der Statthaltereirath, Bischof Stanislo, beantwortete im Namen des Comitates die Anreden der Erzherzöge. Zwei Stellen seiner Rede riefen einen lebhaften Beifall hervor. In der einen bezeichnete er es als einen glücklichen Umstand, daß der Erzherzog-Statthalter ein geborner Ungar sei; in der zweiten sprach er die zuversichtliche Hoffnung aus, den Erzherzog-Statthalter bald als Ungarns Palatin zu begrüßen.

Nach der von den Vätern ererbten Sitte wurde nun der installirte Statthalter von vier Bezirksstuhlrichtern dreimal emporgehoben und mit lebhaften Eljens von der Versammlung begrüßt.

Zum Schlusse des Installationsactes ließ der Statthalter-Obergespan, um sein Comitatspräsidium thatsächlich auszuüben, einige laufende Geschäfte vornehmen, nach deren baldiger Beendigung er an den Vicegespan das Präsidium sammt dem ihm von Letzterem früher überreichten Comitatssiegel übergab. Hierauf entfernten sich beide Herren Erzherzöge und begaben sich nach dem königlichen Schlosse, von denselben Ovationen des Volkes begleitet, mit welchen sie bei ihrer Ankunft im Comitatshause empfangen worden waren. Nach der Installation fand noch an demselben Tage das bei solchen Anläßen unvermeidliche Festessen, und zwar mit zweihundert Gedecken und vielen obligaten Toasten im Landhaussaale zu Ofen statt.

Wahlbewegungen in Pesth. Kossuths Wahl zum Deputirten des Pesther Comitates.

Bevor wir zur Eröffnung des Landtages in Preßburg übergehen, können wir nicht umhin, der in Pesth am 17. und 18. October stattgehabten Wahlbewegungen zu gedenken, welche Kossuths Wahl zum Comitatsdeputirten erzwangen.

Diese Wahlbewegungen gaben ein im höchsten Grade beklagenswerthes Bild der beiderseitigen Demoralisation, sowohl der Wahlagenten als der Wähler selbst. Die schlechtesten Mittel wurden von Ersteren angewendet, um durch trügerische Hoffnungen, durch Geld, gemeine sinnliche Genüsse u. d. m.

den Ehrgeiz der Einen, die Habsucht der Andern und die thierische Genußsucht Dritter zu befriedigen und die Wahlstimmen Aller für Kossuth, ihren Candidaten, zu gewinnen.

Wie die Volksredner, von ihrem politischen Parteifanatismus inspirirt, sich in ihrer Ansprache an die Wähler im Überschwenglichen ergingen, davon folgendes Beispiel. Der junge Baron P.......... redete die Wähler folgendermaßen an: „Ich weiß nur vier merkwürdige Tage seit der Erschaffung der Welt; der erste ist jener, an welchem das Chaos in Licht sich verwandelte; der zweite, an welchem Christus geboren wurde; der dritte, als mit der französischen Revolution der Tag der Freiheit erschienen ist, und der vierte Tag ist der morgige, an dem entschieden wird, ob Kossuth Deputirter wird oder nicht!!“ Kossuth ließ sich am Schlusse einer seiner Catilinarischen Anreden an die Wähler also vernehmen: „Meine theuren Brüder! Das österreichische Cabinet, das Pfaffenthum und wie die Erzfeinde Ungarns alle noch heißen mögen, sie haben uns armen, redlichen Bewohnern und Herren dieses großen Landes einen Sumpf auserlesen, in welchen sie uns durch die geheimsten Künste der Kabale und Hofintrigue gerne locken möchten, auf daß wir in dem Schlamme desselben zu Boden sinkend, für ewige Zeiten untergehen sollen. Aber dem wird nicht so! Vertraut dem Gott der Magyaren und mir. Ich will Euch führen, und die Pest, die uns vernichten will, soll in dem Kothe, den sie für unseren Untergang bereitet hat, selbst ersticken. Und wie aus so manchen Sümpfen und Morästen später fruchtbare Äcker und Wiesen erblüht sind, so wird auch aus diesem zu unserem Untergange bestimmten Sumpfe Ungarns Macht und Größe für die Ewigkeit hervorgehen.“

Was die Regierung von diesem hochgefeierten Volksdemagogen zu erwarten hatte, darüber konnte sie solchen Expectorationen gegenüber nicht zweifelhaft sein. Den Tag und die Nacht vor dem Wahltage waren manche Stadttheile Pesths die Arena der ausgelassensten und zügellosesten Scenen. Die Partei der Radicalen hatte, um ihren Zweck zu erreichen, an die Leidenschaften einer größtentheils ungebildeten, rohen Menge appellirt und diese durch Mittel bestochen, deren Wirkungen eben so verabscheuungswürdig wie die Mittel selbst waren.

Angesichts dieser Verhältnisse erklärte Balla, Candidat der liberalen Partei, daß er die Candidatur ablehne, weil es seiner Denkart widerstrebe,

sich zur Erringung des Wahlsieges der nämlichen Mittel zu bedienen, welche die radicale Partei angewendet, um die Wahl ihres Candidaten zum Deputirten durchzusetzen. Letztere fand denn auch am 18. und 19. October in der Person Kossuths Statt.

Eröffnung des Landtages in Preßburg durch den König.

In der am 11. November abgehaltenen ersten Circularsitzung der unteren Tafel stellte der Pesther Deputirte Kossuth folgende zwei Anträge, welche mittelst Abstimmung zu Beschlüssen erhoben, an die Magnatentafel in zwei Nuntien abgesendet und von dieser ebenfalls angenommen wurden.

Im ersten Antrag wurde begehrt: Die Schwurformel des Palatins müsse laut dem neuen Gesetze in ungarischer Sprache verfaßt sein; im zweiten wurde die Wahl des Erzherzogs Stephan, Statthalters von Ungarn, zum Reichspalatin vorgeschlagen, und zwar in der Art, daß die königliche Candidationsurkunde zwar an die Stände übergeben, aber von diesen nicht eröffnet werde, wie dieß im Jahre 1790 geschehen.

Daß letzterer Antrag von Kossuth gestellt wurde, darf nicht überraschen, er that nur, was er nicht unterlassen durfte; er handelte im Auftrage seines, des Pesther Comitates, und dieses, ganz abgesehen von seiner und des Landes günstiger Stimmung gegen den Erzherzog Statthalter, hatte ein besonderes Interesse, diesen zum Palatin ernannt zu sehen. Man würde sich demnach täuschen, wenn man von diesem Antrage auf eine günstige Gesinnung Kossuths gegen den Erzherzog schlösse.

Am 11. November Nachmittags trafen Ihre Majestäten in Preßburg ein. Sie wurden mit lebhaftem Jubel von der Bevölkerung begrüßt, sowohl bei ihrer Ankunft, als auch bei der Abendfahrt durch die Straßen der Stadt, um die Beleuchtung zu besichtigen. Am nächsten Tage empfingen Ihre Majestäten die Begrüßungsdeputation der beiden Tafeln, worauf gegen Mittag die Eröffnung des Landtages durch den König Statt fand.

Zu diesem feierlichen Acte begaben sich sämmtliche Magnaten und Deputirte mit dem Statthalter nach dem großen Saale des Primatialpalastes, daselbst der Ankunft des Königs harrend, der auch bald unter Vortritt eines Bischofs mit dem apostolischen Kreuze und in Begleitung der obersten ungarischen Hofwürdenträger erschien. Ihre Majestät die Königin und die

Erzherzoge Franz Karl, Franz Joseph, Albrecht Karl Ferdinand, Leopold und Rainer befanden sich auf der rechten Gallerie des Saales.

Nachdem der König auf dem Throne Platz genommen, eröffnete der oberste Hofkanzler die Beweggründe der Berufung der Reichsstände und die damit verbundenen Absichten Sr. Majestät des Königs. Hierauf hielt der König eine Anrede in ungarischer Sprache an die Stände, in welcher er sie aufforderte, in den ihnen mitzutheilenden Propositionen (Gesetzvorschlägen) den Beweis des das Beste des Landes bezweckenden allerhöchsten Willens zu erblicken und dieselben mit vollem Vertrauen aufzunehmen. Der König übergab dann eigenhändig die vom Hofkanzler ihm überreichten versiegelten Propositionen dem obersten Landesrichter (Judex Curiae). Nachdem dieser im Namen sämmtlicher Reichsstände den lebhaften Dank derselben und deren Ergebenheit ausgesprochen, entfernten sich Se. Majestät sammt Gefolge. Die Reichsstände begaben sich nach dem Landhause zu einer gemischten Reichstagssitzung.

In dieser von dem Judex Curiae präsidirten Sitzung wurden vor Allem die königlichen Propositionen vorgelesen. Diese in Puncten formulirten Vorschläge enthielten:

1. Die von den Ständen zu vollziehende Wahl eines Palatins.

2. Die Reassumirung und Revision der im königlichen Rescripte vom 10. November 1844 angeführten und nun gesetzlich in Vorschlag gebrachten Einrichtungen bezüglich der Militäralimentations- und Bequartirungsangelegenheit.

3. Betheilung der königlichen Berg- und Freistädte mit dem Stimmrechte auf dem Landtage.

4. Eine verfassungsmäßige Regelung der Städteordnung in den königlichen Frei- und Bergstädten.

5. Die Errichtung von stabilen Comitats-Gerichtsstühlen Behufs der Handhabung der gesetzlich zu bestimmenden Modificationen der bestehenden Gesetze über Kauf und Verkauf adeligen Grundeigenthumes, Übertragung von Besitzrechten und Titeln, Regulirung des dießfälligen Proceßganges und Einführung von Grundbüchern.

6. Die nöthigen Erleichterungen zur Erlangung der gesetzlich bereits festgestellten Freiheit der Urbarialinsassen, sich für alle Zeiten loszukaufen.

7. Aufhebung der zwischen Ungarn und den andern österreichischen Erbländern bestehenden Zolllinie zur Hebung des Handels und der Industrie.

8. Die Stände werden aufgefordert zur Hebung der kommerziellen und wirthschaftlichen Zustände des Landes Vorschläge über die Ausführung geeigneter Communicationsmittel und über die Förderungsmittel der im Zuge begriffenen Theißregulirung der Regierung vorzulegen.

9. Es wird das Begehren der siebenbürgischen Stände für die Belassung mehrerer Jurisdictionen im siebenbürgischen Landesverbande, welche dieselben selbst lebhaft wünschen, dem Landtag zur Erwägung empfohlen.*)

10. Aufforderung an die Stände zur Unterbreitung des ersten und zweiten Theiles des Strafgesetzbuches zur allerhöchsten Sanction.

11. Die Rückzahlung des der ungarischen Landescassa aus dem Kammerschatze des Königs gemachten Geldvorschusses wird begehrt.

Nach Verlesung der königlichen Propositionen forderte der präsidirende Judex Curiae die Stände zur Wahl des Palatins auf. Diese beschlossen beinahe einstimmig, per acclamationem, die königliche Candidationsurkunde unerbrochen zu lassen**) und wählten den Erzherzog Statthalter zum Palatin. Sämmtliche Stände verfügten sich nun zum Neuerwählten, um denselben zu dem feierlichen Acte der königlichen Bestätigung der Wahl und der Eidesleistung abzuholen. Unter großem Jubel der Menge begab sich der Erzherzog Statthalter vom Magnatenhaus nach dem Primatialgebäude, wohin Se. Majestät der König sich ebenfalls begeben, und daselbst unter Vortritt des Oberststallmeisters mit gezogenem Schwerte den Thron eingenommen hatte. Der Judex Curiae und der neugewählte Reichspalatin erschienen vor Sr. Majestät und Ersterer bat um die allergnädigste Bestätigung der stattgehabten Wahl. Diese wurde von dem Könige als seinen Absichten und Wünschen vollkommen entsprechend bezeichnet und huldvollst genehmigt. Hierauf sprach der neuernannte Palatin Worte des wärmsten Dankes und unerschütterlicher Treue und Ergebenheit gegen den König für den ihm eben gewordenen Beweis königlicher Huld und königlichen Vertrauens. Der Reichskanzler las nun die durch den Reichstag angenommene Eidesformel vor,

*) Die Propositionen 5, 6, 7, 9 stellte die Regierung offenbar in der leider irrigen Voraussetzung einer Majorität der regierungsfreundlichen Parteien.

**) Nur vier Comitate hatten die Eröffnung begehrt.

welche der Reichspalatin feierlichst beschwor. Nach abgelegtem Eide ermahnte der König in ungarischer Sprache den Palatin, sein Amt in dem Geiste und mit dem Eifer seines Vorgängers, seines in Gott ruhenden Vaters, zu verwalten. Die Feierlichkeit war mit dieser Ansprache geschlossen.

Am 15. November präsidirte der neue Palatin zum erstenmal in einer gemischten Sitzung, welche im Magnatensaale stattfand. Die in Preßburg anwesenden Erzherzoge wohnten der Sitzung bei und wurden bei ihrem Erscheinen auf der Gallerie mit freudigem Zurufe begrüßt. Der Palatin wurde mit lautem und anhaltendem Eljen empfangen, das sich in dem Augenblicke mehrmals wiederholte, wo er auf seinem Präsidentenstuhle sitzend, nach der von den Altvordern ererbten Sitte von vier Obergespänen dreimal emporgehoben wurde. Von donnerndem Eljen und lautem Säbelgeklirre war auch die Rede öfter unterbrochen, in welcher er seinen Dank für die auf ihn gefallene Wahl ausdrückte und die Deputirten zugleich bat, mit ihm im gegenseitigen Vertrauen zum Wohle des Thrones und des Landes wirken und ihn hierin unterstützen zu wollen. Die Ansprache des Palatins mochte die Versammlung an die auf seiner Rundreise öfters wiederholten Worte: „Addik éljek, mig honom, nak élek" — möge ich leben, so lange ich dem Vaterlande lebe — mit welchen er die Aufgabe seines Lebens bezeichnete, erinnert und dadurch jenen begeisterten Jubel hervorgerufen haben.

Dem Palatin antwortete im Namen der Magnatentafel der Bischof Ham von Szathmar. Seine Rede war sehr lang, und da man ihn wegen seiner schwachen Stimme beinahe gar nicht hörte, so wurde insbesondere das junge Auditorium ungeduldig und es ließ sich der öfters wiederholte Zuruf „Mar elég" (schon genug) hören. Der Protonotar begrüßte den Palatin im Namen der untern Tafel. Seine Rede wurde ziemlich gut aufgenommen. Der Palatin ernannte nun den Beisitzer der königlichen Tafel, Casimir Sarkoizy, zum Vicepalatin und den Personal-Protonotar Coloman Ghyczy zum Palatinal-Protonotar. Mit diesen Ernennungen war die Sitzung geschlossen. Stürmische Eljen und Säbelklirren gaben dem Palatin und den Erzherzögen das Geleite, als sie den Saal verließen.

Die Eröffnung des Landtages und die Wahl des Palatins wurden durch zweimalige Illumination der Stadt, durch ein Festessen für 800 Personen, das der Kaiser den Ständen gab, durch ein Festtheater und durch einen beim Palatin abgehaltenen glänzenden Ball gefeiert. Über letzteren ist in

den bewußten Aufzeichnungen unter dem Titel: „der Ball beim Palatin“ Folgendes berichtet:

„Am 18. November gab der neue Palatin einen glänzenden Ball, zu dem 800 Personen und zwar die hohe Aristokratie, sämmtliche Ablegaten, die Generalität und das Offizierscorps der Garnison und die höchsten Beamten — versteht sich diese ohne Frauen — geladen waren. Obschon der Ball sehr besucht war, so fehlten doch viele geladene Damen des höheren Adels. Um halb neun Uhr beehrte Se. Majestät der Kaiser den Ball mit seiner Gegenwart. Der Palatin in der Uniform seines Husarenregimentes (Palatinal-Husaren) verließ den Kaiser nicht einen Augenblick und stellte ihm die ganze Phalanx der anwesenden Excellenzen, viele hohe Aristokraten, mehrere Bischöfe und Generale einzeln und alle namentlich vor — Notabilitäten, die ihm sein Obersthofmeister gleich einem Fournisseur général von Minute zu Minute zuschickte. Der Kaiser sprach mit jedem der Vorgestellten einige Augenblicke. Da ich ganz nahe dem Schauplatze dieser Präsentationen war, so hörte ich, was gesprochen wurde, und gewann die Überzeugung, das Loos der Großen dieser Erde sei insbesondere in solchen Augenblicken, die ihnen große Opfer der Selbstverläugnung bloß herkömmlicher Formen wegen auferlegen, gewiß gar nicht beneidenswerth. Ihre Rolle auf dem großen Welttheater ist überhaupt eine sehr schwierige.“

„Der Kaiser entfernte sich erst um zehn Uhr. Der Ball dauerte bis zwei ein halb Uhr nach Mitternacht. Die Haltung der Gesellschaft zeigte, wie nicht anders zu erwarten, eine große Befriedigung. Die Damen insbesondere hatten Anlaß hiezu durch eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit des Hausherrn. Dieser ließ sein eigenes Toilettenzimmer für die Damen herrichten, wo sie nicht nur ihren etwa derangirten Kopfputz oder Anzug mit Hilfe eines daselbst zu Diensten stehenden Kammermädchens zurecht bringen konnten, sondern auch daselbst feine Odeurs, frische Blumensträußchen, neue Ballschuhe, Ballhandschuhe und seidene Strümpfe fanden. Damit war denn jeder unangenehmen Toiletteneventualität im Voraus Abhilfe gesichert. Die durchaus elegante Ausstattung hatte Graf A . . ., Geheimer Rath, auch in derlei Angelegenheiten und Verlegenheiten un petit maître par excellence, besorgt.“

„Obschon im Allgemeinen eine heitere Stimmung der Gäste herrschte, so gab es doch auch Mißtöne. So entnahm ich aus manchen Äußerungen den

Widerwillen, welchen bei solchen Gelegenheiten die sogenannte haute-volée des Adels gegen den niederen Adel hat, und wie unangenehm ihr ein Zusammentreffen mit diesem ist. So z. B. sagte Graf E. Z. im spöttischen Tone zu mir, indem er auf eine Dame mit dem Finger zeigte: „Die da ist die Frau Gubernörin K . . . von Fiume. Diese saß ganz verlassen zwischen Damen der haute volée; nicht eine einzige derselben fand es der Mühe werth mit ihr zu sprechen, ja die Gräfin B. lorgnettirte sie und kehrte ihr den Rücken, als Frau von K. sie anredete. Die Frauen des hohen Adels sind in dieser Beziehung viel intoleranter als die Herren, und viele machen ihre Ansprüche auf hohe gesellschaftliche Bildung durch ein solch' unartiges Benehmen zu Schanden."

„Außer der Française und dem Walzer wurde auch der ungarische Nationaltanz Csardas mit dem den Ungarn eigenthümlichen Enthusiasmus getanzt, der oft vom Graziösen in Form und Bewegung absieht. Dieß war auch hier der Fall und beweist nur, mit welcher Gluth der Leidenschaft der Ungar Alles erfaßt und treibt, was als Ausdruck seiner ihm über alles theueren Nationalität gilt. — Ein Volk, welches das Gefühl seiner Nationalität so tief im Herzen trägt und das Banner derselben gleich einem Heiligthume hoch hält, kann nie untergehen. Noch sei bemerkt, daß das Buffet mit Speisen und Weinen, insbesondere Champagner, reichlich versehen war."

„Es fehlte auch Seitens der Gäste nicht an schönen Complimenten, die dem Obersthofmeister für das in jeder Beziehung gelungene Ballarrangement galten. Man rühmte insbesondere die glänzende Beleuchtung des großen Saales, in dem nicht weniger als 800 Kerzen brannten. — Man hatte diese früher durch einen Hofofficianten zählen und das Resultat gelegenheitlich bekannt machen lassen, um den Gästen das Zählen zu ersparen. Ich dachte mir, ich muß bemerken im Stillen, denn es giebt auch Menschen, die laut denken: je stärker das Licht, desto stärker die Schatten, und Glanzlichter blenden mehr als sie leuchten. — Dieß sind Naturgesetze in der physischen Welt und gelten auch oft für die moralische Haltung der Welt."

Während jenen für die Nation sehr wichtigen Tagen vom 15. bis 19. November war trotz der freudigen Aufregung der Gemüther die Haltung der sonst turbulenten ungarischen Jugend eine ruhige und sehr anständige, und selbst in den Augenblicken der höchsten Exaltation verließ sie diese Haltung nicht.

Haltung der Parteien und Landtagsjugend während der Festlichkeiten.

Beide Tafeln, sowohl die Magnaten- als die Stände-Tafel, zeigten viel parlamentarischen Tact; in allen ihren Fest- und sonstigen Gelegenheitsreden, selbst in den Begrüßungsreden an den König und den Palatin vermieden sie es sorgfältig von den politischen Zuständen des Landes anders, als im Allgemeinen und mit solcher Vorsicht zu sprechen, daß nirgends Parteigeist hervortrat, noch das Gesagte zu einer Polemik zwischen den Parteien Anlaß gab; und dieser Tact, größtentheils ein Verdienst der Oppositionsführer, war um so lobenswerther, als die Parteien ihre Kräfte noch vor Einberufung des Landtages gegenseitig erprobt hatten, wobei sich die Überlegenheit der Opposition unzweifelhaft herausstellte. Die Comitatswähler zum Landtage haben diese Überlegenheit apodictisch dargethan. Überhaupt schien die Opposition in Folge einer einheitlichen Organisation eine so ruhige und feste Haltung anzunehmen, daß, wenn sie dieser und ihrem veröffentlichten Programm treu verblieben wäre, die Regierung nichts Anderes hätte thun können, als mit ihr zu gehen oder den Landtag aufzulösen.

Mit dem Balle beim Palatin war die Honigzeit der Statthalter- und Palatinschaft geschlossen. Illuminationen, Fackelzüge, Festessen, Festtheater und Bälle thaten das Meiste, um jener Zeit das Gepräge der Gemüthlichkeit im gesellschaftlichen wie im öffentlichen Verkehr zu geben und die politischen Gegensätze dermaßen zu sänftigen, daß keine Störungen zu Tage kamen. Die allgemeine Stimmung war eine ganz zahme, wohlwollende Gefühlsstimmung, die in begeisterten Eljens, Fest- und Tafelreden, freundlichem Händeschütteln ihren Ausdruck fand. Wie hätten unter solchen sonnigen Constellationen die hohen Staatsmänner in Wien nicht an ein ungestörtes Fortbestehen der bisherigen ihnen so theuer gewordenen angenehmen Verhältnisse des Staatslebens glauben sollen! Sie sahen bloß, was sie sehen wollten, und übersahen die Dornen unter den Rosenblüthen der Gegenwart, in der man gar so gemüthlich tafelte, toastirte, scherzte und sich unterhielt, als ob all' die Berufenen Auserwählte ministeriellen und conservativen Schlages wären. Und hierin hatten sich jene Weisen vom Ministertische getäuscht.

„Glaubt der Palatin uns mit seinen lucullischen Diners zu gewinnen, da irrt er sehr!“ So lauteten schon während der Honigzeit die Äußerungen der Ultras und selbst der liberalen oder gemäßigten Opposition, die eifersüchtig auf ihr politisches Glaubensbekenntniß, dasselbe üppigen Mahlzeiten

gewiß nicht aufopferten. Und so kam es denn, daß, als nach jener Jubelzeit der geschäftliche Ernst in Angelegenheiten des vaterländischen Wohles die festlichen Reminiscenzen verdrängte und den obersten Sitz einnahm, das Blatt sich schnell wendete und Farben zum Vorschein kamen, die früher harmonisch mit einander verschmolzen schienen, jetzt sich aber sonderten und selbstständig hervortretend sich geltend machten.

Abreise der Majestäten von Preßburg.

Am 19. November verließen der Kaiser und die Kaiserin Preßburg. Der Palatin gab den Majestäten das Geleite bis an die Grenze, indem er in einem Phaëton, das Viergespann desselben selbst kutschirend, dem kaiserlichen Wagen vorfuhr. Das Zeitungsblatt „Pesti Hirado“ hatte den — Einige sagten glücklichen, Andere den impertinenten — Einfall das Publicum von dieser „Reise-Perutschade“, wie er es nannte, zu unterrichten. Der Erzherzog Palatin nahm es aber übel und ließ dem Redacteur des Blattes die Weisung zugehen, künftighin Zeitungsartikel, die seine persönlichen und häuslichen Angelegenheiten angehen, ihm vor der Veröffentlichung zur Einsicht und Genehmigung zu schicken.

Den nach der Eröffnung des Landtages und nach der Wahl und Installation des Palatins stattgehabten Feierlichkeiten folgte die geschäftliche Thätigkeit beider Tafeln. Diese begann eigentlich erst am 22. November und war am 11. April 1848 geschlossen. In diesen zwar kurzen, aber folgenreichen Zeitraum parlamentarischer Thätigkeit fallen jene wichtigen Ereignisse, welche das österreichische Staatsleben, und insbesondere das Verfassungsleben in Ungarn, einer in Form und Wesen ganz veränderten Gestaltung auf gewaltsamen Wegen zuführten.

Um nicht zu weitläufig zu werden, mögen in diesen Blättern, mit Übergehung der minder wichtigen, nur die Momente von wirklich historischer Bedeutsamkeit angeführt werden: Momente von entscheidendem Einflusse im Bildungs- und Geburtsprocesse der neuen staatlichen Einrichtungen. Solche Momente waren:

1. Die Debatte über die auf die königlichen Propositionen dem Könige zu unterbreitende Adresse.

2. Die Frage der Comitatsadministratoren.

3. Die Postulate der Stände aus Anlaß des königlichen Rescriptes in obiger Frage.

4. Die Tage vom 15. bis 19. März, oder das Ministerium Batthyany.

Die Adreßdebatten.

Die Debatte über die auf die königlichen Propositionen Sr. Majestät zu unterbreitende Adresse beschäftigte die untere Tafel während fünf Circularsitzungen, von der siebenten bis elften, und zwar vom 22. bis 27. November; sie wurden endlich in der vom Abgeordneten St. Király entworfenen Fassung in der siebenten Reichstagssitzung der untern Tafel angenommen, verificirt und mit dem betreffenden Nuntium an die Magnatentafel zur Annahme gesendet. Nach elf mitunter sehr bewegten Sitzungen der Magnatentafel erreichten die Debatten über die Adresse der unteren Tafel ihr Ende, und es gelangte am 13. December, in der sechszehnten Sitzung dieser Tafel, das Renuntium der Magnaten zur Verlesung, Beglaubigung und Absendung an die untere Tafel.

Das Renuntium enthielt die vollständige Annahme des ersten Theiles der Adresse. In diesem sprachen die Stände ihren lebhaften Dank aus für die Inaugurirung der ungarischen Sprache auf dem königlichen Throne.

Bis zur Eröffnung dieses Landtages war den Ständen das Glück noch nie zu Theil geworden, „die süßen Laute ihrer Muttersprache“, wie die Adresse sich ausdrückte, aus dem Munde ihrer Könige aus dem Hause Habsburg und Habsburg-Lothringen zu vernehmen.

Ferner dankten die Stände für die genehmigte Wahl des Palatins, der das Vertrauen der Nation im vollsten Maße genieße; endlich für die königlichen Propositionen, welche Fragen enthalten, deren Lösung zu den lebhaftesten Wünschen der Nation gehören, und demnach einen erneuerten Beweis der väterlichen Sorgfalt bilden, mit welcher Se. Majestät der König das Wohl des Landes stets zu fördern geneigt sei.

Der zweite Theil der Adresse wurde von der Magnatentafel abgelehnt, weil dieser Präliminarien und Beschwerden unter Vorbehalt der späteren Behandlung derselben im Detail enthielt. Insbesondere wurde die Ernennung der Comitatsadministratoren als eine ungesetzliche Änderung des Comitatssystems bezeichnet. Die Adresse sprach jedoch am Schluß die Hoffnung aus, daß bei den landesväterlichen Intentionen des Königs ein Ausgleich zwischen

Regierung und Ständen, trotz der Schwierigkeiten und der Größe der Aufgabe, zu Stande kommen werde.

Die Magnatentafel beschloß der Adresse den Character ihres ersten Theiles, das ist einer Dankadresse, ungetrübt zu bewahren, weshalb sie den zweiten Theil derselben ganz ablehnte und die untere Tafel zum Beitritte mit dem Verlangen aufforderte, die in der Adresse angeregten Wünsche und Beschwerden bis zur Verhandlung über die königlichen Propositionen zu verschieben, welche hiezu die Gelegenheit vielfältig bieten würden.

Diesem Nenuntium der Magnatentafel schloß sich auch der Palatin an, was darin ausdrücklich bemerkt wurde.

Das Nenuntium der Magnatentafel wurde am 13. December in der sechszehnten Reichstagssitzung der unteren Tafel verlesen, und nachdem es in vier Circular-Sitzungen (der vier-, fünf-, sechs- und achtundzwanzigsten) der Gegenstand heftiger Debatten gewesen, gelangte der in der achtundzwanzigsten Sitzung, am 20. December, nach Kossuths Antrag mit fünfundzwanzig gegen einundzwanzig Stimmen angenommene Beschluß an demselben Tage, in der siebenzehnten Reichstagssitzung, zur Verlesung und Verification. In Folge dieses Reichstagsbeschlusses wurde die Adresse einfach deponirt, das heißt, ganz von derselben abgesehen. Die Majorität schloß sich der Ansicht Kossuths an: daß eine reine Dankadresse, wie solche die Magnatentafel anstrebe, nicht möglich sei, daher es vorzuziehen, gar keine Adresse zu erlassen und den von den Ständen beabsichtigten Dank gegen den König gelegentlich besonderer Repräsentationen der Stände auszusprechen. Gleichzeitig beantragte Kossuth die Ernennung eines Ausschusses Behufs der Untersuchung des Administratorensystems. Dieser Antrag wurde ebenfalls angenommen. Die bei diesem Anlasse gehaltene Rede Kossuths ist besonders wegen ihrer gewandten Dialektik bemerkenswerth. Dieser verdankte Kossuth hauptsächlich seine großen Erfolge als Volks- und Parlamentsredner. Die meisten Menschen sind Gefühlsmenschen, die Volksmassen bestehen fast ganz aus solchen; die denkenden Köpfe sind in allen gesellschaftlichen Sphären gewöhnlich in der Minderzahl. Durch den Glanz und die Wärme seiner Dialektik bestach und gewann Kossuth die Ersteren, von welchen ihm gar Viele gleich einem delphischen Orakel blindlings glaubten und folgten; die Denker blieben ihm gegenüber in der Minorität.

Die aus Anlaß der Adresse zwischen der Magnaten- und unteren Tafel

hervorgetretene Seitens der letztern mit der Deponirung der Adresse endigende Spaltung, die jedenfalls von unversöhnlichem Geiste der unteren Tafel gegen die Magnatentafel zeugte, brachte auch die Tendenzen der Ultra-Partei, an deren Spitze Kossuth stand, obschon noch in sehr gemäßigter Weise, an's Tageslicht. Diese Tendenzen erhielten, wie man später sehen wird, einen bestimmteren Ausdruck in der Administratorenfrage, traten aber in den Tagen vom 15. bis 19. März in präciser und scharfer Form hervor, und erreichten in dem Ausbruche der bewaffneten Revolution ihren Gipfelpunkt.

Haltung des Palatins im Vorsitze der Magnatentafel.

Der Palatin suchte sein Amt als Präsident der Magnatentafel mit der größten Unparteilichkeit und im Geiste der Versöhnung der streitenden Parteien auszuüben. Dessen ungeachtet stieß er schon im ersten Stadium seiner Präsidentschaft, namentlich während der Adreßdebatten, auf Schwierigkeiten, die ihm Unannehmlichkeiten bereiteten. So fand er sich schon einigemal veranlaßt, mehreren Rednern von der Opposition, und selbst einigen Conservativen, ihre unparlamentarischen Äußerungen zu verweisen, deßgleichen die Zuhörer auf der Gallerie zur Ordnung zu rufen. Dieses Auditorium besteht meistens aus Juraten, dem wie bekannt ungestümsten Publicum, das es gibt. Die Juraten hielten es mit der Opposition und riefen jedem Redner derselben, er mochte noch so einfältig sprechen, Eljens zu, während sie die Redner der Conservativen durch häufiges Zischen unterbrachen. Gelegentlich einer solchen Unterbrechung sagte der Palatin zu jenen Störefrieden: „Ihr Betragen sei um so „tadelnswerther, als ihnen der Zutritt zu den Gallerien nur deßhalb gewährt „würde, damit sie lernten, um einstens den Platz als Gesetzgeber ihres Vater„landes in der Versammlung in würdiger Weise einzunehmen. Wollte man „nun die Rollen wechseln und das nun kritisirende Auditorium die Plätze der „Magnaten einnehmen lassen, diese aber an die Stelle des Auditoriums auf „die Gallerie schicken, so erginge es ersterem gewiß eben so übel als dem „Lande. Der jetzigen Tafel sei das Lob wie der Tadel der Gallerien gleich„gültig." Zu diesem Verweise gab der Umstand die Veranlassung, daß der Palatin in einem Augenblicke, wo zwei Redner, der eine von der Opposition, der andere von den Conservativen, das Wort zugleich verlangten, erklärte, er wisse wahrlich nicht, wem er den Vorzug geben solle. Die Gallerien schrieen: Herrn P...... (Redner der Opposition), und als ihnen ihr Betragen ver-

wiesen wurde, äußerten mehrere Juraten: „Wenn der Palatin nicht zu entscheiden weiß, so müssen wir entscheiden."

Dem Erzherzog-Palatin war noch nicht jenes parlamentarische Phlegma und jener Gleichmuth eigen, die Nichts aus dem Gleichgewichte zu bringen im Stande ist, welchen daher jede moralische Aufregung ferne bleibt. So geschah es denn, daß der Palatin, obschon er die Aufregung unterdrückte, zu der das ungestüme Betragen der Gallerien gegründeten Anlaß gab, eben durch diese moralische Anstrengung nach dem Schlusse der Adreßdebatten unwohl wurde. Die Ruhe einiger Tage stellte ihn jedoch wieder her.

Die Administratorenfrage.

Die Administratorenfrage war nach der Adresse ein weiterer Thermometer der politischen Parteien, der ihren Standpunkt und ihre Absichten näher kennzeichnete.

Am 1. Februar, in der achtundzwanzigsten gemischten Reichssitzung bei der Magnatentafel, eröffnete der Palatin die Sitzung mit den Worten: „Gestern bin ich von Wien zurückgekehrt und habe ein gnädiges königliches „Rescript mitgebracht, welches ich den löblichen Reichsständen hiermit über„gebe." Der Protonotar las dasselbe vor. Das Rescript enthielt im Wesentlichen, zur Beschwichtigung der im Lande durch die Ernennung von Administratoren entstandenen ernstern Besorgniß einer beabsichtigten Änderung des bisherigen Systems der Comitatsverwaltung, die königliche Versicherung: daß irgend welche Änderung durchaus nicht in den Intentionen des Königs liege, und das königliche Versprechen, an dem bestehenden Comitatssysteme festzuhalten, keine neuen Administratoren zu ernennen, die Ernannten so schnell, als es die Verhältnisse gestatten, ihres Amtes zu entheben und durch Obergespäne zu ersetzen. In der achtundvierzigsten Circularsitzung, am 5. Februar, gelangte obiges Rescript zur abermaligen Verlesung. Es wurden hierauf zwei Anträge gestellt, und zwar von dem Ablegaten des Comitates Gömör: Szent-Iványi, und von jenem des Beregher Comitates, von Lonyay. Ersterer beantragte den Dank der Stände für das gegebene königliche Versprechen der Aufrechthaltung eines unveränderten Comitatsystems und der gelegentlichen Enthebung der Administratoren von ihrem Amte, gleichzeitig aber auch das Verlangen, die Stände durch die baldige Erfüllung des Versprechens ganz beruhigen zu wollen. Ferner enthielt der Repräsentationsentwurf das Begehren

der Erneuerung der durch die königliche Resolution vom 28. Mai 1827 ausgesprochenen Anerkennung der Administratorenernennung als eines Gravamen.

In dem Repräsentationsentwurfe des Ablegaten von Berégh war nur der erste Theil des obigen Entwurfes, d. i. bloß der Dank der Stände in Antrag gebracht und das volle Vertrauen in die königlichen Zusagen ausgedrückt. Der Entwurf endigte mit der Zusicherung, daß demselben in dieser Fassung auch die hohen Magnaten beistimmen würden. Diese so bestimmt ausgesprochene Meinung ließ wohl ein bereits getroffenes, vorläufiges Übereinkommen mit den Magnaten ahnen.

Die in dieser Sitzung vorgenommene Abstimmung ergab 24 Stimmen für den Entwurf von Gömör und 25 Stimmen für den Entwurf von Berégh. Die Ablegaten der drei Comitate Stuhlweißenburg, Veszprim und Bihár eludirten sich gegenseitig. Kossuth sprach seine Überraschung aus, daß für Berégh die Majorität der Stimmen, da doch dreißig Comitate die Administratorenfrage als Gravamen bezeichnet und demgemäß ihre Ablegaten instruirt hätten. Er beantragte eine erneuerte Abstimmung über die Frage: ob das Administratorensystem als Gravamen betrachtet werden solle oder nicht. Darüber kam es jedoch zu keinem Beschlusse. In der fünfzigsten und zweiundfünfzigsten Circularsitzung vom 8. und 12. Februar gelangte endlich ein durch den Notar Szabó aus den Anträgen von Gömör, Berégh und Bökes formulirter vermittelnder Repräsentationsentwurf zur Abstimmung und Schlußannahme und wurde in der am 13. Februar abgehaltenen zweiundreißigsten Reichssitzung verlesen, authentisirt und mit dem betreffenden Nuntium an die Magnatentafel gesendet, jedoch erst am 2. März in der sechsunddreißigsten Sitzung der Magnaten zur endlichen Erledigung gebracht. Die obere Tafel nahm den Repräsentationsentwurf der Stände zwar an, jedoch mit dem Bemerken, daß bezüglich des Verdienstlichen desselben sie die Darlegung ihrer Ansichten sich vorbehalte.

An demselben Tage, am 2. März, wurde zwar das Renuntium der Magnatentafel dem Drucke übergeben, gelangte aber wegen der kurz darnach eintretenden Ereignisse, deren später erwähnt werden wird, nicht zur weiteren Verhandlung. Kossuth hatte wohl Ursache über das Resultat der Abstimmung, durch welche die Opposition in der Minorität blieb, um so mehr erstaunt zu sein, als, wie er richtig bemerkte, die Administratorenfrage von dreißig Comitaten als Gravamen bezeichnet war. Wie es nun kam, daß die Regierung

die Majorität gewann, obschon dessenungeachtet der Beschluß umgestoßen und ein anderer Repräsentationsentwurf im Sinne der Opposition zu Stande gebracht wurde, darüber geben die Aufzeichnungen folgenden Aufschluß, der hier aus denselben wörtlich entlehnt ist.

Daselbst heißt es unter dem Titel: „Eine gescheiterte Regierungsintrigue in Anwendung des Princips: Divide et impera. Unter den vielen theils wahren, theils eingebildeten Beschwerden nimmt das Gravamen über die Ernennungen von Comitatsadministratoren, deren bis jetzt zweiunddreißig, einen wichtigen Platz ein. Dreißig Comitate haben jene Ernennung als ungesetzlich, demnach als Gravamen, bezeichnet, und die Opposition hat diese Bezeichnung zum landtäglichen Beschlusse erhoben. Um in dieser für die Regierung sehr wichtigen Angelegenheit der Opposition eine Niederlage zu bereiten, machte der erste Ablegat des Berégher Comitates in vermittelnder Absicht der Regierung den Vorschlag: der König solle an die Stände ein Declaratorium erlassen, in welchem er versichere, daß er mit der Ernennung der Administratoren durchaus nicht die Absicht hatte, in dem bisherigen Comitatssysteme bezüglich der Obergespäne etwas zu ändern, und hiermit die Nation auffordere ihm hierin ihr volles Vertrauen zu schenken."

„Nach der vom Palatin und dem Berégher Ablegaten mit den Häuptern der Opposition: St. Kiraly, Szemere, Pazmandi und Bonis in dieser Sache gepflogenen Rücksprache hatte man die sichere Hoffnung, jene Oppositionsführer würden es bei ihren Anhängern dahin bringen, daß auf ein in dem ausgesprochenen Sinne verfaßtes und an die Stände erlassenes allerhöchstes Rescript eine Dankadresse an den König mit der Zusicherung des vollen Vertrauens der Nation und folglich des Abstehens von dem bisherigen Gravamen über die Ernennung der Administratoren werde votirt werden. Man rechnete dabei auf die Zustimmung von wenigstens sechsunddreißig Comitaten, also auf eine Majorität von zehn Comitaten oder Stimmen."

„Nach diesen Präliminarien begab sich der Palatin nach Wien. Das a. h. Rescript wurde unter seinem Einflusse in dem ausgesprochenen Sinne ausgefertigt und der Palatin brachte es selbst am 1. Februar von Wien mit. Er theilte dasselbe den Führern der Opposition zur Einsicht mit dem Bedeuten mit, er werde das Rescript nur dann zur Vorlage bei den Ständen bringen, wenn sie mit dem Inhalte und der Fassung desselben einverstanden seien. Die Oppositionsführer erklärten sich mit dem Rescripte ganz einverstanden

und gaben dem Palatin ihr feierliches Versprechen, daß sowohl sie als ihr Anhang für die in Aussicht gestellte Dank- und Vertrauensadresse stimmen würden und somit die gehoffte Majorität sicher sei. In Folge dieser Zusicherung brachte der Palatin in der achtundzwanzigsten gemischten Reichstagssitzung vom 1. Februar das Rescript zur Verlesung."

„Welches der Ausgang dieser Regierungsintrigue war, ist bereits bekannt. Es sei demnach aus den Aufzeichnungen noch Folgendes zur Ergänzung des bereits Angeführten erwähnt: „Graf Batthyany, Führer der Opposition in der Magnatentafel, und Kossuth, Haupt derselben in der Ständetafel, hatten von dem Zwischenspiele ihrer Collegen Nachricht erhalten und boten nun alles auf, um die Abtrünnigen ihrer Partei einzuschüchtern. Dieß gelang ihnen auch so vollkommen, daß bei der Abstimmung über die zwei Adreßanträge anstatt der versprochenen Majorität von zehn Stimmen nur die Mehrheit von einer Stimme erzielt wurde, die durchaus nicht hinreichte, um die Adresse in der Reichstagssitzung mit der Aussicht auf ihre Annahme zur Abstimmung bringen zu können. Einige der Führer der Opposition brachen ihr dem Palatin gegebenes Wort und stimmten mit der Opposition. St. Kiraly, Comitats-Deputirter von Pesth, enthielt sich der Abstimmung, da er das Votum seines Collegen Kossuth nicht eludiren durfte; er verließ aber gleich am folgenden Tage nach der Sitzung, das ist am 6. Februar, Preßburg, und begab sich nach Pesth. Dieß war die einzig mögliche Genugthuung, welche er persönlich dem Palatin geben konnte; dieser war damit auch ganz zufrieden."

„Da, wie bemerkt, die Majorität von Einer Stimme nicht ausreichte, um die Adresse in der Reichstagssitzung zur Annahme zu bringen, so mußte ein neues Mittel gefunden werden, um sich einer der Würde der Regierung angemessenen Majorität zu versichern. Die Opposition bot selbst die Initiative dazu: Beunruhigt und auch eingeschüchtert durch die Abreise St. Kiraly's, eines ihrer hervorragendsten Führer, und durch den Wankelmuth und die Trennung, welche sie in ihren Reihen erfahren, bot sie dem Palatin durch einen ihrer angesehensten Führer Vermittlungsvorschläge an. Dieser wurde aber von dem Palatin unter der Versicherung aufrichtiger Hochachtung für seine Person mit der bestimmten Erklärung abgewiesen, „er, der Palatin, „wolle mit der Opposition, in deren Reihen wortbrüchige Menschen seien, nicht „mehr unterhandeln. Wenn die Gesetzvorschläge," erklärte weiter der Palatin, „welche die Opposition bei der unteren Tafel durchsetzt, den Conservativen

„nicht annehmbar sind, so werden sie von der Magnatentafel stets abgewiesen „werden, und sollte sich dieß auch zwanzigmal wiederholen." Dieses feste Ablehnen jeder directen Vermittlungsunterhandlung zwischen dem Palatin und der Opposition brachte die Opposition in Verlegenheit; es lag ihr nun ernstlich daran einen Ausweg zur Verständigung zu finden. Dieser fand sich auch bald, da der Sache sich der Obergespan Lonyay bemächtigte, welcher gleichfalls wünschen mußte einem offenen Bruche zwischen den Parteien vorzubeugen. Zu diesem Ende kam man überein, eine gemischte Conferenz zu halten und zwar von der Opposition mit Kossuth, Szemere, Lonyay, Ablegat des Zempliner Comitates, und einigen anderen Angeseheneren; von den Conservativen mit Somsich, Babarizy und Anderen. Obergespan Lonyay, der mit einigen dieser Deputirten bereits conferirt hatte, kam mit ihnen über die Annahme einer Dankadresse an den König überein, in welcher die untere Tafel erklären würde, sie wollte zwar von dem fraglichen Gravamen absehen, behalte sich aber vor, kommenden Falles die Verwaltung der betreffenden Administratoren ihrer Controle zu unterziehen. Die Chefs der Opposition erklärten sich mit diesem Vorschlage Lonyays einverstanden und versprachen die Annahme desselben in der nächsten Conferenz durchzusetzen." *)

„In Folge der stürmischen Circularsitzung vom 2. Februar fanden einige Duelle wegen persönlicher Beleidigungen statt."

„Die Regierung hatte im Sinne der schlechten Maxime: Divide et impera intriguirt. Die Opposition wurde zwar geschwächt, die Regierung aber ist so wie die Sache jetzt steht, von der Opposition auf's Eis geführt. Wir wollen sehen, ob sie ein geschickter Schlittschuhläufer ist."

Mittlerweile gestaltete sich dennoch die Sache nicht nach der in der letzten Conferenz getroffenen Übereinkunft; denn die in den Sitzungen der unteren Tafel vom 8. und 13. Februar angenommene Adresse oder Repräsentation an den König enthielt zwar den Dank für das Declaratorium, ließ aber der Behandlung der Beschwerdefrage ganz freies Feld.

Das von der Opposition erhobene Gravaminalgeschrei gegen die stattgehabte Einführung der Administratoren ist, wie behauptet wird, ganz gesetzlich

*) Der Verfasser der Aufzeichnungen sagt: „Ich habe diese Details vom Erzherzog Palatin, der sie mir heute Abend (vermuthlich am 7.) in dem Augenblick erzählte, wo er ein Schreiben Lonyays erhielt, in welchem die Nachricht von diesem letzten Vermittlungsversuche enthalten war."

und daher gerecht. Der König hat allerdings das Recht der Ernennung von Administratoren, jedoch nur ausnahmsweise und bloß als Auskunftsmittel in vorkommenden Fällen; die geschehene Ernennung von zwei und dreißig Administratoren, für die es keine Präcedenzfälle in gleicher Anzahl gab, gleicht aber einer völligen Änderung im Systeme der Comitatsadministration, ist demnach ein Eingriff in die Verfassung. Der verstorbene Erzherzog Palatin war stets gegen jene Ernennungen und hatte mehrere derselben nicht zugegeben. Wollte die Regierung klug handeln, so mußte sie diese Frage selbst zur Sprache bringen und die Opposition factisch, das ist durch Ernennung von mehreren Obergespänen an die Stelle der Administratoren beruhigen. Dieß war das zweckmäßigste Mittel um dieses Gravamen fallen zu machen, ja die Opposition zu entwaffnen, während diese durch die Art, wie die Frage behandelt worden, nur erbittert wurde.

Die Führer der Opposition, welche dem Erzherzog Palatin die Majorität für die dankbare Annahme des königlichen Rescriptes Seitens der untern Tafel versprochen hatten, scheiterten in der Ausführung, weil sie in der mit ihrem Anhange deßhalb abgehaltenen Conferenz diesen geringschätzig behandelten, indem sie ihn zwingen wollten ihren Ansichten unbedingt beizutreten ohne einzugestehen, was und wie viel sie dem Palatin bereits versprochen. Hätten sie ihren Parteien offenherzig gestanden, wie weit sie sich dem Palatin gegenüber in dieser Frage eingelassen und sie um ihre Zustimmung gebeten, so wäre ihnen diese sicher zu Theil geworden und jede spätere Collision vermieden worden. Wenn man aber alles besser wissen und andere nur belehren will, so erzeugt man Widerstand, bringt die Menschen auf und zerreißt oft das festeste Band gemeinschaftlicher Interessen.

„Es ist nicht zu zweifeln" — heißt es weiter in den Aufzeichnungen — „daß man sich in Wien sehr einschmeichelnden Illusionen über den Gang, welchen der jetzige Landtag nehmen werde, überlassen hatte. Der Jubel, welcher den Erzherzog Statthalter auf seiner Rundreise in Ungarn begleitete, bestach diesen selbst so sehr, daß er ganz sicher wähnte, die Regierungspartei an der untern Tafel werde die Majorität auf dem Landtage haben."

„Er sprach sich mit Zuversicht darüber gegen mehrere hochgestellte Personen und mehrere Bischöfe in den conservativen Comitaten aus und steckte mit diesem Wahne die Minister Metternich und Kolowrath an. Die stürmischen Eljen, womit der König und der neue Palatin bei Eröffnung des

Landtages von der Opposition begrüßt wurden, vollendeten die Täuschung in einem so hohen Grade, daß der Kanzler seiner frühern Absicht, bloß vier oder fünf von den königlichen Propositionen für diesen Landtag den Ständen vorzulegen, entsagte, und die Gesammtheit derselben zur Vorlage brachte. Es sind deren elf und zwar größtentheils Lebensfragen der Verfassung — Änderungen im ungarischen Staatsorganismus — mehr als genug, um damit zwei Landtage zu beschäftigen."

„Man hatte einander bei der Eröffnung des Landtages gesehen, freundlich angeblickt, die Hände gedrückt, mit einander festlich getafelt, gejubelt; man war endlich so innig befriedigt und vertraulich selbst von der Opposition geschieden, daß der Kanzler glaubte die empfangenen Herzlichkeiten nicht besser erwiedern zu können, als wenn er jene elf königlichen Propositionen als Herzensbezwinger auf die Väter des Vaterlandes losließe. Der mit Sicherheit verkündigte Erfolg blieb aus und Regierung und Kanzler erfuhren endlich, die Opposition sei nur an Festtagen liebenswürdig, an Werktagen kehre sie das Rauhe auswärts."

In dem Zeitraume von 28. November bis zum 4. März, an welchem Tage die untere Tafel die von Kossuth beantragte Repräsentation bezüglich der Aufgaben des gegenwärtigen Landtages annahm, kamen Gesetzentwürfe über Besteuerung des Adels, über zwangsweise Grund- und Robotablösung in Indigenats- und Aviticitäts-Angelegenheiten, über Heimathsrecht, Naturalisation, ungarische Sprache und Nationalität und Coordination der Freistädte bei der untern Tafel zur Vorlage und Berathung; einige Wenige derselben wurden durch Beschluß zum Gesetze erhoben, an die Magnatentafel übergeben und von dieser theilweise im Sinne der Anträge der unteren Tafel erledigt; die meisten Vorlagen blieben jedoch in der Berathung. Die gegen die Mitte des März eingetretenen politischen Ereignisse verwandelten den bisher vorzugsweise legislativen Geist der Opposition in einen eminent postulirenden, der schon in dem in der acht und dreißigsten Reichssitzung vom 4. März angenommenen Repräsentationsentwurfe einen bestimmten Ausdruck fand. Von der Verhandlung über obige Gesetzvorlagen wurde demnach vor der Hand ganz abgesehen.

Die Märztage. Das Ministerium Batthyány. Ernennung des Palatins zum bevollmächtigten Statthalter oder Stellvertreter des Königs.

Zur Geschichte der nun folgenden merkwürdigen Märztage übergehend, führen wir die hierüber in Form eines Tagebuches gemachten Aufzeichnungen, welchen manche Mittheilungen bereits wörtlich entlehnt wurden, beinahe ihrem vollen Inhalte nach hier an. So heißt es daselbst: „Preßburg am 1. März 1848. Der Erzherzog Palatin theilte mir heute die Nachricht von der Thronentsagung Louis Philipps mit, die er durch den Telegraphen von Wien erhalten. Am 2. März folgte die weitere mündliche Mittheilung „die königliche Familie sei aus Frankreich verjagt — die Republik proklamirt." Der Erzherzog schien wegen des Eindruckes, den dieses Ereigniß in Ungarn machen dürfte, sehr besorgt, und diese Besorgniß war gewiß nicht ungegründet. Frankreich hat das verderbliche Beispiel von der Möglichkeit eines Sieges der Kammerminorität in einem constitutionellen Staate gegeben. Ein ähnliches Beispiel im Kleinen hat die Opposition der Ständetafel gegeben, die, obschon in der Minorität, dennoch ihre Meinung durchsetzte. Dazu kommen noch Finanzcalamitäten, die so ernst sind, daß man hier zu Lande (in Ungarn) die Annahme von Banknoten zu verweigern beginnt."

„4. März. Die Rückwirkung der Ereignisse in Paris auf die ungarischen Reichstags- und Landesverhältnisse beginnt bereits sich zu äußern."

Kossuths Repräsentationsentwurf an den König.

„Der Erzherzog Palatin sagte mir heute Abends, die Ständetafel habe eine Postulatenrepräsentation an den König entworfen, in welcher nebst dem Begehren nach Abhilfe bezüglich der eingetretenen Geldkrise — der Curs der fünfprocentigen Metalliques war um fünfzehn Gulden gesunken — auch das Ansinnen eines verantwortlichen Ministeriums für Ungarn, so wie einer eigenen Regierung, und außerdem ziemlich deutlich das Verlangen nach Einführung constitutioneller Regierungseinrichtungen in den übrigen Provinzen der Monarchie ausgedrückt sei. Ein verantwortliches ungarisches Ministerium, bemerkte ich, ist in so lange nicht wohl möglich, als die executive Gewalt in den Händen der Comitate ist. Man kann einem Minister keine Pflichten auferlegen, wenn man ihm die zur Ausübung derselben nöthigen Rechte verweigert, daher man ihn auch nicht verantwortlich machen kann. Übrigens, setzte ich hinzu, wird wohl die Magnatentafel die Adresse entweder modi-

ficiren oder ganz verwerfen. Der Erzherzog entgegnete mit einer bedenklichen Miene. „Ich weiß nicht!" Die Folge lehrte, wie man sehen wird, daß der Zweifel des Palatins so gegründet war, daß er selbst die Annahme der Repräsentation entschieden durchsetzte."

„Ich fragte noch, ob die Regierung den Fall einer gewaltsamen Auflehnung in Ungarn bereits in Betrachtung gezogen, und bemerkte noch, die Festungen in Ungarn seien gar nicht armirt noch verproviantirt, obwohl sie die einzigen militärischen Puncte seien, von welchen aus man etwaige revolutionäre Volksbewegungen bekämpfen und unterdrücken könnte. Der Erzherzog fiel mir lächelnd mit der Äußerung ins Wort: „Wo denken Sie hin? Dazu wird es nie kommen!!" Ich wünsche herzlich, daß Euere kaiserliche Hoheit Recht haben, entgegnete ich, aber die Ereignisse der Gegenwart mahnen an die alte Warnung: Accidit in puncto, quod non speratur in anno. Der Erzherzog meinte, ich sähe zu schwarz; allein obschon er wiederholt behauptete: es werde in Ungarn zu einem offenbaren gewaltsamen Bruche mit der Regierung und dem Könige nicht kommen, so äußerte er doch: „Wenn es hier (in Preßburg) zu einem Krawall käme, so ginge ich „selbst unter das Volk und würde es gewiß beruhigen". Er erwähnte noch, die hiesige Landtagsjugend habe eine Petition an die Ständetafel eingereicht, in welcher sie die Stände auffordert, die Bewilligung der Preßfreiheit von der Regierung zu erwirken. Der Erzherzog gestand außerdem, daß die Stimmung in den meisten Comitaten eine sehr bedenkliche und in vielen eine sehr schlechte sei. Und trotz allen diesen Symptomen entgegnete er auf die Mahnung, sich gegen gewisse Ereignisse vorzusehen: „Es wird „nicht dahin kommen." *)

„Sein Vertrauen in die Loyalität der Ungarn, die stets dem Royalismus huldigten, lehnte Maßregeln der Klugheit ab, um vielleicht nicht zu verletzen. Ist es eine Täuschung, — was wahrscheinlich, — so wird man sie hart büßen, insbesondere dann, wenn man sich von den Ereignissen überraschen läßt."

---

*) Es war gegen Ende des März, nachdem das ungarische Ministerium bereits ernannt, Honved-Bataillone bereits formirt waren, demnach ein Theil der Nation in Waffen stand und die Regierung bereits terrorisirte, daß ich den Erzherzog Palatin an meine Warnung und seine ominöse Antwort „Es wird nicht dahin kommen" erinnerte. Er sagte: „Sie hatten Recht, ich werde nun dazu sehen, damit man sich der Festungen versichere". C'est trop tard, Monseigneur! erwiederte ich, und so war es auch wirklich.

„Der Erzherzog las mir noch eine telegraphische Depesche vor des Inhaltes, daß Belgien sich der französischen Revolution nicht anschließe. Die Kammern haben die Aufstellung eines Heeres von 100,000 Mann und die Voreinzahlung zweier Steuerquoten an die Staatscasse bewilligt. Die Depesche kam vom ungarischen Kanzler, welcher noch die Bemerkung beigefügt hatte: Die Ungarn möchten sich ein Beispiel an den Belgiern nehmen."

„Der Erzherzog erhielt gleichzeitig die Nachricht von der Ernennung des Generals der Kavallerie Grafen Fiquelmont zum Hofkriegsraths-Präsidenten; er bezeichnete diese Ernennung als einen Mißgriff, und zwar deßhalb, weil Fiquelmont, bereits seit ein und dreißig Jahren bei der Diplomatie verwendet, der Armee ganz entfremdet war. „Die Ursache seiner Ernennung," bemerkte der Erzherzog, „liege in dem Umstande, daß Metternich seiner los werden „wollte, um seinem Günstlinge, dem Bundestags-Präsidenten Grafen Münch-„Bellinghausen, die Nachfolge in seinem, Metternichs Posten, zu sichern." Zu diesem Posten war bis nach Metternichs Tode Fiquelmont bezeichnet gewesen."

„Heute — 4. März — wurde der Repräsentationsvorschlag der untern Ständetafel über die Aufgaben des gegenwärtigen Landtages in der Circularsitzung einstimmig angenommen — ein sehr merkwürdiges Document zur Geschichte der Gegenwart, das wahrscheinlich einen wichtigen Wendepunkt im Staatsleben Ungarns, in seinen Verhältnissen zur regierenden Dynastie und zu den andern Ländern des Kaiserstaates und im Verwaltungsorganismus der ganzen Monarchie bilden wird. Die Stände hatten sich damit so sehr beeilt, daß sie noch an demselben Tage zum Drucke gelangte. In der Reichstagssitzung vom 5. wurde sie zur Abstimmung gebracht, ebenfalls einstimmig angenommen, an die Magnatentafel abgesendet und hier unter dem Vorsitze des Judex Curiae verlesen. Es kam jedoch nicht zur Debatte, weil man die Rückkehr des Palatins, der gestern nach Wien abgereist, erwarten will."

„Am 8. war der Palatin noch nicht zurückgekehrt. Beide Tafeln sind darüber so erbittert, daß man den Judex Curiae zur Abhaltung einer Sitzung in der Magnatentafel zwingen wollte. Er entging der drängenden Zumuthung durch seine Abreise nach Wien. Auch der Tavernicus reiste gleichzeitig dahin ab. Die Magnatentafel ist demnach jetzt ohne Präsidium geblieben, was beinahe eine factische Auflösung derselben bedeutet."

„Die untere Tafel war über die einer Entweichung gleichkommende

Abreise des Judex Curiae so aufgebracht, daß sie ihn in Anklagezustand zu versetzen Willens ist. Auch lassen sich tadelnde Stimmen über den Palatin deßhalb vernehmen, weil er häufig nach Wien reise, um, wie man behauptet, sich Instructionen von der Regierung zu holen. Er ist bereits vier Tage in Wien und hat gar keine Nachricht über seine Rückkehr hierher (Preßburg) gesendet."

„Wie ein electrischer Schlag wirkte die Revolution in Paris vom 22. bis 25. Februar auf Deutschland, Österreich und Italien. Vereinigung aller Volksstämme einer und derselben Sprache zu großen Reichen ist das Ziel des allgemeinen Strebens. Die Gründung eines großen einigen deutschen, eines slavischen und italienischen Staates ist die eigentliche Tendenz aller Bewegungen und Erschütterungen der jüngsten Tage in Deutschland und Italien: in den slavischen Ländern werden sie nicht ausbleiben, es ist ein Drängen nach Gründung großer Sprachenreiche. Das große deutsche Parlament mit seinem Oberhaupte spricht jenes Verlangen ziemlich deutlich aus."

„In der Preßburger Zeitung vom 13. erschien das kaiserliche Manifest an die Völker Österreichs, in welchem sich der Kaiser über seine Stellung zu dem, was geschehen ist, — wie es im Manifeste heißt, — und was nach den Rathschlüssen der Vorsehung die Zukunft bringen mag, offen ausspricht."

„Das Manifest verkündigt den festen kaiserlichen Willen, die bestehenden Institutionen des Staates aufrecht zu erhalten, keine Bestrebungen zum Umsturze der gesetzlichen Ordnung zu dulden, sowie jeden auswärtigen feindlichen Versuch die bestehenden europäischen Verträge zu verletzen oder die Grenzen entweder der eigenen Staaten oder die des deutschen Bundes feindlich zu bedrohen, mit allen dem Kaiser von der Vorsehung verliehenen Mitteln zurückzuweisen."

„Der Erzherzog-Palatin fand die Sprache des Manifestes den gegenwärtigen Verhältnissen nicht angemessen, da sie gegen das Inland mehr drohend, als beschwichtigend, überhaupt gar keine Hoffnung auf eine den Zeitverhältnissen entsprechende Änderung der staatlichen Institutionen gibt. Gegen Frankreich ist die Sprache allerdings passend. Er theilte die Meinung, die Regierung hätte im Manifeste die großen Tagesfragen auf friedlichem Wege zu lösen suchen und zu diesem Ende die Stände in den Provinzen auffordern sollen, von ihrem uralten, ihnen zukommenden Petitionsrecht Gebrauch zu machen, um die Wünsche und Begehren des Volkes dem Kaiser vorzulegen.

Diese Maßregel hätte man weder als Schwäche der Regierung, noch das dießfällige Vorgehen der Stände als Anmaßung derselben betrachtet. Auf solche Art hätte man in letzteren ein passendes Organ als Vermittler zwischen den Forderungen des Volkes und den Interessen des Thrones gefunden. Die Sache wäre gleich einem Familienzwiste zwischen Herrscher und Beherrschten ganz friedlich ausgeglichen worden, wozu die Wahrscheinlichkeit um so größer, wenn die Regierung nach der klugen alten Maxime: Bis dat, qui cito dat, vorgegangen wäre."

„Mäßige Concessionen hätten das Volk in dem schmeichelhaften Wahne selbstgemachter Errungenschaften gewiß wenigstens in so weit befriedigt, daß die Regierung die nöthige Zeit erlangen konnte, um sich in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden."

„Heute Abends traf in Preßburg die Nachricht von dem in Wien an diesem Tage, 13. März, stattgehabten Aufstande ein. Den unmittelbaren Anlaß zu dieser tumultuarischen Erhebung soll die Weigerung der Stände, eine von einer Deputation des Landvolkes und der Bürger Wiens ihnen überreichte Petition an den Kaiser zur Vorlage bei Sr. Majestät anzunehmen, gegeben haben. Dieser Aufstand bildete die unmittelbare Antwort auf das Manifest."

„Der Erzherzog-Palatin war darüber sehr nachdenkend, ja niedergeschlagen; er sprach beinahe gar nichts und hörte bloß ganz gelassen einer Discussion zu, die sich darüber entsponnen. Einer der discutirenden Herren meinte: Hätte Metternich, bevor er das Manifest veröffentlichte, dasselbe irgend einen schlichten Bürger Wiens lesen lassen und ihn gefragt, welchen Eindruck es in Wien machen würde, so hätte ihm dieser gewiß geantwortet: „Publiciren's Euer Durchlaucht nicht; Sie machen die Leute schiech (scheu, unruhig) damit." Die Leute von der Gasse sehen in solchen Angelegenheiten meistens viel klarer und richtiger, als die höchsten und hochweisen Staatsbeamten, Minister, Präsidenten ꝛc., insbesondere erstere, wenn sie so lange am Staatsruder gesessen, wie Metternich; sie glauben oft, die Verhältnisse durch die Brille ihrer doctrinären Staats- und Regierungstheorien betrachtend, dem Volke dort bedeutende Zugeständnisse gemacht zu haben, wo der Mann des praktischen Lebens gar keine findet. Das System ist den Regierungsmännern ein bequemer Leisten, über den sie die Regierungsgeschäfte, wie die Schuhmacher die Schuhe, passen, mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch, daß der Schuhmacher mehrere Leisten

hat, je nach der Größe der Füße, für die er Schuhe fertigt, die Staats-, Regierungs- und Büreaumänner Österreichs aber nur einen einzigen Leisten haben, System genannt, der unveränderlich ist für alle Zeiten und Verhältnisse. Der Palatin hörte diesen Expectorationen ganz ruhig zu; nur ein leises Lächeln umspielte manchmal seinen Mund."

„Heute, am 14. März, verbreitete sich plötzlich das Gerücht von der Abdankung Metternichs und des ungarischen Kanzlers. Man prophezeite für den heutigen Tag hier in Preßburg einen Jugendcravall und sehr ernste störende Auftritte Seitens des Auditoriums in der Sitzung der Magnatentafel, die um drei Uhr Nachmittags gehalten werden sollte. Den Anlaß zu dieser Sitzung gab eine Deputation der unteren Tafel, an deren Spitze Kossuth, die sich zum Erzherzog-Palatin begab und ihn ersuchte, die Magnatensitzung noch heute zu halten und die Repräsentation der Stände in Reichsangelegenheiten vom 4. März zur Berathung zu bringen. Der Palatin antwortete, er könne zwar nicht so elegant sprechen, wie der Redner (Kossuth), doch möge die Deputation im Voraus überzeugt sein, daß seine Worte aus dem Herzen kämen. An der bisher verzögerten Berathung dieses Nuntiums trage weder der Judex Curiae noch der Tavernicus, sondern bloß er allein die Schuld. Wichtige Ursachen, welche durch die jüngsten Ereignisse leicht zu enträthseln, hätten ihn zu dieser Verzögerung bestimmt. Da die Stände ihm am 12. November, dem Tage seiner Wahl zum Palatin, einen so großen Beweis ihres Vertrauens gegeben, und er demselben bisher entsprochen zu haben glaube, so hoffe er, daß sie auch den gegebenen Versicherungen bezüglich jener Verzögerung Vertrauen schenken werden. „Ich würdige den Ernst der gegenwärtigen „Verhältnisse," setzte der Palatin hinzu, „und werde auch nicht unterlassen, „Ihrem Begehren zu willfahren. Wie auch die Verhältnisse sich noch gestalten „mögen, so bin ich doch im Voraus überzeugt, daß, wenn auch die ungarische „Nation nicht mehr lateinisch: „Moriamur pro rege nostro" rufen, gleichwohl „durch die That beweisen werde, daß sie, wenn es die Umstände erfordern „würden, dennoch bereit ist, ihr Leben für den König einzusetzen." Die Deputation rief ihm hierauf ein lautes Eljen zu und entfernte sich. Um drei Uhr begann die Magnatensitzung. Die Landtagsjugend (Juraten) hatte schon um zwei Uhr, da kein Thürhüter zugegen war, die Thüren des Sitzungssaales gesprengt und die Plätze des Auditoriums dicht gedrängt eingenommen. Dieser Act bewies schon die zu Ausschreitungen geneigte Stimmung der Jugend.

Als der Palatin um drei Uhr erschien, wurde er mit stürmischen Eljen empfangen. Nach Verlesung des Nuntiums in Reichsangelegenheiten nahm der Palatin das Wort. Er sprach: „Hohe Magnaten! Aus der Verzögerung „der vor mir liegenden und eben verlesenen Repräsentation wage ich die „Hoffnung zu schöpfen, daß die hohen Magnaten diese ihrem ganzen Umfange „nach anzunehmen belieben." — Hier unterbrach ein Beifallssturm den Redner. — „Ja, wir nehmen sie an!" erscholl es Seitens der Magnaten. Neue anhaltende Freudenrufe des Auditoriums. „Indem ich sehe," fuhr der Palatin fort, „daß die hohen Magnaten diese Petition einstimmig (?) annehmen, kann ich meinen Wunsch nicht unterdrücken, in Folge dessen meine „heißeste Sehnsucht dahin strebt, daß dieser Reichstag erfolgreich sei. Zugleich „versichere ich Sie, daß ich in dieser Beziehung meinen ganzen persönlichen „und selbstständigen Einfluß anwenden werde, und daß ich es für meine „heiligste Pflicht halte, zur Entwickelung unserer Verfassungszustände in jener „Richtung, welche die hohen Stände eingeschlagen haben, mit ihnen Hand in „Hand zu gehen. Zur Erreichung dessen kenne ich aber nur ein Mittel, „nämlich: strenges Einverständniß und Zusammenhalten in diesen schweren „Zeiten, wozu ich die hohen Magnaten auch bei dieser Gelegenheit vertrauensvoll auffordere." — Die freudige Aufregung des Auditoriums hatte nach dieser Ansprache den Siedepunkt erreicht und bekundete sich durch stürmische Eljen, Tücher- und Hüteschwenken, woran sich auch die Damen lebhaft betheiligten. — Der Palatin schloß die Sitzung mit den Worten: „Indem ich diese „Sitzung aufhebe, kann ich nicht umhin, meine Dankgefühle für die bewiesene „treue Anhänglichkeit und zugleich die Überzeugung auszusprechen, daß, wenn „unser König und Herr in welch' schweren Zeiten immer uns auffordern „sollte, nicht nur wir, sondern die gesammte Nation zu jedem Opfer bereit „sein werde." *)

---

*) Das Vorgehen des Palatins bei diesem Anlaß war ohne Zweifel ganz ungesetzlich. Als Präsident der Magnatentafel hat er die Pflicht den Inhalt der Discussion zu resumiren und die von der Majorität ausgesprochene Annahme zu constatiren und als Beschluß der Tafel zu verkünden; übrigens bleibt es ihm unbenommen seine eigene Meinung nach geschlossener Abstimmung auszusprechen. Er darf aber durchaus nicht die Meinung und den Beschluß der Tafel durch sein Votum präoccupiren und dadurch eludiren, wie er es gethan. Zur Erklärung dieses ungesetzlichen Schrittes und zu dessen Entschuldigung darf es nicht verschwiegen werden, daß der Palatin kurz vor der Sitzung erfuhr, die Landtagsjugend beabsichtige einen blutigen Conflict mit den Conservativen der Mag-

„Ein großer Theil der conservativen Partei der Magnaten schwieg, lehnte aber auch den Beitritt zu diesem Beschluß des Palatins nicht ab, und so erging gleich aus der Sitzung das Renuntium von der vollständigen Annahme der Repräsentation oder Adresse an die untere Ständetafel. Diese empfing dasselbe mit dem größten Jubel, und entsendete auf Kossuths Motion eine Deputation an den Palatin mit der Bitte: Er möchte sich an die Spitze der nach Wien an den König mit der Adresse zu sendenden Deputation stellen. Diese Bitte enthielt zugleich das Begehren: Der Palatin möchte seine Anrede, welche er an den König zu halten gesonnen sei, noch vor dem Empfange der Deputation beim Könige der Deputation mittheilen. Der Palatin versprach, sich an die Spitze der Deputation zu stellen, überging aber letzteres Ansinnen mit Stillschweigen, so daß man annahm, er werde es erfüllen. Um das Ansehen des Palatins zu retten, kam man jedoch überein, der Judex Curiae — Reichsoberrichter — solle die Anrede aufsetzen und der Deputation mittheilen."

„Der Palatin war hierin zu nachgiebig; er hätte auf dem bisher ungeschmälerten Rechte der Deputationsführer, ihre Anrede keiner Controle zu unterziehen, bestehen sollen. Er wird künftighin den Ständen gar nichts mehr verweigern können; und wohin dieß führt, ist leicht vorherzusehen."

„Die Haltung der Conservativen der Magnatentafel bei der Abstimmung über die Adresse war eine ganz passive, um nicht zu sagen eine unwürdige. Nicht ein Einziger erhob sich, um gegen das Vorgehen des Palatins zu protestiren, ihr bisheriges Verfahren als den Ausdruck ihrer Überzeugung zu bezeichnen, und sich vor dem indirecten Vorwurf einer sträflichen Gleichgültigkeit gegen die im Geiste ihrer Partei angestrebte Förderung der Wohlfahrt des Landes zu verwahren."

„Der Jubel der Landtagsjugend über die Annahme der Adresse machte sich Luft in Standreden, welche drei Bravi auf der Promenade hielten. Sie bezeichneten den heutigen Tag als den Tag der Wiedergeburt Ungarns, schlugen Beleuchtungen und Fackelzug vor, ließen Kossuth hochleben u. dgl. m. Charakteristisch war es, daß einer der Redner bemerkte, unter den Zuhörern

natentafel für den Fall der Nichtannahme der Adresse. Um diesem Conflicte vorzubeugen, that der Palatin, was er gethan. Er beging eine Ungesetzlichkeit, um eine noch größere zu verhüten; wer mag ihn darob verurtheilen? Ob ihm im Drange des Augenblickes kein anderes Mittel zu Gebote stand, ist schwer zu entscheiden.

müßten wohl auch Mehrere sein, die nur Deutsch könnten; es sei demnach nothwendig, ihnen die Reden zu verdolmetschen. Er that dieß in gebrochenem Deutsch. Ein Jude, der zuhörte, bemerkte: Es ist doch gut, daß wir nun wissen, was die Herren gesprochen."

„Noch vor acht Tagen wäre bei der gegen die Deutschen herrschenden Animosität jener Act einer gefälligen Rücksichtsnahme gewiß nicht geschehen. Der revolutionäre Aufstand der Wiener war ein Versöhnungsact des Deutschthums mit dem Magyarismus."

„Die Landtagsjugend wollte dem Palatin heute einen Fackelzug als Huldigung darbringen; sie war bereits auf dem Wege nach seiner Wohnung, als der Deputirte Raday sie im Auftrage des Erzherzogs ersuchte, von dieser Demonstration abzustehen, für welche übrigens der Palatin herzlich danke. Bald erscholl aus dem Zuge der Ruf: „Wer ein guter Patriot ist, der kehre um!" Was auch geschah, indem man zugleich die Fackeln auslöschte."

„Kossuth, jetzt der Löwe des Tages, empfing heute mehrere Ovationen von der Landtagsjugend. Trotz seinem Vorwärtsdrängen ist er mehreren Comitaten noch zu gemäßigt; diese mißbilligen auch die Adresse, weil sie ihnen noch viel zu zahm erscheint. Dieß beweist, von welch' regierungsfeindlichem Geiste diese Comitate inspirirt sind."

„Graf L . . . . . kam heute am 14. Abends von Wien hier an. Er war der Überbringer einer Hofdepesche an den Erzherzog, die er unter seinem Beinkleide, und zwar im Stiefel verborgen hatte. Diese scheue Sorgfalt für die Erhaltung seiner Depesche ließ zwar das Ärgste über die Zustände in Wien vermuthen, war jedoch bloß in der persönlichen Auffassung des Grafen gegründet, keineswegs aber durch die Verhältnisse gerechtfertigt. Er war sehr bestürzt und erzählte die in den letzten zwei Tagen Statt gehabten Ereignisse in Wien. Aus allen Angaben ersah man das Bild einer großen Rathlosigkeit Seitens der Hof- und Regierungspartei und eines gewaltthätigen Drängens nach principiellen Änderungen im Regierungssysteme Seitens der Bewegungspartei. Im gegenwärtigen Augenblick schienen chaotische Zustände in Wien zu herrschen."

„Der Palatin war beim Empfang der Nachrichten über jene Zustände sehr niedergeschlagen, ja man könnte sagen kleinmüthig, und diese beklagenswerthe Gemüthsstimmung wurde noch, wie man gleich sehen wird, durch

das unmännliche Wehklagen von manchen Personen aus seiner Umgebung vermehrt."

„In der Stimmung, in welcher der Palatin war, hätten selbst ermuthigende Vorstellungen nichts genützt: ein darauf gerichteter Versuch blieb demnach der nächsten günstigen Gelegenheit vorbehalten. Diese ergab sich am nächsten Morgen, als mich der Erzherzog Palatin zu sich beschied. Es war ein Viertel vor sieben Uhr, kurz vor seiner Abreise nach Wien. Auf meinen Wunsch: „Gott gebe, daß es Eurer kaiserlichen Hoheit gelinge, Gutes in Wien zu stiften, und daß Sie zufrieden wieder heimkehren!" erwiederte der Palatin: „Wer weiß, ob ich wieder heimkehre; vielleicht schlagen sie „mich todt!" Welch' traurige Vorstellung hatte er doch von den Zuständen in Wien! Um hiervon abzulenken, äußerte ich: Der Palatin sei durch sein gestriges Vorgehen in der Magnatentafel und die Zusage der Führung der Deputation an den Kaiser an die Spitze der Bewegung in Ungarn getreten; er möge dieser Rolle treu bleiben und dieselbe im Interesse des Thrones und des Landes muthig durchzuführen versuchen. Da er jetzt gegen den Strom nicht schwimmen könne, ohne sich der Gefahr des Untergehens auszusetzen, so werde es für ihn, mit dem Strome zu gehen, um so klüger sein, als er die Aussicht habe, demselben bei einiger Festigkeit und Energie eine geregelte Richtung zu geben oder doch die Strömung minder schädlich zu machen. Der Palatin entgegnete: „Wenn man die Adresse „oben — am kaiserlichen Hofe — nicht annimmt, so bleibt mir nichts „Anderes übrig, als meine Stelle niederzulegen; alsdann", fuhr er fort, „kann ich nicht nach Ungarn zurückkehren. Mit dem Hofe in Opposition, „könnte es den Ungarn sogar einfallen, mich zum Könige zu wählen: und „das muß ich vermeiden. Wenn ich aufhöre Palatin zu sein, so „höre ich doch nicht auf Erzherzog zu sein; und als solcher werde „ich stets ein treuer Unterthan des Kaisers bleiben und das Schicksal der „kaiserlichen Familie theilen. Ja, ich weiß sogar" — setzte er hinzu — „daß, wenn ich ohne ein ungarisches Ministerium zurückkehre, die Landtags„jugend mich zum Könige ausrufen will. Geschähe dieß, dann bin ich in „einer halben Stunde über der Grenze und Ungarn sieht mich nie wieder." Ich kannte die Gesinnungen des Erzherzogs gegen den Kaiser; es überraschte mich demnach jener für die angegebene Eventualität gefaßte, ganz passende Entschluß gar nicht. Ich sprach noch die Meinung aus, es werde die

Adresse in Wien angenommen und die Postulate der Stände größtentheils bewilligt werden. Dieß werde es dem Palatin möglich machen, an der Spitze der Bewegung zu bleiben und Ungarn der regierenden Dynastie zu erhalten. Der Erzherzog besprach noch mehrere persönliche und sachliche Verhältnisse der jüngsten Tage und beschäftigte sich zugleich damit, Manches aus der Unterredung in sein Memorandenbuch mit dem Bleistifte einzutragen. Er war damit eben zu Ende, als der Graf ..... eintrat. Voll Kleinmuth rief dieser: „Die Ereignisse haben mich fürchterlich angegriffen. Seit drei Tagen gibt es keine österreichische Monarchie mehr. Gott mag es dem Metternich verzeihen!" Dabei drängten sich dem edlen Grafen, der gewiß ein guter Patriot und noch besserer Diener des Kaisers, die hellen Thränen in die Augen. „Soweit ist's noch nicht gekommen", rief ich ihm etwas aufgeregt entgegen. „Ja, wenn Alle das Nämliche sagten, dann gäbe es freilich keine österreichische Monarchie mehr. Jahrhunderte hat es gebraucht bis Österreich groß und mächtig geworden: Staaten von solcher Größe sterben nicht so schnell, wie Menschen, noch werden sie durch einige Gassencravalle zerstört. Übrigens haben wir im schlimmsten Falle einen guten, mächtigen Nachbarn: und man wird doch lieber österreichisch bleiben, als russisch werden wollen." Was mich schmerzlich berührt, ist, daß das Ansehen der bewaffneten Macht, das ist der Truppen, gleich beim Beginn der Unruhen lahm gelegt wurde. Dieß ist jedoch ein Beweis, daß in dem begonnenen Conflicte das moralische Element den Sieg davon getragen hat. Die Ereignisse in Deutschland hatten diesen moralischen Sieg des Volkes in Wien vorbereitet. — Der Palatin reiste gleich nach dieser Audienz ab."

„Sämmtliche Landtagsjugend trug nebst der ungarischen auch die Wiener Kokarde, eine weiße Schleife, — ein Zeichen der Versöhnung des starren Ultra-Magyarismus mit dem Deutschthum, was allerdings von guter Vorbedeutung war."

„Am Abende des 15. reisten 300 Juraten auf einem Dampfschiffe nach Wien ab, um den Wiener Kämpfern für Freiheit ihre Huldigung darzubringen; sie nahmen auch Fackeln mit, um sich eventuell auch der Deputation an den Kaiser anzuschließen."

„Um fünf Uhr Nachmittags erhielt der Verfasser der Aufzeichnungen ein Telegramm mit der Nachricht von der glücklichen Ankunft des Erzherzogs in Wien."

Die Aufzeichnungen bemerken weiter:

„16. März. Die Kokarden-Manie nimmt zu. Greise, Frauen und Kinder tragen Kokarden. In der heute gegebenen Oper Don Juan trat Don Juan mit einem Kopfputze auf, der die Nationalfarben hatte, er wurde mit stürmischem Beifall empfangen. Unter den Symptomen dieses patriotischen Paroxysmus, der Männer und Frauen aller Volksclassen und Alter plötzlich ergriffen hat, ist insbesondere bemerkenswerth, daß die Gymnasialschüler sämmtlicher Klassen ihren Professoren erklärten, sie könnten jetzt nichts lernen, sie würden es ihnen, den Professoren, sagen lassen, wenn sie wieder in die Schule kämen, damit die Herren Professoren alsdann daselbst erschienen. Als heute im Theater ein Bekannter den Grafen F...... mit dem Titel „Graf" anredete, antwortete dieser: „Nincsen Gróf — Polgary F...... — nichts Graf sondern Bürger F......!"

„Der Erzherzog Palatin fand bei seiner Ankunft in Wien an der Linie daselbst keine Finanzwache wie sonst, sondern bewaffnete Studenten, welche hier die Ordnung aufrecht erhielten. Kaum hatte man ihn erkannt, so brachten ihm die Studenten ein lautes Eljen. Die Villa Metternich, an welcher der Weg vorüberführte, war übel zugerichtet und „Berliner Musensöhne", wie der Berichterstatter, des Palatins Secretär, schreibt, lagerten gemächlich rauchend auf dem Gartenplatze, wo sich sonst der große Staatsmann in der Gesellschaft seiner Gattin von den Mühen seines hohen Staatsamtes erholte. Das geschlossene Stadtthor wurde auf den Ruf des erzherzoglichen Leiblakaien: „Erzherzog Stephan!" geöffnet. Auf dem Stephansplatze wurde der Palatin angehalten, und als man ihn erkannte, spannte das Volk zu seinem großen Leidwesen die Pferde aus und zog ihn unter anhaltenden Vivatrufen in die Burg.*)"

„Die Wiener Verhältnisse waren doch viel besser gestaltet, als sie der eingeschüchterte Palatin sich in Preßburg vorgestellt hatte. Der ungarische Hofkanzler hatte Tags zuvor seine Stelle niedergelegt; in den meisten Comitaten und in der öffentlichen Meinung in Ungarn war er bereits vor seinem Rücktritte abgesetzt."

„Die ungarische Deputation wurde von einer Studenten- und National-

*) Die Beschreibung der Zustände in Wien, welche der Bericht enthält, wird hier übergangen, da sie nicht zur Aufgabe dieses Werkes gehört.

garden-Deputation festlich bewillkommt und Kossuth unter lebhaften Eljen nach seiner Gasthofwohnung begleitet, vor welcher man zwei Ehrenschildwachen von der Nationalgarde Wiens aufstellte.

„Die ungarische Deputation, unter Vortritt des Palatins wurde vom Kaiser am 16. empfangen; sie erhielt eine zusagende Antwort auf die vom Palatin vorgetragenen Begehren der Stände. Als sich die Deputation entfernt hatte, zeigte sich der Kaiser am Fenster und wurde mit lebhaften „Lebehoch“ vom Volke begrüßt. Es ertönte aber auch zugleich der Ruf: „Batthyány Lajos (Ludwig) Minister-Präsident!“

„Erzherzog Ludwig hatte Schwierigkeiten gegen die Bewilligung der Forderungen der Stände erhoben. Der Palatin besiegte den Widerstand durch die Erklärung: Er werde für den Fall der Weigerung seine Palatinstelle niederlegen und nach Ungarn nicht mehr zurückkehren.“

„An demselben Tage — den 16. — hatten die täglich im Redoutensaale in Preßburg sich versammelnden Juraten, Kaufleute, Professoren und Bürger einen permanenten Ausschuß aus ihrer Mitte unter dem Vorsitze des ungarischen Oberstallmeisters Grafen Raday in der Absicht gewählt, um durch eine Deputation, an deren Spitze Graf Joseph Palfy, das Zugeständniß der Ernennung Batthyány's zum Ministerpräsidenten nöthigenfalls in Wien zu erzwingen. Die Deputation ging noch heute nach Wien ab, weil man keine Gewißheit hatte, ob der König Batthyány ernennen werde.“

„Die conservative Magnatenpartei, sowie die höhere und niedere Geistlichkeit beeilte sich die National-Kokarde als Symbol der Einigkeit aufzustecken.“

„Die große Deputation an den König kehrte am 17. nach Preßburg zurück, wo sie um 5 Uhr Nachmittags eintraf und von lautem Jubel empfangen wurde. Kossuth als Triumphator, von der Bürgergarde en parade, den Juraten und den Magnaten mit ihren Frauen festlich begrüßt, hielt eine von Jubelrufen oft unterbrochene Rede vom Balcon des an der Promenade gelegenen Gasthofes zum grünen Baum.“

„Er pries den festlichen Empfang der Deputation in Wien und die gnädige Zusage des Königs; er hob jedoch vor Allem hervor, daß die Gewährung ihrer Forderungen größtentheils der energischen Fürsprache des Palatins zu danken sei.“

„Diese Erklärung wurde mit lange anhaltendem Jubelrufen von der

auf dem Platze versammelten Volksmenge aufgenommen. Kossuth verkündigte ferner die Ernennung des Palatins zum bevollmächtigten königlichen Statthalter, wonach derselbe Ungarn von Ofen aus im Namen des Königs regieren werde, und die Ernennung des Grafen Louis Batthyány zum Minister-Präsidenten, welcher zugleich mit der Bildung des Ministeriums vom Palatin betraut sei. Morgen erscheint — fuhr der Berichterstatter fort — unser geliebter Palatin in unsern Mauern; er ist es, der das größte Verdienst um das glückliche Resultat unserer Repräsentation hat, welche trotz aller Anstrengungen nicht errungen worden wäre; er ist es, der dem Könige offen erklärte, falls unsere Wünsche nicht erfüllt würden, die Palatinwürde niederlegen zu wollen. Meine Herrn, vor so hohem herrlichem Patriotismus müssen wir uns Alle beugen. Wir werden den großen Mann empfangen, wie es sein Verdienst erheischt, und mit einer männlichen Würde, wie es uns zusteht."

„Den festlichen Tag beschloß eine glänzende Stadtbeleuchtung und ein dem Grafen Batthyány dargebrachter Fackelzug."

„Die Tages zuvor angekündigte Rückkehr des Palatins nach Preßburg fand am 18. Statt. Der Palatin traf um 3 Uhr Nachmittags in Preßburg ein und wurde von ungeheurem Jubel der Bevölkerung auf der ganzen Fahrt vom Landungsplatze des Dampfschiffes nach seiner Wohnung begleitet."

„Abends brachte die Landtagsjugend im Vereine mit der Nationalgarde dem Palatin einen glänzenden Fackelzug. Letzterer hielt bei diesem Anlasse folgende sehr beifällig aufgenommene Ansprache von der Terasse des Palais, das er bewohnte."

„Meine Herrn!

„Ich danke Ihnen für Ihre herzliche Anhänglichkeit an mich; doch danke „ich nicht meinetwegen, sondern des theuern Vaterlandes wegen, welches in „dieser schweren Zeit von uns enges Aneinanderschließen und festes Zusammen-„halten fordert. Vertrauen wir der väterlichen Absicht unseres allergnädigsten „Königs, vertrauen wir der Vaterlandsliebe und Mäßigung des gesetzgebenden „Körpers, vertrauen wir endlich auf die göttliche Vorsehung, welche noch Alles „zu unserem Besten lenken wird. Gott, der Gott der Ungarn, sei stets mit „Ihnen, meine Herrn Éljenek."

Am nächsten Tage, 19. März, fand eine gemischte Reichstagssitzung bei

der Magnatentafel Statt, in welcher der Palatin den Bericht erstattete über den Erfolg der Reichsrathsdeputation.

„Am Tage nach unserer ersten Zusammenkunft in Wien“, begann der Palatin, „begaben wir uns zu Sr. Majestät, wo ich als Führer der Depu-„tation die Repräsentation der Reichsstände Sr. Majestät mit folgender Ansprache „überreichte“. Der Protonotar las diese nun vor. Sie lautete also:

„Allerdurchlauchtigster Kaiser und apostolischer König, Unser gnädigster „Herr! Die Reichsstände Ungarns haben in Bezug auf das, was in Folge „der neuesten Zeitereignisse ihre Treue gegen Euere Majestät, ihr gesetzliches „Verhältniß zur Gesammtmonarchie und ihre Pflicht gegen das Vaterland „erheischt, die Wünsche der Nation in jener unterthänigen Repräsentation „zusammengefaßt, die wir unserer Sendung gemäß Euer Majestät hiemit in „tiefster Ehrfurcht überreichen.“

„Indem diese Wünsche die von den Zeitansprüchen und dem Drange der „Umstände erheischte Entwicklung des constitutionellen Lebens, der geistigen und „materiellen Wohlfahrt der Nation zum Gegenstand haben, sind sie auf die „Belebung jenes begeisterten Zusammenwirkens der geistigen Kräfte und „materiellen Gewalt gerichtet, in welchen Euere Majestät unter allen Ereignissen „der Zukunft eine unerschütterliche Stütze des Königlichen Thrones finden „werden, und sie sind demnach neue Beweise jener unerschütterlichen Treue, „welche die ungarische Nation durch das von ihren Vorfahren ererbte Gefühl „der Verehrung unabänderlich an Eure Majestät knüpft.“

„Mit vollem Vertrauen legt die Nation durch uns ihre heißen Wünsche „in Euerer Majestät Vaterhände, vollkommen überzeugt, daß Euere Majestät „Vertrauen zeigen werden gegen eine Nation, welche, so wie sie bisher der feste „Pfeiler der gesetzlichen Gewalt und Herrlichkeit der Monarchie war, so auch „in den Wechselfällen künftiger Zeiten beseelt wird von dem Gefühl unwandel-„barer Treue und Liebe gegen Euere Majestät, mit dem sie für constitutionelle „Freiheit und Vaterland zu glühen nie aufhören wird.“

„Und seien Eure Majestät überzeugt, daß das treue Ungarland, das sich „am glücklichsten fühlt, wenn es Eure Majestät in seinem Herzen verehren „kann, jederzeit die unerschütterliche Stütze und — wenn es sein muß — die „entschlossene Brustwehr sein wird für Eure Majestät.“

„Hierauf“, so setzte der Palatin fort, „geruhte Se. Majestät sich dahin „zu erklären, daß Höchstdieselben geneigt seien, die Wünsche der Nation zu

„erfüllen, andererseits auf die Treue der ungarischen Nation, welcher Se. „Majestät von jeher vertraut haben, auch für die Zukunft rechnen werden."

„Am 17. Morgens gelangte folgendes Allerhöchste Handschreiben an mich." Letzteres wurde ebenfalls von dem Protonotar verlesen.

Das Handschreiben enthielt: „Die Ernennung des Palatins zum bevollmächtigten königlichen Statthalter, der das Land sammt den verbundenen Theilen während der Abwesenheit des Königs zu regieren hat; ferner die Bewilligung eines im Sinne der bestehenden Gesetze unabhängigen verantwortlichen Ministeriums, dessen Mitglieder von dem Palatin dem Könige zu bezeichnen sind; endlich den Auftrag zur Vorlage der den Verhältnissen entsprechenden Gesetzvorschläge zur königlichen Genehmigung, wobei an dem durch die pragmatische Sanction aufgestellten innigen Verbande mit den übrigen Ländern der Monarchie treulich festzuhalten."

Der Palatin fügte seinem Berichte noch folgende Schlußworte bei:

„In Folge dieses allerhöchsten Handschreibens habe ich in Rücksicht der „dringenden Verhältnisse den Grafen Ludwig Batthyány mit der Bildung eines „Ministeriums beauftragt*) und somit stelle ich den Grafen Ludwig Batthyány „als ungarischen Premier-Minister den hochlöblichen Reichsständen vor."

Die Aufhebung der Sitzung erfolgte hierauf unter den lebhaftesten Beifallsrufen.

Mehrere Gesetzentwürfe wurden nun im Laufe der nächsten Tage in beiden Tafeln zur Vorlage gebracht, von beiden berathen und angenommen. Das Gesetz 1. über die Hypothekalbanken, 2. das Ministerialgesetz und 3. das Gesetz über die Umwandlung der Urbarial-Domainen in eine Staatsschuld wurden am 23. an Se. Majestät zur Sanction abgesendet. Am 24. reisten sodann der Erzherzog Palatin, der Minister Batthyány und der Deputirte Deak nach Wien ab, um die Sanction obiger Gesetzvorlagen zu erwirken.

Schon am 25. verbreiteten sich aber sehr beunruhigende Nachrichten von Wien, von der Verweigerung der Ministerien des Krieges, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten, von der Amtsresignirung des Palatins und dergleichen mehr; sie erzeugten eine sehr üble Stimmung nicht nur in Preßburg, sondern auch in Ofen und Pesth, wohin diese Nachrichten noch an dem

*) Diesen Auftrag hatte Batthyány mittelst eines schriftlichen Erlasses des Palatins an ihn Tages zuvor erhalten.

nämlichen Tage gelangten. Glücklicherweise wurden dieselben durch von Wien eingetroffene Telegramme widerlegt, und bereits in der Circularsitzung vom 26. Abends kündigte Kossuth die Rückkehr des Palatins mit den Worten an: „Morgen schon erwarten wir die Rückkunft des geliebten Palatins und Vicekönigs Stephan und mit ihm des Minister-Präsidenten Batthyány.“ Der Palatin kam aber erst am 29. zurück.

In der noch am nämlichen Tage unter dem Vorsitze des Palatins abgehaltenen gemischten Reichstagssitzung wurde das königliche Rescript vom 28. März, die Bildung eines ungarischen Ministeriums betreffend, verlesen; es waren jedoch in demselben die Ministerien des Krieges, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten abgelehnt.

Nach Verlesung des Rescriptes erklärte Batthyány: „der Inhalt desselben stimme mit den gerechten Ansprüchen der Nation eben so wenig, als mit dem gegebenen königlichen Worte überein. Die Minister machen ihr Verbleiben im Amte von der vollen Befriedigung der Ansprüche des Volkes abhängig.“ Der Palatin versprach hierauf, die Wünsche der Nation vor Se. Majestät nochmals zu bringen und gab sein Fürstenwort, sie zu realisiren; sollte dieß aber nicht gelingen, seiner Stelle zu entsagen.

Noch am Nachmittage desselben Tages reiste der Palatin nach Wien ab.

Das königliche Rescript und die gleichzeitige königliche Resolution in Angelegenheiten der allgemeinen Besteuerung waren von dem Hofrathe Z...... der ungarischen Hofkanzlei unterzeichnet. Dem Einflusse dieses Mannes die im Königlichen Rescripte enthaltene Verweigerung der drei Ministerien zuschreibend, beantragte demgemäß Kossuth in der Circularsitzung vom 29. die Bestrafung desselben, unter dem gesetzlichen Vorwande, daß er die königliche Resolution über die allgemeine Besteuerung allein unterschrieben habe.

Die Landtagsjugend, durch solchen Antrag zur Thätigkeit angeregt, beeilte sich, den Act der Bestrafung selbst auszuführen; da es nämlich verlautete, Z...... sei in Preßburg anwesend, suchte man ihn überall auf, wo man ihn zu finden hoffte: doch vergebens. Um sich nun nicht umsonst bemüht zu haben, wurde beschlossen, den Hofrath sammt der von ihm unterzeichneten Resolution in effigie zu verbrennen, welches auto da fé auch öffentlich auf dem Theaterplatze ausgeführt wurde. Der Wiener Widerstand gegen die Forderungen der ungarischen Stände bestimmte den Palatin, am 30. nach Preßburg zurückzukehren, in der Hoffnung, die Stände zur Nachgiebigkeit

bezüglich mancher ihrer Forderungen zu bewegen. Eine telegraphische Depesche von Preßburg brachte nach Wien die Nachricht, der Palatin werde um 10 Uhr Abends wieder in Wien sein.

Der Verfasser der Aufzeichnungen hatte hievon Kunde erhalten und begab sich des Abends in das vom Erzherzog Palatin in der Burg bewohnte Appartement, wo er den Palatin im Empfangszimmer erwartete. „Hofrath Z......," heißt es in den Aufzeichnungen, „fand sich ebenfalls daselbst ein und erzählte mir, er habe das heutige Rescript nicht unterschrieben, weil der Beschluß collegialiter, durch Stimmenmehrheit gefaßt worden war, was einem verantwortlichen Ministerium gegenüber für ihn nicht mehr thunlich gewesen. Z...... erwähnte auch der Schwierigkeiten, welche sich dem fraglichen Rescripte entgegenstellten, wobei die Persönlichkeit eines sehr hochgestellten Herrn nicht die unwichtigste. „Hatte ich ihm"", sagte Z......, „eine Sache recht klar und begreiflich gemacht, so erhielt ich gewöhnlich die Antwort: Es ist wahr, aber ich kann nicht."

„Um halb elf Uhr Abends kam der Palatin an und rief bei seinem Eintreten in's Empfangszimmer mit freudig gehobener Stimme: „Victoria, ich bringe günstige Bedingungen!" „Zu spät, Euer kaiserliche Hoheit", entgegnete der Hofrath, „es ist Alles mittlerweile — während der Abwesenheit des Palatins — bewilligt worden, und ich habe auch den Minister Batthyány bereits davon verständigt." Der Palatin, obwohl darüber betroffen, machte, da die Sache bereits geschehen, gute Miene zum bösen Spiele. Daß letzteres wirklich böse war, ja absichtlich, dessen kann Z...... mit Recht verdächtigt werden. Er wußte, daß der Palatin nach Preßburg in der Absicht abgereist war, um durch Nachgiebigkeit Seitens des ungarischen Ministeriums und der ungarischen Bewegungspartei den Ausgleich zwischen dieser und der Regierung anzubahnen; warum benutzte er demnach die Abwesenheit des Palatins, um der Regierung in Wien die vollständige Genehmigung der Forderungen der Stände abzuringen? Letzteres gelang ihm. Warum wartete er nun die Rückkehr des Palatins nicht ab, sondern beilte sich, Batthyány von dem errungenen Erfolge hinter dem Rücken des Palatins zu benachrichtigen? Der Palatin war doch die Hauptperson in den Unterhandlungen mit der Regierung; durch Z......'s Schritt war er den Ständen gegenüber in so fern compromittirt, als er die Nothwendigkeit des Nachgebens Seitens der Stände zur Erreichung des Ausgleiches behauptete, während Z...... mittlerweile durch seinen thätigen

Einfluß das Gegentheil bewies. Dieses Vorgehen dem Palatin gegenüber war demnach nicht correct und findet seine Erklärung bloß in dem selbstsüchtigen Bestreben, sich zu rehabilitiren in der guten Meinung der Stände, die, wie bereits erwähnt, ihn strafbar fanden, sowie vor den Augen des Publicums, das an seinem Portrait eine Art Lynchjustiz ausgeübt hatte. Dieß gelang dem Hofrath durch obigen Act so vollständig, daß ihm Batthyány und Deak in der Circularsitzung vom 10. April vor den Ständen das Zeugniß gaben, daß außer dem Palatin Z...... der erlangte günstige Erfolg in dem Ausgleich der Differenzen zwischen der Regierung und den Ständen größtentheils zuzuschreiben sei.*)

*) Obschon der Palatin kein Mißfallen über den von Z...... in seiner Abwesenheit vollzogenen Act gegen dessen Urheber äußerte, so war er doch darüber empfindlich und selbst in einem gewissen Grade gegen Z...... mißtrauisch geworden. Der Verfasser der Aufzeichnungen sagt hierüber Folgendes: „Eine hohe Persönlichkeit aus des Palatins Umgebung machte mir heute, 28. April, folgende Mittheilung: Z......, sagte sie, ist ein politischer Doppelgänger. Er hat den Erzherzog in der bekannten Adreßangelegenheit auf dem Landtage angeführt und am entscheidenden 30. März eine sehr zweideutige Rolle gespielt. Der Erzherzog war an jenem Tage nach Preßburg abgereist, um das ungarische Ministerium zur Nachgiebigkeit zu bewegen; es gelang ihm auch einige Concessionen zu erringen. Während der Erzherzog in Preßburg für den Hof thätig war, war Z...... am Hofe in Wien für das ungarische Ministerium thätig und setzte die Genehmigung aller Forderungen desselben durch.“ Die Mittheilungen geben nun die Rückkehr des Erzherzogs in Wien und seine Begegnung mit Z...... im Empfangszimmer seiner Appartements, welcher der Verfasser beigewohnt, beinahe wörtlich eben so an, wie sie in den Aufzeichnungen enthalten sind und hier bereits angeführt wurden. „Ungeachtet der Erzherzog, heißt es in den Mittheilungen weiter, von Z......s Doppelgängerei überzeugt ist, ungeachtet er den bei dem Hofe in Wien bleibenden ungarischen Minister, Fürsten Esterhazy, vor Z...... so ernstlich gewarnt, daß dieser die Idee ihn in seinem Ministerium anzustellen gleich aufgab, kann sich der Palatin doch so wenig von ihm losmachen, daß er ihm ein an sein Appartement anstoßendes Zimmer als Absteigequartier im königlichen Schlosse zu Ofen einräumte. Bei seinen Besuchen in Ofen wohnt Z...... dort, und seine Nachbarschaft mit dem Palatin gibt ihm die Gelegenheit, diesen in jedem Augenblick zu sprechen.“

Die Haltung des Palatins Z...... gegenüber zeigt von Klugheit. Solcher Organe, wie Z......, kann sich der Staatsmann, wenn er dieselben erkannt, wie dieß hier der Fall gewesen, mit Nutzen bedienen, wenn er sie vorsichtig, das ist in einer Weise gebraucht, daß sie nicht ahnen, sie seien als das erkannt, was sie wirklich sind. Eine solche Rolle einem Doppelgänger gegenüber kostet dem geraden Charakter eine große moralische Anstrengung, ist aber in manchen Stellungen des öffentlichen Lebens oft unvermeidlich. Der Zwang, den sich der Betreffende auferlegt, ist oft ein Opfer, das er öffentlichen Interessen bringt. Dieser Zwang hört aber in dem Augenblicke auf, wo er nicht mehr im öffentlichen Interesse liegt, demnach keine Gefahr mehr für dieses besteht, solchen Gewissensbeschwerer über Bord in den Strom der Vergessenheit zu werfen. Die Gemüthlichkeit des Erzherzogs brachte es aber, wie noch gezeigt werden wird, selbst in späteren Jahren nicht zu diesem Emancipationsacte.

Der Erzherzog Palatin war am 31. nach Preßburg zurückgekehrt, und es fand noch an diesem Tage um zwei Uhr Nachmittags eine Sitzung bei der Magnatentafel unter seinem Vorsitze statt. Nach Verlesung des königlichen Handschreibens an den Palatin, in welchem alle Forderungen der Stände bewilligt waren, schloß der Palatin die Sitzung unter den oft wiederholten Rufen Éljen a Kiraly (Es lebe der König) mit folgender kurzen Ansprache an die Magnaten: „Und jetzt, hohe Magnaten, sei es auch mir „vergönnt, einige Worte zu sprechen. Seine Majestät äußern sich in dem eben „verlesenen königlichen Rescripte nach meinem Gefühle wie ein guter Vater „gegen seine Kinder, wie ein ungarischer König gegen seine treuen Ungarn; „er hat erfüllt, was seit Jahrhunderten die Sehnsucht der ungarischen „Nation war. Ich hege daher das feste Vertrauen zu den hohen Magnaten „und löblichen Ständen, daß der Reichstag dieß königliche Rescript erwiedern „und nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That seinen Dank Sr. „Majestät darlegen werde. Ich hoffe dieß mit Zuversicht. Die heutige „Sitzung war kurz, aber gewiß von hoher Wichtigkeit, und somit hebe ich „dieselbe auf.“ — Das königliche Rescript gelangte gleich nach beendigter Magnatensitzung in der Sitzung der Ständetafel zur Verlesung und wurde mit lebhaftem Jubel begrüßt.

Schluß des Landtages durch den König.

In der gemischten Reichstagssitzung vom 10. April wurde ein königliches Rescript vorgelesen, welches die Sanction von zehn Gesetzentwürfen und die Bestätigung der ernannten Minister enthielt. Am Abende desselben Tages kamen die Majestäten in Begleitung der Erzherzöge Franz Carl und Franz Joseph in Preßburg an, und am nächsten Tage fand nach einer gemischten Sitzung der Landstände der Schluß des Landtages durch den König statt. Zu diesem Ende versammelten sich beide Tafeln im großen Saale des Primatial-Palastes; Minister Batthyány hielt im Namen des Königs, nachdem dieser seinen Sitz auf dem Throne eingenommen, einen Vortrag an die Reichsstände, worauf der König folgende Worte in ungarischer Sprache vom Throne herab an beide Tafeln richtete: „Vom Herzen wünsche ich meiner treuen ungarischen Nation die Glückseligkeit, denn in dieser finde ich die meine.“ Die Majestät mußte hier des stürmischen Eljens wegen inne halten. Nachdem der Sturm sich gelegt, sprach der König also weiter: „Was Sie

zur Erreichung derselben von mir gewünscht, habe ich nicht nur erfüllt, sondern durch mein königliches Wort bekräftigt, übergebe es auch hiermit Dir, lieber Vetter, und durch Dich der ganzen Nation, in deren Treue nämlich mein Herz die erhebendste Beruhigung und seinen Reichthum findet."

Der Palatin Statthalter, dem Throne näher tretend, übernahm die sanctionirten Reichsgesetze und erwiederte die Ansprache des Königs in lauter kräftiger Stimme, die nur an jenen Stellen seiner Rede, welche Gefühle der Treue und Liebe aussprachen, mit der dem Redner eigenen natürlichen Meisterschaft in weiche, gemüthliche, die Rührung des Herzens verkündende Töne überging, mit folgenden Worten: „Euer kaiserliche und apostolische „königliche Majestät! Unser allergnädigster Herr! Mit größerer Freude hätten „Euer Majestät Ihre getreuen Ungarn nicht erfüllen können, als daß Sie „zur Schließung dieses ewig denkwürdigen Reichstages persönlich in unserer „Mitte zu erscheinen geruhten."

„Ein beglücktes, dankbares Volk umkränzt hier den königlichen Thron „Euerer Majestät, und die Herzen der Nation haben nie mit glühenderer „Liebe, mit größerer Treue für ihren Herrscher geschlagen, als sie jetzt für „Euere Majestät pulsiren, der durch die Sanction der vorliegenden Gesetze „ein neuer Gründer unseres Vaterlandes geworden."

„Arm ist die Sprache, um hierfür Euerer Majestät den gebührenden „Dank zu sagen; ihn werden unsere Thaten erhärten. Denn gleich wie „durch diese Gesetze die ungarische Verfassung auf eine neue lebenskräftige „Basis gestellt wurde, so hat hierdurch auch jenes heilige Bündniß eine „sichere Grundlage gewonnen, welches dieses Land mit süßen Banden an „Euere Majestät und Ihr königliches Haus knüpft. Gottes Segen ruhe auf „Euer Majestät, Ruhm und Glück umkränze Ihr Haupt! Dieß wünschen wir „aus der Tiefe unseres Herzens und empfehlen uns und unser geliebtes „Vaterland huldigend der königlichen Gnade Euerer Majestät."

Hiermit war die Feierlichkeit der Gesetzessanction und des Schlusses des Landtages beendigt. Die Mitglieder beider Tafeln begaben sich nun nach der Magnatentafel zu einer gemischten Reichstagssitzung unter dem Vorsitze des Palatins. In dieser wurden die Gesetzessanction des Königs mit dessen Fertigung und der Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten und hierauf sämmtliche Gesetze verlesen. Nach Beendigung dieses Actes hielt der Palatin eine passende Abschiedsrede an die Stände, welche vom Bischofe

Scitowsky im Namen der Magnaten und vom Personal im Namen der untern Tafel beantwortet wurde.

Hiermit war der erste Act dieses großen Dramas aus der Geschichte Ungarns geschlossen.

Die Leser wissen, in welch' heiterer Toaststimmung und mit weich' schönen Hoffnungen Regierung und Stände jenen Act begonnen; sie wissen aber auch, wie diese Stimmung, diese Hoffnungen und das gegenseitige Vertrauen vor dem Ernste und dem wechselvollen Gang des geschäftlichen constitutionellen Landtagslebens und Wirkens und vor dem Conflicte gegenseitiger Interessen sich leider abgeschwächt hatte, zurückgewichen und endlich ganz verschwunden war: und wie durch das überraschende Eintreten erschütternder Ereignisse die Zustände zum drohenden Widerstande Seitens der Landstände der Regierung gegenüber sich entwickelten. Dieser Widerstand offenbarte sich in der Weise, daß die Forderungen der Stände — nur noch scheinbar in der herkömmlichen Petitions- und Repräsentationsform, aber dem Tone nach als drohende Postulate formulirt, die Regierung zur Nachgiebigkeit zwangen und ihr endlich Zugeständnisse in Gesetzesform abgerungen hatten, die, von letzterer bloß zur Rettung ihres äußeren Ansehens als freiwillige Concessionen bezeichnet, den Grund zu dem später eingetretenen blutigen Streite zwischen Ungarn und seinem Könige legten.

Gefühlvolle Versicherungen dankbarer Liebe, opferwilliger Treue und Hingebung für den König Seitens der Stände, welche Se. Majestät sehr gnädig und befriedigt entgegen nahm, ertönten enthusiastisch beim Schlusse des Landtages. Der nicht unterrichtete Zuschauer konnte nicht umhin, ein hergestelltes herzliches Einverständniß zwischen dem Könige und Ungarns Volksvertretern zu vermuthen. Wie traurig aber, wenn er Angesichts der darauf folgenden Ereignisse sich endlich gestehen mußte, all' diese Ovationen, Herzensergießungen und Verheißungen seien bloß glänzende Phrasen einer Phantasie und Gefühl anregenden, momentanen Begeisterung gewesen und als solche schon im nächsten Augenblicke kalter Überlegung zu Erkenntniß gekommen.

Ungarn hatte auf diesem Reichstage durch die Zugeständnisse der Regierung ein Verfassungsleben erreicht, das selbst der heißblütigste Patriot beim Beginne des Reichstages kaum ahnen mochte. Und wem verdankte es solch' unerwarteten großartigen Erfolg? — Dem festen Zusammenhalten

einer wohl disciplinirten über das ganze Land verbreiteten Oppositionspartei unter Kossuths einheitlicher Führung, ihrer allerdings richtigen Wahrnehmung günstiger Actionsmomente und der energischen Benützung derselben; insbesondere der in Folge der französischen Revolution beinahe über den ganzen europäischen Continent mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens sich verbreitenden, geistigen Bewegung der Völker und der durch sie errungenen Neugestaltung staatlicher Verhältnisse und eines entschiedenen moralischen Übergewichtes ihren Regierungen gegenüber, endlich der Schwäche und den Mißgriffen der conservativen, sowie der geringen Entschiedenheit der liberalen Partei und der Rathlosigkeit der Regierung, der es leider an dem richtigen Verständnisse fehlte, im rechten Augenblick zu geben, um sich dadurch das Recht zu bewahren im rechten Augenblicke auch zu widerstehen.

Daß jene Errungenschaften durch den entschiedenen Einfluß des Palatins gefördert wurden, kann nicht in Abrede gestellt werden; sie wären aber auch ohne diesen Einfluß sicherlich erreicht worden. War es aber nicht besser, daß es durch einen österreichischen Erzherzog geschehen, der durch seine Geburt eine gewisse Garantie für die Erhaltung der zwischen der regierenden Dynastie und der ungarischen Nation bestehenden Bande bot, als wenn die Führung in den verhängnißvollen letzten Märztagen in eine revolutionäre Hand gefallen wäre?

In jenen Tagen standen Regierung und Stände auf einer stark geladenen Mine, zu der Kossuth, dieser zum Nationalorakel gewordene Mann, die brennende Lunte in der Hand hielt, jeden Augenblick zum Zünden bereit. Seine wahrhaft mephistophelischen Geständnisse in der Circularsitzung vom 31. März lassen hierüber keinen Zweifel. „Meine Herren!“ sprach er, „ich bin ein einfacher, schlichter Bürger; ich besaß niemals eine andere Macht oder Gewalt, als jene, die bloß aus der consequenten Wahrheitsliebe entspringt, die Gott in meine Brust gelegt. Und doch sind die Wege der Vorsehung so merkwürdig, daß ich, der einfache Bürger, einer der letzten Männer dieses Vaterlandes, inmitten der riesig sich emporthürmenden Ereignisse auf wenige Stunden in die Lage kam, mit den Bewegungen dieser Hand entscheidend bei der Frage mitwirken zu können, ob das Haus Habsburg bestehen bleibe oder nicht? Und auch in dem Augenblicke, da die königliche Resolution herabgelangt ist, war ich einer von den Wenigen, auf deren Ausspruch, daß wir das Rescript nicht annehmen könnten, sogleich

Bürgerblut geflossen wäre. Bei Erwägung dieser Umstände blickte ich in den innersten Schacht meiner Seele und schöpfte die freie Überzeugung, daß, wenn ich niedrig genug sein könnte, bei den glorreichen Errungenschaften, die wir in Händen haben, aus bloßer Lüsternheit nach Macht, aus Sucht nach Einfluß, den Zunder des Bürgerkrieges unter das nach Wohlfahrt schmachtende Volk zu werfen, ich eine solche Verantwortung auf meine Schultern laden würde, die keine Sühne der Welt ausgleichen könnte; denn mit dem Blute der Völker unnütz spielen, ist ein solches Verbrechen, für welches noch keine Strafe unter den Sternen geschrieben steht." *)

Unter den eben angeführten Verhältnissen, die dem Palatin genau bekannt waren und die Regierung nicht ignoriren konnte, mußte man es als eine Gunst des Schicksals betrachten, daß ein Erzherzog an der Spitze der Nation stand, und auch blieb.

Die Popularität des Palatins hatte am Schlusse des Landtages ihren Höhepunkt erreicht. Mochten auch im Laufe der Landtagsverhandlungen manche Stimmen sich gelegentlich gegen ihn erhoben haben, so vereinigten sich doch alle Parteien, durch seine Haltung in den letzten Märztagen befriedigt, in den Kundgebungen lebhafter Dankbarkeit und innigen Vertrauens gegen ihn.

In der zweiten Periode seiner Statthalterschaft, die mit der Eröffnung des Landtages in Pesth anfängt, kühlte sich leider jene warme Stimmung der Gemüther gegen ihn nach und nach ab und der so hoch gestiegene Gefühls-Thermometer sank bis zum Eispunkte herab.

Bevor übrigens des Palatins weiterer öffentlichen Thätigkeit in jener zweiten Periode in diesen Blättern erwähnt wird, dürfte es von Interesse für die Leser sein, den Mann, der in den letzten Tagen des März eine so hervorragende Stellung an der Spitze des auf seine Nationalität, seine Verfassungsrechte und auf die neuesten Errungenschaften so stolzen ungarischen Volkes stand, auch in seinem Privatleben kennen zu lernen, in dem nicht sowohl der Staatsmann, als der Mensch in den Vordergrund tritt.

Des Palatins Hof- und Haushalt.

Der Palatin hatte die Einrichtung seines Hof- und Haushaltes seinem Obersthofmeister überlassen. Dieser hatte hierin vollkommen freies Walten,

*) Nach wenigen Monaten hatte Kossuth diese Worte durch seine Thaten Lügen gestraft.

und es konnte wahrlich der Palatin diese mitunter sehr schwierige Aufgabe keinen besseren Händen anvertrauen. Der Oberſthofmeister hatte nämlich nicht nur die nöthigen Kenntnisse hierzu, sondern auch einen sehr guten Geschmack, kurz ein eminentes Talent für die ihm gewordene Aufgabe. Er schien diese aus dem Gesichtspunkte aufgefaßt zu haben: der Erzherzog Palatin sei durch Geburt und staatliche Stellung der erste Magnat des Königreichs, und dürfe von keinem der Magnaten in Bezug auf die Äußerlichkeiten des Lebens übertroffen werden, sondern müsse Alle übertreffen; das ist: „der goldene Rahmen," wie der Verfasser der Aufzeichnungen sagt, „welcher den Palatin umgibt, habe reicher und kostbarer als jeder andere Magnaten-Rahmen zu sein." Wie bekannt, zeigt aber der ungarische Magnat gern, seine orientalische Abstammung nicht verläugnend, theils aus natürlicher, theils aus angeerbter Standesneigung den grand Seigneur; er liebt den Luxus in seiner Kleidung, in einem häuslichen eleganten Comfort, in der Tafel, glänzenden Equipagen und zahlreicher, reich gekleideter Dienerschaft. Und so durfte denn hierin, nach den Ansichten des Oberſthofmeisters, der Hof- und Haushalt des Palatins keinem Haushalte eines Magnaten nachstehen, er mußte vielmehr jeden übertreffen.

Der Hof- und Haushalt des verstorbenen Palatins, des Vaters des Erzherzogs Stephan, nach anderen Ansichten organisirt, verhielt sich in seiner Ausstattung zu der des Sohnes, wie eine Allonge-Perrücke zu einer eleganten modernen Titusfrisur. Der von dem Erzherzog Vater überkommene Hof- und Haushalt mußte demnach vor Allem reformirt, renovirt, kurz modernisirt werden. Manche Diener, die das Modernisiren nicht vertragen konnten, verschwanden und machten neuen, durch Jugend und männliche Schönheit ausgezeichneten Platz. So gelang es dem Oberſthofmeister, für die erzherzoglichen zwei Leibjäger- und zwei Leibhusarenstellen zwei Paare zu finden, die nicht nur durch ihre Größe und Schönheit, sondern auch durch ihre täuschende Ähnlichkeit, welche oft zu Verwechselungen Anlaß gab, auffielen: man konnte glauben, es seien Zwillingspaare. Die Uniformen der Hausoffiziere und die Livreen der Dienerschaft entsprachen vollkommen diesem bei der Wahl der Leute kundgegebenen Schönheitssinn; ebenso, und zwar in noch höherem Maße, die erzherzoglichen Equipagen und der Marstall. Die Wagen strotzten von Gold und Seide und waren von musterhaft eleganten Formen und gleich vollendeter Ausführung; die Pferde meistens von sehr edler Race. Der

Marstall war ein Gegenstand besonderer Vorliebe und sehr sorgsamer Überwachung des Oberstthofmeisters; die Hofküche und der Keller erfuhren in gleicher Weise die elegant reformirende Hand des regierenden Ordners. Der Erzherzog Palatin, obschon an solchen Luxus im väterlichen Hause nicht gewöhnt, schien jedoch die Ansichten seines Oberstthofmeisters von der Nothwendigkeit eines solchen äußeren Prunkes zu theilen, und ließ bei seinem Sinn für alles Schöne die eingeführten Reformen und Einrichtungen, selbst Gefallen daran findend, ruhig geschehen.

Wem es nicht unbekannt ist, welche Mißbräuche sich so leicht im Ökonomie- und Verwaltungswesen des Haushaltes so hoher Herren einschleichen, die zum Theil aus Gutmüthigkeit geduldet werden, zum Theil fortbestehen, weil sie unentdeckt bleiben, der wird es natürlich finden, daß die strengen Neuerungen des Oberstthofmeisters, wodurch solche Mißbräuche abgeschafft wurden, manche Unzufriedene machten.

An die Abschaffung der Mißbräuche reihten sich jedoch auch manche Maßregeln der Sparsamkeit, die in grellem Gegensatze zu dem die Schaulust des Publicums in hohem Grade befriedigenden Luxus standen, jedoch durch die bedeutenden Auslagen für letzteren und durch die Nothwendigkeit geboten waren, Passiva zu vermeiden. Gaben und Unterstützungen an arme Personen und öffentliche Anstalten flossen nicht mehr so reichlich, wie unter dem Vorgänger des Palatins. Dieß wurde im Publicum um so mißfälliger bemerkt, als die Bevölkerung mancher Gegenden im Lande, insbesondere in der Arva, von Hungersnoth arg heimgesucht wurde, und wohl bekannt war, welcher Luxus in allen Theilen des Hofhaltes des Palatins herrschte. *) Man erinnerte

*) Der Verfasser der Aufzeichnungen macht interessante Mittheilungen hierüber in Anekdotenform. So erzählt er unter dem Titel „Ein Spargelgericht als Nouvelle du jour": „Als heute an der erzherzoglichen Mittagstafel, zu der ich die Ehre hatte geladen zu sein, eine Schüssel mit Spargeln, ein zu dieser Jahreszeit — es war im Jänner — sehr seltenes Gericht, aufgetragen wurde, fragte der Erzherzog den Hof-Controleur: „Wie viel kosten diese Spargel?" „Es sind fünf Bund," erwiederte dieser, „und der Bund kostet elf Gulden C. M., sie kommen von Paris." Der Erzherzog meinte: „sie seien selbst für seine Tafel zu theuer." Da entgegnete einer der Herren des Hofstaates: „Dafür spricht aber auch die ganze Stadt von diesen Spargeln." Den Spargeln widerfuhr also die Ehre la nouvelle du jour zu sein. Ich bedauerte im Stillen, daß der Erzherzog nicht erfahren, wie man davon und überhaupt von dem Luxus des erzherzoglichen Hofes spricht. Hätte er es erfahren, so würde er, ich bin dessen gewiß, an das Beispiel seines verstorbenen Vaters sich erinnernd, befohlen haben, wenn dieses Gericht auf dem Speisezettel wieder

sich an die großmüthige Freigebigkeit des letztverstorbenen Palatins bei Gelegenheit der großen Donauüberschwemmung in Pesth. Nicht nur daß der Palatin bedeutende Geldbeträge zur Linderung des Nothstandes opferte, er stellte auch das Dessert seiner Tafel auf so lange ab, bis der Nothstand bewältigt war. Die dadurch an den Tafelausgaben erzielten Ersparnisse wurden den Nothleidenden zugewendet. Bei dem für alles Gute und Edle so empfänglichen Gemüthe des Erzherzogs bedurfte es gewiß nur einer leisen Andeutung, um ihn, der von wichtigen Reichstagsgeschäften eingenommen, daran nicht dachte, zu einem ähnlichen Vorgehen zu veranlassen. Jene Personen, die sich als die dazu Berufenen betrachten durften, schwiegen leider dazu, weil sie als die Urheber solcher Lebensgenüsse sich selbst kein Dementi geben wollten.

Obschon der Erzherzog ein Freund des geselligen Lebens war, beschränkte er doch seinen gesellschaftlichen Verkehr auf wenige Personen. Festdiners und Bälle machten hierin eine Ausnahme; letztere waren die Gelegenheiten, wo er sich der Damenwelt in der ihm eigenen, liebenswürdigen Weise näherte und sich mit ihr unterhielt. Ungeachtet seiner persönlichen körperlichen und geistigen Vorzüge und seiner hohen Stellung, die ihm gewiß die Gelegenheit zu intimeren Beziehungen mit Frauen häufig verschafft hätten, benützte er doch jene Gaben des Glücks hierzu nicht; er unterhielt weder Liaisons intimes noch dangereuses noch amoureuses mit Frauen, und in dieser Beziehung blieb er als Palatin eben so freien Herzens, wie er es in Wien während seines Staatsnoviziates trotz mancher Versuchungen geblieben war.

Es sei dem Leser überlassen, diese moralische Haltung des hohen Herrn zu würdigen, wie sie es verdient. Auf jeden Fall bleibt es in unserer Zeit, das ist um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, ein merkwürdiges Curiosum, daß ein junger, schöner und liebenswürdiger Prinz, trotz mancher

---

erschiene, es nicht zu bereiten, sondern den betreffenden Anschaffungsbetrag von 55 Gulden den Hungernden in der Arva zu schicken. Das Spargelgericht hätte dann auf dem Speisezettel so oft erscheinen können, als es dem Erzherzoge beliebte, da der Speisezettel ihm täglich des Morgens vorgelegt wurde, und es demnach nur von ihm abhing, jenes Gericht auf dem Speisezettel zu belassen. Auch davon hätte die ganze Stadt gesprochen, nur der betreffende Hofherr wahrscheinlich nicht, da er dadurch vielleicht um eine Lieblingsspeise gekommen wäre. Die Aufzeichnungen enthalten noch gleiche und ähnliche Schattenbilder, wie sie der Verfasser nennt, die als Gegensätze zu den Glanzbildern der Äußerlichkeiten des erzherzoglichen Hofes sich nach dem Naturgesetze: „je stärker das Licht, desto stärker die Schatten“ um so kräftiger ausprägten.

Anfechtungen, Versuchungen und vielfältiger Gelegenheiten, sein Herz unabhängig und die Sittenreinheit unbefleckt sich erhalten hat.

Der gesellschaftliche Verkehr des Palatins blieb größtentheils auf die von ihm wöchentlich einigemal gegebenen Abendgesellschaften beschränkt, zu welchen Magnaten aller Parteien geladen waren. Die Schilderung derselben in den Aufzeichnungen gibt leider ein minder erfreuliches Bild geselligen Lebens, als solches in der gesellschaftlichen Sphäre, welcher der Palatin angehörte, zu erwarten war. Unter dem Titel: „Die durch den Tabaksrauch in Familiarität verwandelte Popularität“ lesen wir in den Aufzeichnungen Folgendes: „Heute, nach beendigter erzherzoglicher Tafel, zu der ich geladen war, entfernte ich mich in der Gesellschaft des Grafen B...... Die Rede fiel auf die erzherzoglichen Abendgesellschaften, die einigemal wöchentlich stattfanden. Diese Gesellschaften sind eigentlich bloße Rauch- und Spielpartien. Ich sehe diese, sagte ich, mit Bedauern, weil ich glaube, sie werden von jenem Erfolge nicht begleitet sein, den sich der Palatin im Bewußtsein seiner guten Absichten davon verspricht; ja ich fürchte, dieselben werden ihm Verlegenheiten bereiten. Einem Adel gegenüber, wie der ungarische, wo jeder Magnat, ja jeder einfache Edelmann sich für einen Pascha hält, oder sich doch als solcher benimmt, und sich dem Palatin völlig gleichstellt, wird ein gesellschaftlicher Verkehr zwischen diesem und dem Adel, in welchem die Umgangsformen möglichst bequem sind, endlich zu einer für den Erzherzog unbequemen Familiarität führen. Der Palatin sollte bedenken, daß Paschas nur durch einen Sultan im Zaum gehalten werden können, und so sollte er es auch mit dem hohen wie mit dem niedern ungarischen Adel halten. Man hat seinem Vater nachgesagt, er hätte sich nie von den steifen Formen der spanischen Etiquette ganz trennen können. Der Vorwurf war ungerecht. Der Palatin Vater hielt an jenen Formen nicht aus Stolz, sondern aus politischer Nothwendigkeit fest. Einem so stolzen, unabhängigen und sich so leicht überhebenden Adel gegenüber mußte der Erzherzog an der Beobachtung jener äußeren Formen festhalten, die den politischen äußeren Kultus ausmachen, welchen die Völker ihren Fürsten bezeugen müssen, soll anders das Ansehen derselben nicht leiden, ohne welches sie ihre hohe Stellung im Staate nicht behaupten, ihre Mission nicht erfüllen können.“

Graf B...... erwiederte: „Der ungarische Hofkanzler hat den Erzherzog Palatin gebeten, von der Absicht, derlei Spiel- und Rauchsoireen zu

geben', abzustehen, und hat die nämlichen Gründe, die Sie eben bemerkt, dagegen angeführt; allein leider vergebens." — „Der Graf meinte, ich sollte dem Erzherzog davon abrathen; ich lehnte es jedoch ab: der Erzherzog würde mich vielleicht angehört, der Palatin aber wahrscheinlich nicht erfahren haben, was ich dem Erzherzog gesagt. Es sei, bemerkte ich noch, die Pflicht jener Personen, die ihm am nächsten stehen und auf sein Vertrauen Anspruch machen müssen, Verhältnisse, die ihm nachtheilig sind, wahrheitsgemäß zu seiner Kenntniß zu bringen; thun sie es nicht, so versäumen sie einen wichtigen Dienst, den sie dem Erzherzog erweisen würden."

„Diese Spiel- und Rauchsoireen hatten endlich, wie ich vorhergesehen, Unzukömmlichkeiten zu Tage gefördert, die zu manchen unangenehmen Gerüchten und schlimmen Witzen im Publicum Anlaß gaben. So z. B. nannte man sie allgemein: Die Conferenzen in ungarischen Angelegenheiten. Der Palatin hatte, wie gesagt, dabei die beste Absicht und verband damit indirecter Weise vielleicht einen politischen Zweck; aber weder die erstere, noch der letztere wurden erreicht, und es blieb nur die lehrreiche Erfahrung, wie leicht Popularität — Cordialität und endlich Familiarität zur Folge hat, welch' letztere oft ein Sichgehenlassen von schlechtem Geschmacke bewirkt, das so hochgestellten Personen wie begreiflich sehr unbequem wird. Diese Erfahrung mochte endlich dahin gewirkt haben, daß die fraglichen Abendgesellschaften in späterer Zeit nicht mehr stattfanden."

Ungeachtet die aura popularis den Palatin zu einer schwindelnden Höhe erhoben hatte, so beschlichen doch weder Stolz und Anmaßung, noch ein blindes Vertrauen in die Zukunft dessen Herz. Sein Geist blieb unbefangen und faßte selbst die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines Unbestandes jener Volksgunst ins Auge. Die Zustände in Ungarn waren darnach angethan. Die Ausgleichung mit der Regierung war kein Friede, sondern bloß ein Waffenstillstand; dieß konnte den Blicken des Palatins nicht entgehen. Und vielleicht war es auch diese Einsicht, welche ihm die frühere besonnene moralische Haltung, selbst in den Augenblicken begeisterter Volksovationen, unverändert bewahrte. Ja, die Erfahrungen des parlamentarischen Lebens, zu dem er jetzt in nächster Beziehung stand und das er bereits genau kennen gelernt, hatten manche seiner früheren Vorstellungen und sanguinischen Erwartungen ernüchtert, und wenn er eines Tages vor seiner Ernennung zum Statthalter gegen den Verfasser der Aufzeichnungen geäußert: „Wenn man

„mir meine Forderungen bewilligt, so werde ich der Regierung einen Palatin „vorstellen, wie noch keiner war," so hatte er jetzt dieser Hoffnung als einer schönen Illusion jugendlicher Phantasie und Unerfahrenheit gewiß entsagt, nachdem er die Schwierigkeiten kennen gelernt, welche die Vorstellung eines Palatins sondergleichen unter den obwaltenden Verhältnissen in das Reich schöner Träume verwiesen.

Mit ganz ernüchterten, von jeder Täuschung unbeirrten Anschauungen der politischen Zustände des Landes begann der Erzherzog Palatin seine öffentliche Wirksamkeit in der zweiten Periode seiner Statthalterschaft, wovon in den nächstfolgenden Blättern die Rede sein wird.

Vom Schlusse des Landtages in Preßburg bis zur Abdication des Palatins.

Des Palatins Auffassung der Verhältnisse in Ungarn.

Der Palatin ließ sich, wie gesagt, trotz der augenblicklich günstigen Verhältnisse von diesen wirklich nicht täuschen, sondern bewahrte einen richtigen Blick in die Zukunft. Davon geben die Aufzeichnungen verläßliches Zeugniß. „Es war in den letzten Tagen des April," — heißt es in diesen, — „daß ich (der Verfasser der Aufzeichnungen) von Preßburg nach Ofen mich begab. Die gegenwärtigen Zustände in Ungarn flößten mir, ungeachtet des Glück und Frieden verheißenden Schlusses des Preßburger Landtages, nur ein sehr geringes, oder richtiger gesagt, gar kein Vertrauen in den Bestand derselben ein. Da es sich um eine ernste Familienangelegenheit handelte, deren Austrag von dem Umstande abhing, daß der Palatin an der Spitze der Regierung in Ungarn bliebe, was mir aber sehr problematisch erschien, so wendete ich mich in einer am 28. April mir gegebenen Audienz mit der Bitte an ihn, er wolle mir sagen, ob er das Verbleiben in seiner amtlichen Stellung oder aber ein Aufgeben derselben für wahrscheinlicher halte? Der Palatin erwiederte schnell: „Das Letztere ist wahrscheinlich, — Ersteres kaum möglich. Um „Ihnen zu beweisen, daß ich daran bereits gedacht," — setzte er hinzu, indem er aus einer Schublade seines Schreibtisches ein beschriebenes Papier herausnahm und mir übergab, — „lesen Sie da dieses Schriftstück." Dieses war, wie ich mich durch die Lesung desselben überzeugte, ein Manifest an die ungarische Nation, das er für den Fall seines Rücktrittes von der Palatinstelle

zu veröffentlichen beabsichtigte. Nachdem der Palatin in dem Manifeste die Ursache seines Rücktrittes angeführt, forderte er die Nation auf, dem Könige nach dem glänzenden Beispiele ihrer Vorfahren jene Treue unbefleckt zu bewahren, die sich durch rühmliche Thaten stets ausgezeichnet. Er warnte die Ungarn noch vor den verführerischen Verheißungen Kossuths, die, wenn die Nation ihnen Gehör gäbe, zu schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen führen würden." Dieses Manifest — bemerkt noch der Verfasser — beweist klar, welche Anschauungen der Palatin von den Zuständen Ungarns in der nächsten Zukunft hatte.

Mit welcher Gemüths- und Geistesstimmung der Palatin das dornenvolle Amt, das ihm geworden, noch verwaltete, kann der Leser selbst leicht ermessen; betrachtete er sich doch schon damals als ein Opfer politischer Zustände, die er nicht bewältigen konnte. Des Schicksals schwere Hand ruhte auf ihm, er duldete ihren Druck, ja er ließ sich sogar von ihr erdrücken in der Meinung, seinem Herrn und Kaiser damit zu dienen.

Zustände in Pesth und Ofen. Die Tagespresse.

Die Zustände in den Schwesterstädten Pesth und Ofen hatten in den merkwürdigen Märztagen einen revolutionären Charakter offenbart, der sich selbst später während der Anwesenheit des Statthalter Palatins und des ungarischen Ministeriums nicht verläugnete; er war durch das unbeirrte Fortbestehen einer Presse voller Scandal undBöswilligkeit und durch beklagenswerthe Ereignisse auf den Straßen und öffentlichen Plätzen gekennzeichnet. Die freie Presse ohne Rechtsgefühl, ohne edle Denkart begeiferte in schmählichster Weise selbst die achtbarsten Persönlichkeiten und Verhältnisse mit dem Gifte der Verleumdung und scheuete kein, wenn auch noch so unmoralisches Mittel, um die leicht zu enthusiasmirende Jugend und die unteren, minder intelligenten Volksclassen in einer aufgeregten Stimmung zu erhalten, die sie leicht zu Werkzeugen ungesetzlicher und aufrührerischer Tendenzen der Ultra-Radicalen im Lande machte.

An der Spitze dieser Tagespresse standen Klein, Redacteur des Volksblattes: „Der Ungar", und Chownitz und Wysler, welche die Volksblätter: „Edle (!) Opposition" und „Patriot" redigirten. In Pesth und Ofen erschienen damals dreizehn politische Tagesblätter, wovon zehn in den Händen jüdischer Redacteure waren.

Die Tendenz der größeren Zahl dieser gesinnungslosen Blätter war: unter dem Scheine der Wahrung und Vertheidigung der Rechte des souveränen Volkes, dieses für republicanische Staatseinrichtungen zu gewinnen, und damit die Massen ja kein Zweifel über die ihnen vorgespiegelten souveränen Rechte beschleiche, unterließen es insbesondere die genannten Blätter nicht, das Volk zu gewaltsam thätlichen Ausschreitungen aufzufordern. Ein Vorwand hierzu war bald gefunden; und so gelang es denn Katzenmusiken, Straßencravalle und strafbare Auftritte gegen das Militär so oft in Scene zu setzen, als es eben im Interesse jener Wühler lag.

Auf welches Ziel die Judenpresse lossteuerte, ist klar geworden durch den Versuch: die Republik in Pesth zu proclamiren. Der Versuch mißlang zwar vollkommen, und endigte mit der von einigen Pesther Bürgern aus eigener, obschon angemaßter, doch ganz heilsamer Machtvollkommenheit vorgenommenen Züchtigung einiger Judenbuben, die sich zu dem Proclamirungsgeschäfte hatten mißbrauchen lassen.

Diese ungesetzlichen Zustände gaben zwar Anlaß zur Bildung eines Sicherheitscomité's, aus dem endlich ein sogenannter Wohlfahrtsausschuß unter den Präsidenten Vicegespan Nyary des Pesther Comitates und dem Bürgermeister Rottenbiller sich entpuppte. Die Aufgabe dieses Wohlfahrtsausschusses schien jedoch weniger die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung zu sein, als vielmehr die im revolutionären Geiste geübte polizeiliche Überwachung der dem Ausschusse mißliebigen Personen und Verhältnisse. Um dem neuen Institute ein imponirendes Attribut gesetzlicher obrigkeitlicher Macht zu geben und das Vertrauen des Publicums zu gewinnen, wurden die amtlichen Organe seiner Thätigkeit auf der Straße und an öffentlichen Plätzen und sonstigen Orten mit dem Charakter, Namen und Abzeichen der englischen Constabler, einem weißen Stabe, ausgestattet: — eine lächerliche Nachäfferei, deren Resultat von jenem der englischen Institution eben so weit entfernt war, wie glücklicherweise die Thätigkeit des ungarischen Wohlfahrtsausschusses von jenem seines Namensträgers während der französischen Revolution. Die Ordnung herzustellen gelang wohl den weißen Stäbchen nicht, dagegen öfters die Vermehrung der Unordnung.

Mit welchem Auge der ehrenwerthe ungarische Minister Deak die damaligen Zustände überhaupt betrachtete, darüber gibt die Äußerung Aufschluß, die er gelegentlich der am 22. April unter Anführung des damaligen Pro-

fessors Hye von einer Wiener Deputation ihm gemachten Aufwartung an die Mitglieder derselben richtete.

„Wie bedauerlich," sagte Deak, „daß die Civilisaton auf dem Sprunge steht, eine schiefe Richtung zu nehmen!" Der vom Minister befürchtete Sprung fand auch wirklich statt, — nur wenige Monate später, und die Civilisation in Ungarn machte Propaganda mit Feuer und Schwert.

Der Statthalter Palatin, der am 18. April in Ofen eingetroffen war, übte keinen sichtbaren Einfluß auf die so wünschenswerthe Herstellung der gesetzlichen Ordnung aus; dieß blieb Sache des ungarischen Ministeriums.

Aus Anlaß einer durch das ernste Einschreiten des Militärs vereitelten Katzenmusik, welche die Jugend dem in Ungarn commandirenden Generale brachte, stellte eine Deputation des darüber klaghaft gewordenen Wohlfahrtsausschusses mit seinem Präsidenten Nyary an der Spitze an den Statthalter die Forderung, er möchte die betreffenden Militärpersonen bestrafen, welche an der Spitze bewaffneter Soldaten die Katzenmusik mit Anwendung von Gewalt vereitelt hatten, wobei mehrere Personen vom Volke verwundet worden waren. Als der Statthalter mehr Rücksicht gegen den commandirenden General empfahl, der ein achtzigjähriger tapferer Veteran sei, erklärte Nyary ohne Rückhalt: Er werde an der Spitze einer bewaffneten Macht sich Genugthuung verschaffen, wenn diese zu gewähren der Statthalter ablehne. Letzterer beschwichtigte mit dem Versprechen, er werde Alles thun, damit dem Volke Genugthuung werde.

Das Ministerium ordnete hierauf eine Untersuchung an, deren Ergebniß ganz unwichtig ist.

Die Haltung der Deputation und Nyarys drohende Sprache dem Statthalter gegenüber dürfen um so weniger befremden, als bereits damals der Geist eines revolutionären Ministers, Kossuths, obschon noch in unsichtbarer Weise, den Wohlfahrtsausschuß inspirirte, sowie er auch die damalige Sudelpresse gerne gewähren ließ.

In dieser sah Kossuth ein willkommenes Werkzeug, um das Volk auf seine schon damals beabsichtigten, doch in seinem Innern noch verschlossenen politischen Entwürfe vorzubereiten, die später in's Leben traten und in revolutionären Kämpfen mit der Regierung zu blutbefleckten Thaten wurden.

Die revolutionäre, selbst von Männern, deren Aufgabe die Aufrechthal-

tung der gesetzlichen Ordnung gewesen wäre, unterstützte Presse bereitete jedem für das Land ersprießlichen Wirken des Statthalter-Palatins bedeutende, ja oft gar nicht zu beseitigende Hindernisse. Diese wurden durch die drohende Haltung der Serben und Kroaten, die endlich zu blutigen Conflicten mit Ungarn führte, in einer Weise gesteigert, daß deren Bewältigung dem Palatin, wie man in der Folge noch sehen wird, um so weniger möglich war, als ganz eigenthümliche Verhältnisse (welche, im Geheimen wirkend, auf die Zerwürfnisse zwischen Ungarn und den genannten Nationen einen mächtigen, ja entscheidenden Einfluß übten) der Kenntniß des Palatins entzogen waren und somit von diesem weder direct noch indirect bekämpft, noch in entgegengesetzter, das ist in ihrer eigenen Richtung gefördert werden konnten.

Der durch die Märzerrungenschaften bis zur fanatischen Begeisterung potenzirte Magyarismus konnte sich in seinem patriotischen Hochmuthsgefühle souverän-legislativer Macht und Größe zu keinen Concessionen verstehen, welche den andern mit der Krone Ungarns seit Jahrhunderten vereinigten Ländern und Nationen, namentlich den Serben, Kroaten und Rumänen, eine Gleichberechtigung mit den Ungarn in Bezug auf Sprache und autonome innere Verwaltung zugesichert hätten. Es sollte in dem ganzen Königreiche im amtlichen Verkehre, wie in der Schule, nicht minder auch in der innern Verwaltung der Nebenländer, nur *eine* Sprache, nämlich die ungarische dominiren; die Verwaltung des Ganzen sollte von dem ungarischen Ministerium geleitet und im Wege der Gesetzgebung vom ungarischen Reichstage, an welchem Deputirte der Nebenländer Theil zu nehmen hätten, geregelt werden.

Die Haltung der Serben.

Auf eine Petition der Serben vom 17. März um Sicherstellung der Nationalität und Gebrauch der Muttersprache antwortete das ungarische Ministerium am 24. März: Das Ministerium kenne keine andere Nation und Nationalität in Ungarn, als die ungarische, und wolle auch keine andere dulden. Diese terroristisch angekündigte Magyarisirung sämmtlicher mit der Krone Ungarns verbundenen Länder rief das Nationalbewußtsein ihrer Bevölkerungen wach und forderte diese zum Widerstande auf. Die Serben verlangten die ungeschmälerte Aufrechthaltung der ihnen vom Kaiser Leopold I. 1690 verbrieften und von Joseph I., Carl VI. und Maria Theresia bestätigten Rechte und Freiheiten.

Der Versuch des ungarischen Ministeriums, die Bewegung der Serben durch die damals noch unter dem Namen Walachen bekannten Rumänen, indem es diesen gleiche Rechte wie den Serben zu gewährleisten versprach, lahm zu legen, mißlang., da der eifersüchtige Neid der Serben, auf den das Ministerium gerechnet hatte, nicht stattfand, vielmehr die Serben eine solche Gleichberechtigung der Rumänen selbst wünschten.

Einige Gewaltacte ungarischer Beamten gegen Serben fachten den noch unter der Asche glimmenden Haß gegen die Ungarn zu hellen Flammen an. Am 9. April wurde auf Verlangen der serbischen Nation eine Versammlung derselben in Neusatz unter dem Vorsitze des Carlowitzer Erzbischofes Rajakovics angesagt.

Um diese Versammlung zu verhindern, erließ das ungarische Ministerium ein wahrhaft drakonisches Standrechtsmanifest. Als hierauf eine Deputation die Suspension des Standrechtes für die Dauer der Versammlung von dem in Carlowitz befindlichen Ministerialbevollmächtigten begehrte, sich von diesem aber abgewiesen sah, wurde die Versammlung am 13. Mai in Carlowitz abgehalten.

In dieser Versammlung erklärte die serbische Nation durch ihre Deputirten: daß sie treu und fest zur regierenden Dynastie halte und die ihr wohl verbrieften Rechte gleich in's Leben treten lasse. Demgemäß erwählte die Versammlung den Erzbischof Rajakovics zum Patriarchen und den Obersten Suplikaz de Vitez zum Woiwoden.

Die an die Serben erlassenen königlichen Ermahnungen und Befehle zum Gehorsam gegen den Palatin und das ungarische Ministerium blieben erfolglos. Die Serben, an welche sich auch die Csaikisten angeschlossen hatten, bestanden auf ihren Forderungen und nahmen eine feindliche Haltung an, die zu einem blutigen Conflicte mit den Ungarn führte. Dieser fand am 11. Juni statt. An diesem Tage nahm der königliche bevollmächtigte Commissär, Feldmarschall-Lieutenant Hrabowski die Stadt Carlowitz nach blutigem Kampfe. Die hierauf erfolgte königliche Proclamation an die Csaikisten vom 16. Juni blieb, wie das frühere königliche Manifest an die Serben, gleichfalls ohne Erfolg.

Am 26. Juni fand ein blutiger Zusammenstoß zwischen Serben und Ungarn in Neusatz statt, der drei Ungarn und einem Serben das Leben kostete.

Von beiden Seiten erging man sich selbst in officiellen Blättern in Vor-

würfen und Anklagen über verübte Morde nicht nur an wehrhaften Männern, sondern auch an Greisen, Frauen und selbst an Kindern, über Plünderungen und Verheerungen durch Feuer, die oft von den wildesten Grausamkeiten begleitet waren, wie sie nur der Fanatismus des rohesten Pöbels erfinden könne.

Dieß ist der Fluch aller Volkskriege, die in des Wortes schlimmster Bedeutung wahre Vertilgungskriege sind. Der Erzbischof von Carlowitz macht in einem Briefe an den ungarischen Feldmarschall-Lieutenant Hrabowski diesem den nicht ungegründeten Vorwurf, sein Angriff vom 11. Juni auf Carlowitz und die Einnahme dieser Stadt habe das erste Beispiel solcher Gräuelscenen und somit den ersten Anstoß gegeben zu jenen blutigen Thaten, welche die Menschheit schänden und wodurch eine Versöhnung, wenn nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert wird.

Am 19. Juni erschien eine serbische Deputation in Innsbruck und bat in einer vom Kaiser ihr gewährten Audienz um die allerhöchste Sanction der Carlowitzer Beschlüsse. Der Kaiser verweigerte die Sanction aus dem Grunde, weil die Versammlung, welche die Beschlüsse gefaßt, ungesetzlich war. Die Deputation wurde vom Kaiser angewiesen, ihre Bitten und Beschwerden ihm durch das ungarische Ministerium, das ihre gesetzliche Behörde sei, zu unterbreiten; ihr Bittgesuch überwies der Kaiser dem ungarischen Ministerium. Der Erzherzog Franz Carl beschied die Deputation, die sich ihm ebenfalls vorstellte, in derselben Weise wie der Kaiser.

Selbst diese entmuthigenden Mißerfolge konnte den Widerstand der Nation gegen das ungarische Ministerium nicht brechen; sie verharrte in ihrer kriegerischen Haltung Ungarn gegenüber.

Ganz gleiche Zustände traten gleichzeitig in Kroatien in's Leben.

Haltung der Kroaten und des Banus.

Die vom Pesther Sicherheitscomité in den Märztagen gegebenen Erklärungen, die kroatische Nationalität zu ehren, treue Brüderschaft mit den Kroaten zu halten, und dergleichen Versicherungen mehr, konnten die Kroaten den Ungarn nicht mehr gewinnen, weil sie die Aufrichtigkeit jener Erklärungen, die mehr aus Besorgniß als aus Neigung hervorgingen, mit Recht beargwöhnten; deßhalb hatte auch eine in Agram erschienene ungarische Verbrüderungsdeputation keinen günstigen Erfolg.

Eine kroatische Deputation, an deren Spitze Dr. Gay stand, hatte sich

in den ersten Tagen des April nach Wien begeben, um daselbst die königliche Sanction der von der Nationalversammlung in Agram in beinahe 30 Puncten formulirten Forderungen zu erlangen; sie erreichte aber ihren Zweck nicht. Die wesentlichsten Begehren waren: Ein eigenes kroatisches Ministerium, die Erhebung der illyrischen Nationalsprache zur Geschäftssprache, die Einverleibung Dalmatiens und Slavoniens in Kroatien.

Am 10. April traf der kurz vorher im März zum Banus ernannte und zum General beförderte Oberst Freiherr von Jellachich in Agram ein. Er versprach auf der von der Nationalversammlung bezeichneten und von ihr bereits betretenen Bahn beharrlich fortzuschreiten, indem er noch erklärte: „Die Ungarn wollen sich von der Monarchie losreißen; das will aber ich und wollen meine Kroaten nicht."

An dem gegebenen Versprechen und der daran geknüpften Erklärung festhaltend, verfolgte der Banus den dadurch angezeigten Weg mit einer Entschlossenheit und Beharrlichkeit, die der öfters wiederholten Mißbilligung, ja selbst den Drohungen seines Monarchen gegenüber unerschüttert blieben. Jellachich begründete diesen Widerstand durch die Behauptung, der Kaiser handle nicht frei, sondern unter dem Drucke nicht zu bewältigender Verhältnisse. Seine Opposition, ja Auflehnung gegen die Befehle des Kaisers hätte durch jene Behauptung nicht einmal den Schein der Berechtigung gewinnen und daher den Banus vor den nothwendigerweise daraus entstehenden üblen Folgen nicht schützen können, wenn nicht besondere der Öffentlichkeit sich ganz entziehende Einflüsse mächtiger Factoren im damaligen Staatsleben ihm solchen Schutz gewährt hätten.

Hiervon soll später die Rede sein; es sei hier vor Allem das Thatsächliche angeführt.

Der erste öffentliche Autoritätsact des Banus war die Verkündigung des Standrechtes gegen Alle, die es wagen würden gegen den König, das Vaterland und die Förderer der Nationalität sich aufzulehnen. Diese strenge Maßregel war hauptsächlich gegen die aus ungarischen Edelleuten bestehende Gemeinde Turopolya gerichtet, die vermöge ihrer Nationalität jenem exclusiven Ultra-Magyarismus ergeben, daher gegen die illyrische Nationalität feindlich gesinnt, die Absichten des ungarischen Ministeriums, keineswegs aber die Interessen Kroatiens förderte.

Das energische Auftreten des Banus brachte Aufregung in Pesth und

im ungarischen Ministerium hervor. Der Minister-Präsident Batthyány fand sich durch das Vorgehen des Banus veranlaßt dem Könige darüber persönlich zu berichten; er begab sich nach Wien und brachte nach Pesth ein königliches Rescript unterm 6. Mai an den Palatin, welches den bestimmten Befehl enthielt die separatistischen Bestrebungen der Serben und Kroaten zu unterdrücken.

Maßregel zur Unterdrückung der kroatischen Wirren.

Ein königliches Rescript vom 7. Mai befahl dem Banus den Befehlen des Palatins und des ungarischen Ministeriums in allen Zweigen der Staatsverwaltung Folge zu leisten, und mißbilligt das Vorgehen des Banus. Gleichzeitig wurden kaiserliche Handschreiben an die commandirenden Generale in Ungarn, Lederer, Hrabowski und Jellachich, erlassen, welche deren Unterordnung unter das ungarische Kriegsministerium befahlen.

Endlich war auch dem Kriegsminister Latour in Wien durch ein kaiserliches Handschreiben von den obigen allerhöchsten Rescripten Kenntniß gegeben und derselbe zu einem einverständlichen Vorgehen mit dem ungarischen Kriegsministerium angewiesen.

Der Palatin erließ ebenfalls ein im Sinne des allerhöchsten Rescriptes verfaßtes Handschreiben an den Banus, das ihn zum Gehorsam ermahnte, und ein zweites vom 11. Mai an den Feldmarschall-Lieutenant Hrabowski. Letzteres enthielt Hrabowskis Ernennung zum königlichen Kommissär für Kroatien, Slavonien, Sirmien, Pozega und Veröcze, und den Auftrag die Ordnung herzustellen, die Losreißungsbestrebungen zu verhindern und zu bestrafen; zu diesem Ende wurden dem Feldmarschall-Lieutenant die nöthigen Vollmachten und selbst das Recht das Standrecht zu verhängen ertheilt.

Die um die Mitte des Mai Statt gehabten Ereignisse in Wien hatten den Kaiser veranlaßt Wien zu verlassen — 19. Mai — und sich nach Innsbruck zu begeben.

Das ungarische Ministerium glaubte Angesichts jenes Ereignisses nicht unterlassen zu können, die Versicherung der Treue und Anhänglichkeit seiner selbst und der ungarischen Nation Sr. Majestät dem Könige in einer eigenen vom Palatin unterzeichneten und von dem beim Könige weilenden ungarischen Minister, Fürsten Esterhazy, überreichten Ergebenheitsadresse auszusprechen. Gleichzeitig erließ das ungarische Ministerium ein Manifest an die Nation,

in welchem es diese zum treuen Festhalten an dem Könige und zur Bildung von Freischaaren aufforderte.

Diesem Manifest folgte bald — 18. Mai — ein Aufruf zur Errichtung eines Corps regulärer Nationalgarden von 10,000 Mann.

Die Entfernung des Kaisers von Wien wurde von den politischen Parteien verschieden aufgefaßt; es fehlte nicht an Versuchen dieselben je nach dem Standpunct und der Auffassung der Parteien für die Zwecke derselben auszubeuten.

Einen solchen Versuch machte das radicale Blatt „Marczius 15ᵗᵉ". Dasselbe veröffentlichte die Nachricht, der Palatin sei in mehreren Comitaten zum Könige von Ungarn ausgerufen worden. Die von dieser Tendenzlüge erwartete Wirkung blieb jedoch aus; das Volk verhielt sich ruhig, das Ministerium ließ die zweite Auflage des betreffenden Blattes confisciren und die Nachricht widerrufen.

Die kroatischen Wirren, welche durch die fortdauernde Renitenz des Banus gegen die königlichen Befehle einen sehr ernsten Charakter angenommen, und der Wunsch dieselben zur endgiltigen Entscheidung zu bringen veranlaßten den Palatin, sich an das Hoflager in Innsbruck zu begeben. Am 4. Juni von dort nach Ofen zurückgekehrt, veröffentlichte er mehrere königliche Handschreiben vom 29. Mai und zwar: An den Palatin, das Versprechen des Königs enthaltend, den Landtag zu eröffnen und durch längere Zeit in Ofen zu residiren. An den Banus, die Abhaltung des von ihm ausgeschriebenen Provinziallandtages verbietend mit dem Befehle, der Banus habe in Innsbruck persönlich vor dem Könige zu erscheinen; endlich zwei königliche Rescripte an den Gouverneur von Siebenbürgen und den in diesem Lande commandirenden General mit der Weisung, den Befehlen des Palatins Gehorsam zu leisten.

In diese Tage fallen die Versuche die ungarischen Truppen zum Eidbruch zu verleiten, welche Bestrebungen leider beklagenswerthe Erscheinungen zur Folge hatten; so verließen beiläufig 100 Mann von dem in Galizien gelegenen Husarenregimente Herzog von Würtemberg das Regiment und begaben sich nach Ungarn.

Zu dieser Thatsache und ähnlichen beklagenswerthen Ereignissen, so wie zu den sich damals kundgebenden Spaltungen im Militär hatte wohl am meisten die Erlaubniß zum Übertritt und zur Einreihung von Offizieren aus der österreichischen Armee in die ungarische Nationalgarde beigetragen, außer-

dem nicht weniger die radicale Presse, welche die ungarischen Soldaten zur Desertion aufforderte und für die Verbreitung ihrer Blätter in der Armee eifrigst besorgt war. Diese Presse trug auch die Schuld an den bedauerlichen Conflicten, welche zwischen dem in Pesth garnisonirenden italienischen Regimente Ceccopieri und den in der Kaserne mit diesem Regimente gemeinschaftlich bequartirten ungarischen Freiwilligen am 11. Juni in einem blutigen Kampfe zum Ausbruch kamen, dem nur durch die muthige Dazwischenkunft des Palatins Einhalt gethan wurde, nachdem die empörte Truppe ihren eigenen Offizieren und selbst dem ungarischen Kriegsminister, welche die Ruhe herzustellen versuchten, den Gehorsam versagt hatte.

In der Absicht die zwischen dem ungarischen Ministerium und dem Banus fortdauernden Zerwürfnisse zu beseitigen, erließ der König am 10. Juni ein Manifest an alle Einwohner des Königreiches Kroatien und Slavonien. In diesem Manifeste rügt der König, daß letztere seinen Erwartungen durchaus nicht entsprochen; ihr Widerstand sei um so weniger gerechtfertigt, als sie die Wohlthat gleicher Rechte und Vortheile mit Ungarn erreicht hätten, und zwar gleiche Steuervortheile und Aufhebung drückender Urbarial-Leistungen. Das Manifest bezeichnet die Klage über Sprachintoleranz als falsch und spricht herben Tadel über das eigenmächtige Vorgehen des Banus aus. „Der Ban hatte sich", sagt das Manifest, „in Bezug auf Euere Nationalität, Rechte und Freiheiten in ein gegenseitiges Einverständniß mit dem Palatin und dem ungarischen Ministerium zu setzen, worauf die amtliche Installation des Banus, die zur Ausübung seines Amtes unentbehrlich ist, erfolgt wäre." Das Manifest führt nun folgende Anklagepunkte gegen den Ban an: Er habe der Aufforderung zu obigem Einverständniß nicht gehorsamt, das Volk zum Widerstand aufgereizt, den Befehl zur Ergreifung der Waffen ohne die hierzu nothwendige Ermächtigung des Reichstags erlassen, wodurch Raub und Mord in Ungarn indirect veranlaßt wurden; er habe ferner die in Agram gegen den Palatin öffentlich begangenen Beleidigungen geduldet und dem königlichen Commissär Feldmarschall-Lieutenant Hrabowski und dem königlichen Befehl in Innsbruck am Hoflager zu erscheinen, den Gehorsam versagt.

Das Manifest schließt mit der Absetzung des Banus und dem Befehle zum Vollzuge derselben durch den königlichen Commissär.

Gleichzeitig erging ein königliches Manifest an die Grenzer, das ihnen

ihre dienstliche Unterstellung unter das ungarische Ministerium des Krieges, so wie die Enthebung des Banus von seiner Stelle ankündigte. Der Banus, dem seine Absetzung noch unbekannt war, traf am 16. Juni in Innsbruck ein.

Der Palatin begleitet von den Ministern Széchény und Eötvös kam daselbst einige Tage später an.

Der Banus wurde mittlerweile von dem Erzherzog Franz Carl, jedoch bloß als Privatmann, das ist als Baron Jellachich, empfangen. Das ministerielle Blatt Közlöny vom 29. Juni brachte einen ausführlichen Bericht über die damaligen Verhandlungen in Innsbruck, aus welchem hier auszugsweise das Wichtigste in Kürze angeführt werden mag. Der Kaiser, heißt es in dem Berichte, habe den Banus und die Deputation nicht in ihrer amtlichen Eigenschaft, sondern nur als Privatpersonen in Gegenwart des Erzherzogs Franz Carl und des ungarischen Ministers Esterhazy in einer Privataudienz empfangen. Er verwies dem Banus seinen Ungehorsam und erklärte, der königliche Commissär Hrabowski sei zur Untersuchung ausgesendet und der Kaiser wünsche ernstlich einen Ausgleich.

Die Deputation überreichte Bittschriften mit Punctationen ihrer Bitten und Begehren. Der Kaiser erwiederte, er könne diese, da die am 5. Juni in Agram abgehaltene Landescongregation ungesetzlich, weil ohne seine Zustimmung gehalten, nicht entgegennehmen, und überwies sämmtliche Bittschriften dem Minister Esterhazy zur Erwägung, Begutachtung und Vorlage des Ausgleiches durch das ungarische Ministerium. Der Kaiser tadelte das Bestreben der Kroaten sich von der ungarischen Krone loszureißen, und sprach seinen festen Willen der Aufrechthaltung der Union, so wie die Hoffnung aus, der von ihm beabsichtigte Ausgleich werde durch die Vermittlung des Erzherzogs Johann sicherlich stattfinden.

Der Erzherzog Franz Carl beschied die Deputation in einer ihr gewährten Audienz ganz in gleichem Sinne.

Der Banus bezeugte gegen Esterhazy sein tiefes Bedauern über die durch Mißverhältnisse entstandenen Zerwürfnisse und seine Bereitwilligkeit zum Ausgleich, wenn alle feindseligen Schritte gegen ihn und Kroatien eingestellt würden, und versprach, bei gerechter Zufriedenstellung „so, wie für sein eigenes Vaterland, für Ungarns Ruhm und Größe zu leben und zu sterben.“

Das ungarische Ministerium erklärte: alle gesetzlichen und billigen Forderungen der Kroaten erfüllen zu wollen, soweit dieß in seiner Vollmacht liege; was aber darüber hinaus gehe, dem nächsten ungarischen Reichstage zur Erledigung befürwortend vorzulegen. Mittlerweile sollten aber alle Vorkehrungen getroffen werden, um für jede Eventualität in der Lage zu sein die Macht und das Ansehen der ungarischen Regierung und die Ehre und Rechte der Krone aufrecht zu erhalten. Das Ministerium handelte demnach nach der alten Staatsmaxime: „Si vis pacem, para bellum;“ es war aber die voluntas pacis weit geringer als das desiderium belli. Die Nachrichten des „Köslöny“ verbreiteten großen Jubel in den beiden ungarischen Schwesterstädten an der Donau; dieser Jubel ward jedoch durch die einige Tage später auf die Aufforderung des Feldmarschalls Radetzky erlassene Proclamation des Banus an die bei der Armee in Italien befindlichen kroatischen Grenztruppen ermäßigt.

Nach einer mit dem warmen Gefühle eines für Ehre und Treue schlagenden Soldatenherzens an die Grenzer gerichteten Ermahnung zum treuen und tapfern Ausharren bei der Armee in Italien heißt es in der Proclamation: „Dort, wo Ihr steht, gilt es Euerem geliebten Kaiser, Euerem Gesammtvaterlande, und seid dessen versichert, daß wir in Kroatien und Slavonien uns noch stark genug fühlen auch ohne Euere Hilfe unseren Herd beschützen und unsere Rechte und Nationalität vertheidigen zu können!!“

Diese Mahnung an die Leser der Proclamation mochte freilich in Pesth sehr mißfallen haben.

Siebenbürgen.

Dagegen waren der bereits am 20. April erklärte Anschluß der Szekler an Ungarn und ihr Versprechen eines bewaffneten Zuzuges, so wie die am 28. Mai in einer Nationalversammlung in Klausenburg beschlossene Union Siebenbürgens mit Ungarn zwei für das ungarische Ministerium und das Land sehr erfreuliche Ereignisse. Diese Freude blieb jedoch auch nicht ungetrübt, da die siebenbürger Rumänen und die sächsische Nation in Siebenbürgen sich später dieser Union mit bewaffneter Hand widersetzten.

Auf die durch die Klausenburger Nationalversammlung erklärte Union Siebenbürgens mit Ungarn erfolgte ein königliches Rescript an den Palatin

mit dem Auftrage zum Erlasse eines Wahlmodus, nach welchem für den auf den 2. Juli ausgeschriebenen ungarischen Reichstag in Pesth die Wahl der Deputirten für diesen Reichstag stattzufinden hätte.

Lage des Landes bei Eröffnung des Reichstages in Pesth.

Der Minister des Innern, Perczel, schilderte in der Sitzung vom 21. Juli die Lage des Landes: „Wie fanden wir das Land, als wir ins Ministerium traten? Unruhen, Judenverfolgungen, eine Schatzkammer ohne Geld, Banknoten ohne Credit, nur 18,000 Soldaten und bei Wenigen eine Begeisterung für die errungenen Institutionen, Kroatien im Aufstande und wir unbekannt in Europa. So fanden wir das Land."

Diese Lage hatte sich in dem kurzen Zeitraume von der Ernennung des Ministeriums bis zur Eröffnung des Pesther Reichsrathes nicht nur nicht verbessert, sondern verschlimmert.

Die Presse, um dem vom Minister beklagten Mangel an Begeisterung abzuhelfen und dieselbe hervorzubringen, drängte die untern Volksclassen, ihren Nationalgefühlen und Vorurtheilen schmeichelnd und ihnen eine goldene Zukunft vorspiegelnd, in eine selbst der eigenen Regierung oft ungelegene, dem Königthume aber, so wie den nicht ungarischen Nationalitäten feindliche Richtung. Die Beziehungen zu den zur Krone Ungarns gehörigen Ländern und ihrer nicht magyarischen Bevölkerung waren in ein Stadium gegenseitigen Mißtrauens und Widerstandes getreten, der sich in blutigen Conflicten bereits kennzeichnete und wenig Hoffnung zu einem friedlichen Ausgleiche gab, weßhalb auch beiderseits zum Kampfe gerüstet wurde. Die Autorität des Palatins bestand mehr dem Namen nach, als in der Wirklichkeit; es fehlte ihr der bewaffnete Arm, der zu ihrer Aufrechthaltung in solch bewegter Zeit unentbehrlich war. Das Ministerium endlich trug in seinem Schooße Elemente des Unfriedens und separatistischer Tendenzen und war dem Reichstage gegenüber nur durch die moralische Kraft und Überlegenheit des Volksmannes Kossuth stark. In dem Augenblicke, wo ihm diese Stütze fehlte, würde es voraussichtlich gewiß fallen.

Unter solch mißlichen Verhältnissen, sicheren Vorboten noch trüberer Zustände, die auch wirklich eintraten, wurde der Land- oder Reichstag in Pesth eröffnet.

Der Reichstag in Pesth.

In den ersten Tagen des Juli fanden bloß vorbereitende Sitzungen im Ober- *) und Unterhause statt.

Am 5. Juli eröffnete der Statthalter Palatin den Reichstag im Namen des Königs, dem sein schwacher Gesundheitszustand nicht gestattete diesen Act selbst vorzunehmen. Die Thronrede betonte insbesondere die wirren Zustände in Kroatien als den dringendsten Anlaß zur Abhaltung des Reichstags. Die wichtigste Stelle in der Thronrede ist folgende: „Seine Majestät „haben mit Schmerz erfahren, daß in mehreren Gegenden Ihrer Länder eben „jetzt, wo Seine Majestät mit väterlicher Fürsorge zur Beglückung Ihrer „Völker alle Wünsche erfüllt haben, die Ruhe und Ordnung gestört wurde.“

„Insbesondere haben es böswillige Aufwiegler durch Nationalitäts- und „Religionsstreitigkeiten in Kroatien so weit gebracht, daß man sich den „Gesetzen, ja selbst den Befehlen Seiner Majestät factisch widersetzte und es „sogar wagte, sich hierbei auf Seine Majestät und auf Mitglieder der „Dynastie zu berufen. Seine Majestät weisen Zumuthungen der Art mit „dem Bedeuten zurück, daß Seiner Majestät die Gesetze stets heilig sein und „sowohl Seine Majestät wie allerhöchst Ihre Dynastie die den Völkern „ertheilten Freiheiten beschützen werden.“

Die Thronrede enthielt noch die königliche Sanction der Union mit Siebenbürgen und die Aufforderung die nöthigen Gesetzvorschläge einzubringen und ihr Zustandekommen zu beschleunigen.

Zum Schlusse der Eröffnungssitzung wurden zwei königliche Rescripte verlesen; das eine enthielt die Übertragung unbeschränkter königlicher Vollmacht auf den Palatin, das andere die Ernennung des Judex Curiae Majláth zum ersten und Sigmund Perényi's zum zweiten Präsidenten des Oberhauses.

In der Sitzung des Unterhauses vom 10. Juli wurden Pázmándy zum

*) Die Magnatentafel hatte dieser bisher seit Jahrhunderten üblichen Benennung zu entsagen und dieselbe durch die Bezeichnung „Oberhaus“ zu ersetzen beschlossen; der im Unterhaus vom Ablegaten Madaraß gestellte Antrag einer Coordinirung der Magnatentafel gab zu dieser Änderung den ersten Anstoß. Das Wort Magnat erschien überhaupt damals nicht mehr zeitgemäß; die Magnatentafel war demnach klug genug, dieser Forderung der Zeit Rechnung zu tragen und durch eine scheinbar freiwillige Concession nicht nur einer unliebsamen Erneuerung ähnlicher wie der von Madaraß gestellten Anträge zuvorzukommen, sondern sich auch den Ruhm volksthümlicher Gesinnungen bewahren zu wollen.

Präsidenten, Joseph Palffy zum ersten und Paul Almasy zum zweiten Vice-Präsidenten des Hauses gewählt.

Haltung des Unterhauses.

In Betreff der Haltung des Unterhauses kann im Allgemeinen nicht unbemerkt bleiben, daß sich in demselben neue Persönlichkeiten bemerkbar machten, die, mit den parlamentarischen Formen und dem hierin nöthigen Tacte minder bekannt und vertraut, also Novizen im parlamentarischen Leben, sich darin zu gefallen schienen, die Ausübung ihrer Ablegatenrechte und Freiheiten in ganz unfruchtbaren Interpellationen, Motionen, Anträgen von ganz localen oder persönlichen Interessen, in Besprechungen von Privatverhältnissen und dergleichen mehr, in auffallender Weise zur öffentlichen Geltung zu bringen, die dabei in den Debatten eine rücksichtslose Unabhängigkeit absichtlich zur Schau trugen, welche um so mehr zu tadeln war, als sie zu Zerfahrenheit und unfruchtbaren Kämpfen auf parlamentarischem Gebiete führte. Ein derartiges Vorgehen mochte an die Stelle in Schillers schöner Dichtung: „Die Glocke" erinnern, in der es heißt: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten."

Wenn jeder Deputirte in einem beliebigen Parlamente sich einen König dünkt, so kann die Wohlfahrt auch nicht gedeihen." Im Ganzen gab es im ungarischen Reichstage solch' dünkelhafter Könige zwar nicht Viele; doch immerhin war deren Zahl groß genug, um die Deputirten Bonis und Besze in den Sitzungen vom 13. und 19. Juli zu dem Vorwurfe zu veranlassen: „Das Haus vertändle die kostbare Zeit mit Anträgen und Debatten über unwichtige Gegenstände." Dieser Vorwurf war um so mehr gerechtfertigt, als der Minister Kossuth in der Sitzung vom 11. Juli erklärt hatte, das Vaterland sei in Gefahr!

Welche Redemanie in dem Hause herrschte, davon folgendes Beispiel:

Zum Sprechen gelegentlich der Verhandlungen über die Statuten des Hauses hatten sich, nachdem vierzehn Redner bereits gesprochen, noch vierunddreißig gemeldet; so wurde bei diesem Anlasse viel und lang über die Frage debattirt, ob die englische oder die französische constitutionelle Staatsverfassung vorzüglicher sei.

Stimmung des Oberhauses.

Auch das Oberhaus schien durch die vom Ablegaten Madaraß beantragte Coordinirung verstimmt und zeigte nicht das warme Interesse für parlamentarische Thätigkeit wie in früherer Zeit. So war in der Sitzung des Oberhauses vom 25. Juli die beschlußfähige Anzahl von fünfzig Mitgliedern nicht erschienen, das Haus sah sich daher genöthigt, die beschlußfähige Anzahl auf dreißig herabzusetzen.

Dem Oberhause war übrigens bei der vom Unterhause thatsächlich ausgeübten Suprematie nur eine sehr bescheidene Rolle in der legislatorischen Thätigkeit vergönnt.

Verhandlungen und Beschlüsse des Reichstages.

Indem wir nun zu den Verhandlungen der beiden Häuser übergehen, mögen hier bloß die wichtigsten derselben mit den Beschlüssen, die sie erzielten, und insbesondere jene angeführt werden, auf welche der Palatin Einfluß geübt hat, obschon dieser Einfluß ein eben so seltener als unbedeutender geworden war. Die regierende Macht des Landes concentrirte sich im Unterhause und im Ministerium.

Die Reihe der Gesetzvorlagen im Unterhause eröffnete der Entwurf der Statuten für die Geschäftsordnung des Hauses. Die Berathungen dauerten zwölf Tage und endigten durch die am 17. Juli erfolgte Annahme des Entwurfes.

Hierauf folgte, als das gemeinschaftliche Werk beider Häuser, die Adresse, die am 21. Juli zu Stande gebracht und am 25. zur Beförderung an den König dem Palatin überreicht wurde. Die Adresse enthielt im Gegensatze zu den Versicherungen der Treue und Ergebenheit gegen den König sehr ernste Stellen über die politischen Wirren in Serbien und Kroatien, um deren Beilegung der König gebeten wird, und zu der die Stände aus allen Kräften mit dem besten Willen beizutragen sich bereit erklärten. Die wichtigsten Gegenstände der Verhandlungen des Reichstages bildeten unstreitig die Landesvertheidigung mit dem Heereswesen und die Finanzen. Für erstere war ein permanentes Landesvertheidigungs-Comité gebildet, an dessen Spitze der Minister Kossuth stand. Dieser hatte in der Sitzung des Unterhauses erklärt: „Das Vaterland sei in Gefahr", und deßhalb die Votirung eines Heeres von 200,000 Mann und einen Geldbetrag von 42 Millionen

Gulden begehrt. Sämmtliche Deputirte des Unterhauses erhoben sich von ihren Sitzen voller Begeisterung mit dem Rufe: „Wir geben es!“ worauf Ungarns mächtigster Mann der damaligen Zeit, Kossuth, erwiederte: „Vor solcher Großherzigkeit beuge ich mein Haupt. Jetzt ist das Vaterland gerettet!“ Mit dem: „Wir geben es“ war jedoch, wie schon die nächste Folge lehrte, das Vaterland noch nicht gerettet; es handelte sich jetzt um die Mittel, Leute für die zu errichtende Armee und das votirte Geld zu beschaffen.

Ein erlassenes Rekrutirungsgesetz sollte in ersterer Beziehung Hilfe schaffen, genügte aber nicht; man war gezwungen den Abgang an waffenfähigen Männern durch Werbungen zu ergänzen; die öffentlichen Werbungen aber lieferten Individuen, die eben so schlecht waren, wie die Mittel, die man anwendete, um die Leute für den Waffendienst zu gewinnen. Kossuth scheute sich endlich nicht, selbst Verbrecher in die Reihen der Landesvertheidiger aufzunehmen.

So acceptirte man damals den von dem berüchtigten Räuberhäuptling Rozsa Sandor gemachten Antrag, mit zweihundert seiner Spießgesellen eine eigene Compagnie zu bilden und sich dem Waffendienste für das Vaterland zu widmen: und Rozsa Sandor wurde nebst seinen Gesellen amnestirt. War es dann bei solch' bösen Elementen, die der Armee einverleibt wurden, ein Wunder, wenn der Krieg, insbesondere mit den Serben, Gräuelthaten zu Tage förderte, wie sie nur die Kriege mit den wilden Indianern in Amerika und der spanisch-französische Krieg von 1807—1814 aufzuweisen hatten? Der Mangel an waffenfähigen Männern war, trotz der Begeisterung der Nation, die so viele tapfere Honvéd-Bataillone erschaffen, doch um so fühlbarer, als ein Theil der dem ungarischen Ministerium unterstellten Linientruppen den Gehorsam verweigert hatte: so z. B. das zweite Bataillon des zweiten siebenbürgener Walachen-Regimentes und das Infanterie-Regiment Erzherzog Leopold, das in Comorn in Garnison lag; deßgleichen das italienische Regiment Ceccopieri und mehrere andere; die beiden ersten Truppenabtheilungen hatten den von ihnen verlangten ungarischen Fahneneid hartnäckig verweigert.

Kämpfe mit den Serben.

Die Nothwendigkeit eine ansehnliche Wehrmacht aufzustellen machte sich dem Ministerium täglich fühlbarer. Die Zerwürfnisse mit den Serben und

den Kroaten gewannen täglich eine ernstere Bedeutung; und wenn auch bisher keine Kämpfe mit Letzteren stattgefunden, so war dieß mit den ersteren um so öfter der Fall. Die Serben hatten zur Zeit der Eröffnung des Reichstages ihre bewaffnete Mannschaft in drei Abtheilungen formirt, wovon eine das rechte Donauufer von Carlowitz aufwärts beherrschte; die zweite die sogenannten Römerschanzen zwischen der Donau und der Theiß besetzt hatte, und die dritte in der Ebene am Begaflusse vor seiner Einmündung in die Theiß bei Perlaß' gegen Groß-Becskérek zu stand.

Am 11. und 15. Juli hatten Kämpfe der in jenen Gegenden unter den Befehlen des Obersten Blomberg und des Obersten Kiß, Commandanten eines Husarenregiments, stehenden ungarischen Truppen mit den Serben stattgefunden. Kiß meldet in seinen Berichten über diese Kämpfe die Einnahme des serbischen Lagers bei Alibunar am 11. Juli durch Oberst Blomberg und ein von ihm am 15. Juli in der Gegend von Groß-Becskérek bei dem Dorfe Ecska den Serben siegreich geliefertes Gefecht; sein Bericht ist aber so voll von Unwahrscheinlichkeiten und großsprecherischen, lächerlichen Übertreibungen, daß man sich versucht fühlt das Gegentheil von all' dem zu glauben, was Kiß berichtete.

So z. B. heißt es in diesem Berichte:

„Die feindlichen Bombardiere hatten zu hoch gefeuert; .... erschossen wurde Niemand. So stand ich beinahe sechs Stunden im fortwährenden Kanonenfeuer, aber ich wich nicht..... Der Feind hatte wenigstens zwölf bis vierzehn Kanonen und sechs bis sieben Tausend Mann. Es war eine schwierige Aufgabe, gestern so lange Zeit bloß mit Cavallerie (einer Escadron) und sechs Kanonen den Feind in Schach zu halten. Aber es ist — Gott sei Dank! — gelungen."

In den zu jener Zeit an der unteren Donau und der Theiß geführten Gefechten hatten die Ungarn die zwei serbischen Anführer Stanimirovics und Koics gefangen: beide wurden am 19. Juli durch den Strang hingerichtet. Diese Opfer einer standrechtlichen Prozedur blieben von den Serben nicht ungerächt; eine Reihe gegenseitiger Grausamkeiten war die Folge jener Blutthat.

Finanzmaßregeln.

Mit der Beschaffung der nöthigen Geldfonds ging es nicht minder schlimm. Der Finanzminister Kossuth brachte einen Gesetzentwurf ein, der

einen Credit von dreiundsechszig Millionen Gulden und die unverweilte Emittirung von mehreren Millionen Gulden ungarischer Banknoten zum Gegenstand hatte; der Entwurf wurde in der Sitzung vom 24. August von dem Unterhause angenommen. Kossuth verbot ferner die Silberausfuhr aus Ungarn und setzte die Ein- und Zwei-Guldennoten der österreichischen Nationalbank in Ungarn außer Curs. Die letzte Maßregel war, wie leicht begreiflich, nicht geeignet Ungarns Credit in den österreichischen Provinzen und im Auslande zu heben und erschwerte ungemein die von Kossuth beabsichtigte Silberanleihe. Um diesen Übelstand zu vermindern, löste Kossuth die in Ungarn vorhandenen, außer Curs gesetzten österreichischen Banknoten gegen ungarische Noten ein und machte Silbereankäufe mit den eingelösten österreichischen Banknoten, da die Annahme ungarischer Noten im Auslande verweigert wurde. Der Finanzminister Ungarns erlaubte sich auch, da die Gefahr des Vaterlandes ihm ein rechtlicher Titel zur Beschönigung selbst verwerflicher Handlungen zu sein schien, zu letzteren seine Zuflucht zu nehmen, um, ob im eigenen oder im Interesse des Landes, mag dahin gestellt bleiben — zu erreichen, was auf rechtlichem Wege nicht erreicht werden konnte. So z. B. nahm er keinen Anstand zwei Sendungen in Silbergeld von Tausend und sechszehn Tausend Gulden aus Deutschland nach der Walachei unter dem Vorwande, dieselben seien nicht als Transitogut angemeldet, demnach dem Ausfuhrverbote verfallen, einzuziehen, und dafür ungarische Geldnoten an die betreffenden Adressanten zu senden. Alle diese patriotischen Mittel konnten jedoch nicht genügen; es blieb dem Finanzminister wohl nichts Anderes übrig, als durch reichliche Emissionen ungarischen Papiergeldes die Bedürfnisse des Landes und seiner Regierung zu decken.

Kossuth hatte einen Gesetzvorschlag, die Colonisirung der Kameralpußten betreffend, eingebracht; das Gesetz sollte nicht als ein Colonisationsgesetz, sondern aus dem Gesichtspunkte der Landesvertheidigung aufgefaßt werden, weßhalb er die arme Bevölkerung der oberen Comitate von der Concurrenz ausschloß und nur die Csangó-Magyaren und die Szekler Siebenbürgens zur Ansiedlung vorschlug; der Vorschlag wurde in der Sitzung vom 30. Juli angenommen, kam aber nicht zur Ausführung.

Das gleiche Schicksal hatte der von dem Minister des Cultus, Eötvös, eingebrachte Gesetzentwurf über den Elementarunterricht; obschon man die hohe Wichtigkeit eines solchen Gesetzes einstimmig anerkannte, so wurde doch

dessen Vertagung beschlossen und dem Antrage des Deputirten Beöthy Folge gegeben, der also lautete: „Das System der Erziehung muß auf einer festen Basis gegründet werden, was jetzt unmöglich ist. Es ist genug, wenn dem Minister die Volkserziehung anvertraut und ihm empfohlen wird, daß sie ja nicht tiefer sinke, als sie jetzt steht. Darum weisen wir ihm auch eine Summe Geldes an, daß er darüber zu Gunsten der Volkserziehung disponire." Um aber zugleich zu zeigen, auf welcher Stufe die Volkserziehung in seinem Comitate stehe, fügt Beöthy hinzu: „Es ist kein Dorf in meinem Comitate, welches von der Erziehung einen Begriff hätte. Der Knabe wächst auf, und wie er sieben Jahre alt wird, schickt man ihn mit der Ziege auf die Weide, wo er unter freiem Himmel den Herrgott anstaunt: das ist seine ganze Erziehung." — Bei solchem Zustande der Erziehung wird die von dem Herrn Deputirten gemachte Forderung: „der Minister möchte dafür sorgen, daß die Erziehung nicht tiefer sinke, als sie jetzt steht", Eötvös nicht viel Mühe verursacht haben.

In Siebenbürgen begannen die Nationalitäten einander feindlich entgegen zu treten, die Rumänen und Sachsen einerseits, die Szekler anderseits; erstere lehnten die Union mit Ungarn ab; doch war es zu jener Zeit noch nicht zu blutigen Conflicten gekommen.

Die kroatische Frage.

Der entscheidende Augenblick war nun eingetreten, daß die parlamentarische Thätigkeit im Reichsrath durch den von der südlichen Landesgränze her ertönenden Waffenlärm und Kriegsruf in Anspruch genommen wurde. Die Streitigkeiten mit Kroatien hatten ihren Höhepunkt erreicht; somit war deren endgültige Entscheidung unaufschiebbar. Dem gordischen Knoten ähnlich, waren die Verwicklungen voraussichtlich nicht friedlich zu lösen, sondern nur mit dem Schwerte zu durchhauen. So gering jedoch die Aussicht auf eine friedliche Beilegung war, so wurden dennoch beiderseits Versuche gemacht dieselbe zu erzielen. Von derartigen Bestrebungen sind folgende die wichtigsten, welche zwar zu keiner Verständigung führten, aber dem bisher von beiden Seiten beliebten Schaukelsysteme und mit diesem dem bisherigen Zustande der Ungewißheit ein Ende machten.

Der Palatin mit dem Ministerpräsidenten Batthyány und der Banus, welcher, zwar seines Amtes enthoben, doch vom Erzherzog Johann berufen

worden, hatten sich Ende Juli nach Wien begeben, um daselbst die Beilegung der Differenzen unter der Vermittlung des Erzherzogs Johann zu versuchen, welchen der Kaiser mit diesem Geschäfte betraut hatte. Als Grundlage der Vermittlung stellte der Banus in Folge der Beschlüsse des kroatischen Landtages nachstehende Bedingungen auf:

1) Vereinigung der Ministerien des Krieges, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten mit der Verwaltung der Gesammtmonarchie;
2) volle Wahrung und Gleichberechtigung der kroatischen Nationalität und Sprache sowohl in der inneren Verwaltung, als auf dem gemeinsamen Reichstage von Ungarn, und endlich
3) Erfüllung der Wünsche und Ansprüche der serbischen Nation in Ungarn.

Durch die Erklärung des Reichsparlamentes und des ungarischen Ministerpräsidenten: sie wären nicht in der Lage, dem Reichstage und ihrer Partei gegenüber in irgend einer genügenden Weise in Verhandlungen über diese Grundbedingungen einzugehen, und durch die Tags darauf — 30. Juli — leider erfolgte Abreise des Vermittlers (Reichsverwesers) war dieser Versuch einer gütlichen Beilegung vereitelt.

Der Banus verkündete diese Resultatlosigkeit der kroatischen und serbischen Nation in einem am 6. August erlassenen Manifeste, das mit folgenden Worten schloß: „Uns bleibt hiernach nur noch übrig, die Beschlüsse des jetzt in Pesth versammelten Landtages über unser letztes Friedenswort, welches die ungarischen Minister den Ständen ohne Zweifel mittheilen werden, abzuwarten und dann unserer Kraft und Einigkeit die Durchführung unserer gerechten Sache anzuvertrauen, welcher weder die entschiedenen Sympathien der freien Völker Österreichs und Europas, noch die Bewilligung Seiner Majestät unseres Kaisers und Königs, noch endlich der Beistand des Allmächtigen fehlen wird, auf welchen wir fest und unerschütterlich vertrauen.“

Dieses Manifest des Banus beantwortete der ungarische Ministerpräsident mit einem Befehle zur Concentrirung sämmtlicher Nationalgarden zwischen der Donau und der Drau.

Der Reichstag beschloß sich nochmals unmittelbar an den König zu wenden. Eine Deputation unter Führung des Grafen Paul Almasy begab sich nach Innsbruck und wurde daselbst am 8. August eine Stunde vor der Abreise des Kaisers nach Wien von Seiner Majestät empfangen. Die Deputation gab in ihrer Ansprache an den König nach den üblichen Versicherungen

der Treue und Anhänglichkeit der Nation an ihren König einen sehr beredten, ja begeisterten Ausdruck dem Wunsche, Seiner Majestät wolle es gefallen den Reichstag in Pesth mit der Sanction der Gesetze persönlich zu beschließen. Der Zerwürfnisse mit Kroatien war in der Rede gar nicht erwähnt, was wohl sehr klug war, da erneuerte Klagen und Reclamationen den König schwerlich geneigt machen konnten nach Pesth zu kommen. Gelang es aber, Seine Majestät zu einem Besuche in Pesth zu bewegen, so war die Hauptabsicht der Deputation und des Reichstages erreicht. Die Anwesenheit des Königs in Pesth hätte den ungarisch-kroatischen Differenzen eine Illustration gegeben, in der die Kroaten und der Banus, wofern sie sich nicht gefügt, als Rebellen erschienen wären. — Und eben deßhalb war vorherzusehen, daß der König in Pesth nicht erscheinen werde, obschon er, den Ausdruck der Anhänglichkeit und Treue der ungarischen Nation mit Wohlgefallen aufnehmend, die Erfüllung des von der Deputation ausgesprochenen Wunsches der göttlichen Vorsehung anheimstellte.

Da die Beziehungen zu Kroatien sich immer mehr trübten und das ungarische Ministerium über die Absichten des Wiener Hofes, welche von mehreren Ablegaten des Reichstages und insbesondere von den Tagesblättern aller Farben in Ungarn einer Wendung zu Gunsten der Kroaten verdächtigt wurden, Gewißheit zu erlangen wünschte, begaben sich der Ministerpräsident Batthyány und der Justizminister Deak nach Wien. Ihre Forderung militärischer Hilfe gegen die Kroaten wurde bestimmt abgelehnt; in Betreff der Beziehungen der Wiener Hofpartei zum Banus verließen sie Wien mit Eindrücken, die den Verdacht eines Einverständnisses der erwähnten Partei mit dem Banus wenigstens scheinbar rechtfertigten. Das bereits erwähnte Manifest des Banus an die Kroaten und die erfolglose Sendung Batthyánys und Deaks nach Wien hatten sowohl im Reichstage als in der Tagespresse die lebhafteste Aufregung hervorgerufen. Die Presse unterließ es nicht diese Gelegenheit zu benützen, um die Gemüther und die öffentliche Meinung zu fanatisiren; sie wurde hierin von Kossuth inspirirt, der, eine Katastrophe voraussehend, Nichts ernstlicher anstreben mußte, als das Volk auf dieselbe vorzubereiten und zum bereitwilligen Werkzeuge seiner Pläne zu machen. Seinen Einfluß und sein Ansehn im Unterhause benützte Kossuth den Deputirten gegenüber in derselben Richtung und zwar mit glücklichem Erfolge; so hielt er am 4. September eine Anrede, die wie ein verstecktes Kriegsmanifest

gegen den Wiener Hof lautend, ganz darauf berechnet war, das in den Gemüthern vorhandene Mißtrauen zu vergrößern und die ohnehin im Reichstage bereits herrschende Mißstimmung gegen den Hof zum lauten Ausdrucke zu bringen. Nachdem der Redner all' die Seitens des ungarischen Ministeriums mit den loyalsten Absichten unternommenen, leider vergeblich gebliebenen Ausgleichungsversuche mit Kroatien angeführt hatte, desgleichen die Beweise von Treue und seltener Anhänglichkeit und Hingebung gegen Seine Majestät den König und seine Dynastie, schilderte Kossuth die gefährliche Lage, in der das Land sich befinde, und wies auf das Mittel hin, das zur Rettung desselben noch übrig bleibe, indem er sagte: „Geehrtes Haus! Ich bin fest überzeugt, entweder muß dieser Zustand bald ein Ende nehmen, oder die Nation wäre gezwungen für eine vollziehende Gewalt zu sorgen, welche die Mittel zu ihrer Verfahrungsweise nicht aus dem Gesetze, sondern aus der Gefahr des Vaterlandes zu schöpfen hätte." Unter dem Mittel verstand Kossuth ohne Zweifel die Dictatur. Er forderte ferner das Haus auf, sich „zu großer Entschiedenheit und zu großen Entschlüssen" vorzubereiten. Nachdem er sodann die vom Ministerium dem Ministerpräsidenten zur definitiven Austragung in Wien anvertrauten Aufträge punctweise angeführt hatte, sagte er: „Aber diese Nation, vom Odem der Treue stets durchweht, kann deßhalb verlangen, daß der König hilfreiche Hand zur Aufrechthaltung des Thrones leihe, wenn er diesen behalten will". Kossuth beklagte ferner, daß die Minister Batthyány und Deak bereits acht Tage in Wien weilten, ohne noch irgend Etwas erreicht zu haben, „als läge auf der Wage des Zauderns nicht in der einen Schale das Loos der Nation und in der andern die Existenz der Krone". Mit drohenden Worten erwähnt er der Intriguen, die unter dem heiligen Namen der Freiheit zwei Nationen zum Blutvergießen gegen einander hetzen. Seine Brandrede schließt er mit den Worten: „Denn sie mögen es glauben, was ich hier mit rückhaltloser Aufrichtigkeit ausspreche: die Nation wird außerordentlicher Gewalt bedürfen; das Ministerium, das sich nur innerhalb gesetzlicher Schranken bewegen kann, vermag es nicht das Vaterland zu retten".

Auf Kossuths Antrag wurde noch eine Deputation von 100 Mitgliedern gewählt, welche sich unter Führung des Unterhauspräsidenten Pázmándy nach Wien zu begeben hätte, um daselbst bei dem Könige den letzten Versuch zum Ausgleiche zu machen; sie erhielt aber die bestimmte Weisung nicht länger als 24 Stunden in Wien zu beiben und jede Seitens des Königs gemachte

Verzögerung über diese Zeit hinaus als abschlägige Antwort zu betrachten und sogleich heimzukehren.

Die Deputation verließ Pesth am 6. September; die Reichstagssitzungen wurden bis zu ihrer Rückkehr eingestellt. Am 9. September sah sich die Deputation in Schönbrunn zur Audienz vorgelassen. Der Sprecher, Präsident des Unterhauses Pázmándy, leitete die Rede an Seine Majestät den König mit den Worten ein: „Die Nation habe im Gefühle ihrer bewährten Treue ein Recht zu verlangen, in der Aufrechthaltung ihrer unverletzlichen Rechte von ihrem Könige unterstützt zu werden." Hierauf erinnerte der Redner an die Bedingungen, unter welchen Ungarn an Ferdinand I. und Siebenbürgen an Leopold die Herrschaft über die constitutionellen Länder übergaben; diese Bedingungen blieben aber seit dreihundert Jahren unberücksichtigt und wurden erst durch jene von Seiner Majestät am 11. April sanctionirten Gesetze des letzten Landtags in Preßburg erfüllt.

Der Redner geht sodann zur Hauptbeschwerde des ungarischen Reichstages über, die sich in Kürze darin zusammenfassen läßt, daß, wie solches aus den officiellen Mittheilungen des österreichischen Ministeriums an die ungarische Regierung klar ersichtlich sei, die Triebfeder der Empörung der kroatisch-slavonischen Länder und der Serben keine andere sei, als jene von der nächsten Umgebung Seiner Majestät ausgehenden reactionären Bestrebungen, Ungarns gesetzliche Freiheit und Selbstständigkeit zu vernichten, die ungarische Regierung der österreichischen einzuverleiben und dadurch Ungarn als eine mit Waffengewalt eroberte Provinz mit dem österreichischen Reiche zu vereinigen.

Der Redner macht nun auf die gefährlichen Folgen einer solchen Tendenz für den Thron aufmerksam und formulirt dann die Bitten der Nation in folgendem Verlangen und zwar:

„Seine Majestät wolle befehlen: Die Rückkehr sämmtlicher, nicht vor dem Feinde stehenden ungarischen Truppen nach Ungarn und deren unbeschränkte Unterstellung unter das ungarische Ministerium, dessen Befehlen strenger Gehorsam unverweigerlich zu leisten sei;"

„Seine Majestät möchte die Befreiung der kroatischen Nation von dem auf ihr lastenden militärischen Despotismus ernstlich bewerkstelligen, damit dieselbe sich frei erklären könne;"

„Die ungerechter Weise weggenommenen und Kroatien einverleibten

slavonischen Gespanschaften und Fiume mögen sogleich an Ungarn zurückgestellt werden."

„Seine Majestät möge jene Personen der Hofpartei, die einer Reaction gegen Ungarn sich schuldig gemacht, vom Hofe entfernen und. die Strafbaren bestrafen;"

„Seine Majestät wolle endlich die von dem ungarischen Reichstage votirten Gesetze sanctioniren und sogleich sich nach Ofen verfügen um die Regierung Ungarns durch Ihre Gegenwart zu unterstützen."

Der Schluß der Rede enthielt noch folgende bemerkenswerthe Stellen: „Die gegenwärtigen Augenblicke des Lebens der ungarischen Nation sind so wichtig, daß sich diese treue Nation durch Versprechungen und Aufschiebungen nicht länger hinhalten lassen kann. Das ungarische Ministerium ist nicht mehr in der Lage den inneren Frieden und die Ordnung im gesetzlichen Wege aufrecht zu erhalten. Die Nation würde auf einen solchen Boden gedrängt, welchen sie nicht selbst gewählt, sondern den sie, von ihrem Monarchen verlassen, durch das Gefühl der Selbsterhaltung gezwungen, wird betreten müssen."

Fassung und Ton der Rede waren, wie aus dem Angeführten zu entnehmen, so ernst, ja drohend, daß man wohl nicht mehr zweifeln konnte, der seit lange in Pesth im Inneren arbeitende Vulkan werde zum Ausbruche kommen, wenn die königliche Antwort nicht befriedigend ausfiele. Wie leicht begreiflich, entsprach aber die königliche Antwort den begehrlichen Bitten der Deputation nicht; mehrere Mitglieder konnten es sich nicht versagen, ihre Unzufriedenheit durch Aufstecken von rothen Federn auf ihre Kopfbedeckung noch vor der Abreise von Schönbrunn kund zu geben und diese sichtbare Demonstration mit lauten Drohungen zu verstärken.

Die Antwort des Königs lautete im Wesentlichen dahin, daß seine geschwächte Gesundheit ihm nicht gestatte nach Ungarn zu kommen; die vom Landtage unterbreiteten Gesetze wolle er erst einer Prüfung unterziehen, was jedoch nicht so zu deuten sei, als ob er gesonnen sei die seit März sanctionirten Gesetze zurückzunehmen; endlich wünsche er die Integrität der ungarischen Kronländer aufrecht zu erhalten, habe die dießfälligen nöthigen Maßregeln bereits angeordnet und wolle solche noch anordnen, wovon das ungarische Ministerium verständigt werden solle.

Das Mißlingen dieses letzten Ausgleichsversuches brachte endlich den poli-

tischen Vulkan zum Ausbruche. Die merkwürdige Sitzung am 11. September im Unterhause begann ohne Ministerium. — Die Minister hatten abgedankt; sie klagten das Verfahren der von ihnen perhorrescirten Wiener Camarilla an, welcher sie die Erfolglosigkeit aller Ausgleichungsversuche zuschrieben.

Beim Beginn der Sitzung wurde ein Schreiben des Palatins vorgelesen, worin das Unterhaus benachrichtigt wird, daß die Abdankung der Minister vom Statthalter angenommen worden sei, er selbst nunmehr die Zügel der Regierung ergreife und zugleich einen neuen Ministerpräsidenten dem Könige vorgeschlagen habe.

Kossuth, der in der letzten Zeit, als die politische Atmosphäre schwül zu werden begann, den Erschöpften und Kranken spielte, um die Sympathien der Ablegaten und des Volkes für sich zu gewinnen, was ihm auch vollkommen gelang, — Kossuth, der kranke, schwache Mann, erhob sich nach beendigter Verlesung des Schreibens und rief mit kräftiger Stimme: „Ich will von diesem Augenblicke an nicht mehr krank sein!“ Und indem er seinen Stuhl von der linken Seite des Hauses wegnahm, und auf den früheren unter den Ministersitzen eingenommenen Platz stellte, fügte er zu jenem Ausrufe hinzu: „Von diesem Augenblicke an bin ich wieder Minister; denn das Decret des Palatins ist ungesetzlich, weil er es ohne Gegenzeichnung eines Ministers erlassen hat.“

Vor dem Hause der Abgeordneten hatten sich mehrere Tausend Menschen versammelt, die nach Kossuth riefen.

Da trat denn Kossuth hinaus und versprach seine Treue dem Könige, aber seine ganze Kraft dem Lande und dessen Freiheit. Die versammelte Menge hörte unbedeckten Hauptes Kossuth, den Dictator Ungarns von Gottes Gnaden, wie ihn ein in derselben Nacht unter dem Titel „Ungarns größter Tag“ erschienenes Flugblatt nannte.

Am nächsten Tage wurde durch Anschlag veröffentlicht: die Ministerkrisis habe eine glückliche Lösung gefunden; Graf Batthyány sei vom Palatin mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden. Kossuth erklärte, daß er das neue Ministerium, so lange es auf dem Pfade, den er für die Rettung des Vaterlandes als den geeignetsten erkannt, verharren werde, aus allen Kräften stützen wolle.

Der in den Draugegenden fungirende königliche Commissär Csány berichtete, „Jellachichs Vorhut sei am 11. September in Ober-Legrad eingerückt.“

Im Drange der durch Jellachichs feindliches Vorgehen geschaffenen ernsten Verhältnisse, die zu raschen Entschlüssen Seitens des Palatins und der ungarischen Regierung drängten, erließ der Palatin folgende Verordnung, die am 13. September durch Placate veröffentlicht wurde:

„Die verantwortlichen Minister des Landes, die Männer, welche Seine „Majestät am Schlusse des letzten Preßburger Reichstages auf den Wunsch „der Nation in seinen Rath berief, haben ihre Portefeuilles niedergelegt.“

„Im Sinne der Paragraphen 11 und 12 des Gesetzartikel III. 1848 „folgt nun die Bildung eines neuen Ministeriums. Dieses ernennt Seine „Majestät, wenn Sie im Lande nicht anwesend, auf meine Unterbreitung; „diese Sorge ist unter den jetzigen Verhältnissen nicht die geringste unter den „Sorgen für das Vaterland. Das Land ist nicht in einem solchen Zustande, daß „es auch nur auf einen Augenblick die vollziehende Gewalt entbehren könnte.“

„Darum habe ich nicht versäumt den auf sein Ministeramt resignirenden „Grafen Ludwig Batthyány als Präsidenten des künftigen Ministeriums der „Gutheißung Seiner Majestät zu unterbreiten, und ihn sogleich aufgefordert, „seine Abbankung provisorisch zurückzunehmen, die in der Zwischenzeit durch „mich zu erlassenden Verordnungen zu contrasigniren und als provisorisch „verantwortlicher Minister die übrigen Angelegenheiten zu leiten.“

Nach einer Aufforderung an sämmtliche Organe des öffentlichen Dienstes zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und zum Gehorsam, und einer in gleichem Sinne an sämmtliche Staatsbürger ergehenden Mahnung heißt es weiter:

„Das Gemeinwohl, die Treue für den König und das von Gefahren „bedrohte Vaterland sollen es den Staatsbürgern zum Gesetze machen, daß sie „eine unerschütterliche Stütze bieten.“

„Die Feinde des Königs und des Vaterlandes sehe ich als meine Feinde „an; ich bin entschlossen die Gesetze, die Constitution und die Freiheit des „Landes gegen jeden Feind nach meinen Kräften zu vertheidigen und aufrecht „zu erhalten, wie ich meinem Könige und der Nation den Eid geleistet habe, und „wie ich dieß als Palatin und königlicher Statthalter für meine Pflicht erkenne.“

„Im Namen des Königs und des Gesetzes!

Budapesth, 12. September 1848.

Stephan, Palatin und königlicher Statthalter.

Graf Ludwig Batthyány.“

An demselben Tage faßte und veröffentlichte das Repräsentantenhaus folgenden „Beschluß in der kroatischen Frage", aus dem wir das Wesentlichste mittheilen: Nach erneuerten Versicherungen der brüderlichen Gesinnungen Ungarns gegen Kroatien und der Bereitwilligkeit, jetzt noch im letzten Augenblicke die obwaltenden Zerwürfnisse durch eine gegenseitige, auf Recht und Billigkeit gegründete Verständigung beizulegen, erklärt das Repräsentantenhaus: dasselbe habe zwei zu Reichskommissären ernannte Repräsentanten beauftragt zu bewerkstelligen, daß die Repräsentanten der kroatisch-slavonischen Nation unverzüglich zum Reichstag einberufen werden; mit diesen hätten sich die hierzu bevollmächtigten Reichskommissäre in der Absicht ins Einvernehmen zu setzen, um die wahren Wünsche der kroatisch-slavonischen Nation zu vernehmen, über alle jene Fragen zu verhandeln, welche die volle Garantie der Nationalität der kroatisch-slavonischen Nation, ihre Landesrechte und Freiheiten und überhaupt die künftige sichere Feststellung der gegenseitigen Rechtsbeziehungen der beiden Länder betreffen, und im Einverständnisse mit ihnen sobald als möglich zu erledigen; ferner den Militärgränzern ihren Wünschen gemäß besondere Zugeständnisse zuzusichern und sich so zu bemühen, die bestehenden Wirren auszugleichen und das Unglück eines Bürgerkrieges von beiden Ländern abzuwenden.

Am Ende des Beschlusses spricht das Repräsentantenhaus die Überzeugung aus, daß, „wenn dieser letzte Schritt nicht zum Frieden führen sollte, die Feindseligkeiten der Kroaten im Lichte nicht nationaler Selbstständigkeit, sondern eines ungerechten Angriffes zur Erlangung fremder Zwecke vor Gott und Europa erscheinen werden, denen gegenüber das ungarische Vaterland und die Rechte der Krone bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen die Pflicht der Selbsterhaltung gebieten wird."

Es wäre überflüssig zu bemerken, daß dieser Beschluß, eine verspätete Maßregel, erfolglos bleiben mußte. Darüber konnte sich wohl auch das Repräsentantenhaus nicht täuschen; somit entsprang dieser Schritt, da er trotzdem gemacht wurde, eben nicht legalem Wollen, sondern bloß der Absicht, Zeit zur Organisirung des allgemeinen Landsturmes zu gewinnen, wozu der Ministerpräsident einen Aufruf bereits erlassen hatte.

Über die Haltung des gegen den Banus stehenden Linienmilitärs liefen beunruhigende Nachrichten ein; so hatte der Befehlshaber der ungarischen Truppen, General Graf Teleki, erklärt, er wolle nicht gegen Jellachich kämpfen.

Diese Nachricht brachte in der Sitzung des Repräsentantenhauses vom 15. September eine so große Aufregung hervor, daß der Ruf: „An den Galgen mit dem Verräther!“ vielfach laut wurde, und auf Antrag des Ministerpräsidenten, den Palatin zu bitten, daß er sich in's Lager begebe und die Führung der Truppen übernehme, eine Deputation entsendet wurde, welche dem Palatin solches Begehren vortrug. Der Palatin erklärte: „Alles thun zu wollen, was „in seinen Kräften stehe, das bedrohte Vaterland zu retten, und daß er am „nächsten Tage (den 16.) nach dem Lager abgehen werde; doch fordere er, „das Haus möge in Ruhe die königliche Bestätigung abwarten, die Bahn der „Gesetzlichkeit nicht verlassen und Alles aufbieten, ihn mit genügender Militär„macht zu versehen, überhaupt mit allem Nöthigen ihm an die Hand zu gehen.“ Die Botschaft des Palatins wurde vom Hause mit großem Jubel aufgenommen; auf Kossuths Antrag jedoch wurden drei Mitglieder des Hauses — Perczel, Asztálos und Bonis — gleichzeitig mit dem Palatin in's Lager geschickt, angeblich um dem Palatin seine Aufgabe zu erleichtern. Diese Maßregel erinnert an die Conventscommissäre bei den Armeen der französischen Revolution. Kossuth hatte, wie diese von ihm vorgeschlagene Maßregel beweist, die Geschichte jener Revolution nicht ohne Nutzen studirt.

Am nächsten Tage (16. September) wurde in der Sitzung ein soeben eingetroffenes Handschreiben des Königs an den Palatin vom 15. September verlesen. Dieses enthielt die Annahme der Abdankung des Ministeriums, die Bestätigung des vom Palatin zum Ministerpräsidenten ernannten Grafen Batthyány und die Erklärung:

„Seine Majestät könne auf die vom Ministerpräsidenten gemachten Bedingungen, wozu auch der königliche Befehl an Jellachich zur augenblicklichen Räumung Ungarns gehörte, keine Antwort ertheilen; eben so wenig könne der König die von einigen Mitgliedern des vorigen Ministeriums ausgegangenen Maßregeln genehmigen, durch welche die Emittirung der Fünfgulden-Banknoten und die Aushebung der Soldaten mittelst Werbung ohne eingeholte königliche Sanction bewerkstelligt, und der vermessene Versuch gemacht wurde, das Linienmilitär zum Verlassen seiner Fahne zu verführen.“

Der Ministerpräsident zeigte nach Verlesung dieses Handschreibens dem Hause seine Abdankung an; nahm solche jedoch in derselben Sitzung auf einstimmiges Verlangen des Hauses zurück.

In der nächsten Sitzung (17. September) theilte Batthyány dem Hause

die neue Ministerliste mit dem Bemerken mit, daß die Portefeuilles noch nicht vertheilt seien.

Bei dem voraussichtlich schon in den nächsten Tagen erwarteten offenen Bruche zwischen der Regierung in Ungarn und dem Könige, fanden es sechs Deputirte der siebenbürgener Sachsen gerathen, ihre Mandate niederzulegen und den Reichstag zu verlassen. Auf Kossuths Antrag wurden dieselben vom Reichstage für Ausreißer erklärt, und das Ministerium erhielt den Auftrag Specialcommissäre nach Siebenbürgen zu senden.

Eine am 19. September von dem Offiziercorps der unter den Befehlen des Generals Teléki stehenden Truppen abgegebene Erklärung beseitigte die Besorgnisse des Repräsentantenhauses und des ungarischen Ministeriums über die Stimmung der Truppen dem Banus gegenüber. Das Offiziercorps, nicht in der Lage, in dem verworrenen politischen Drama eine richtige Anschauung und Würdigung des Standes der fraglichen Interessen zu gewinnen, hatte sich zu diesem Ende mittelst einer Deputation an den Banus mit dem Begehren gewendet: er möchte einen kaiserlichen Befehl vorweisen, der ihn ermächtige gegen Ungarn feindlich vorzugehen; könne er dieß nicht, so würden sie den bisher erhaltenen Befehlen entsprechen, sich seinen Angriffen auf Ungarn widersetzen und gegen ihn kämpfen. Der Banus berücksichtigte diese ihm schriftlich überreichte Erklärung des Offiziercorps gar nicht, und so erklärte dieses: „Zum Kampfe für den König und die gesetzliche Freiheit bereit zu sein."

Beinahe jeder Tag brachte nun die große Streitfrage ihrer blutigen Lösung bedeutend näher und steigerte die Aufregung des Reichstages und sämmtlicher politischer Parteien im Lande. Auch in Wien schien man in der ungarisch-kroatischen Frage noch keinen festen Entschluß gefaßt zu haben; denn in dem Zeitraume von drei Tagen waren drei königliche Handschreiben aus Anlaß der Bildung eines neuen Ministeriums an den Palatin erlassen worden, von welchen das zweite die Bestimmungen des ersten theils ganz aufhob, theils änderte, das letzte endlich den von dem Palatin an den Grafen Batthyány gegebenen Auftrag zur Bildung eines Ministeriums billigte.

Der Erzherzog hatte sich seiner Zusage gemäß am 16. zur Armee begeben; doch wurde auch er, die Größe und Wichtigkeit des Augenblickes wohl erfassend und würdigend, von Zweifel und Unentschlossenheit beschlichen.

Der Erzherzog hatte fünfmal in Wien angefragt, was er zu thun habe, und wie der Hof mit Jellachich stehe? Das letzte Mal machte er diese Anfrage von Stuhlweißenburg aus und erhielt erst auf diese die Antwort: „Es sei nun wohl Zeit, daß er sich von Stuhlweißenburg entferne.“ Diese Antwort wurde dem Palatin zu Theil nach dem im allerhöchsten Auftrage gemachten Versuche einer friedlichen Beilegung der beklagenswerthen Differenzen im Wege mündlicher Verhandlungen mit dem Banus, welcher Versuch allerdings am Mißtrauen des Banus, oder, wie behauptet wird, seiner Umgebung scheiterte. Der Banus war bis Keszthély und an das südliche Ufer des Plattensee's vorgerückt; der Palatin lud ihn zu einer Conferenz ein, welche auf einem Dampfschiffe in der Gegend von Tihany stattfinden sollte, und verpfändete sein Ehrenwort für die persönliche Sicherheit des Banus. Im letzten Augenblicke aber, als das Schiff bereit stand den Banus und sein Gefolge aufzunehmen, erklärte dieser dem vom Palatin an ihn gesendeten Adjutanten, sein Gefolge gestatte ihm nicht sich einzuschiffen, indem es besorgte, die Maschine des Dampfschiffes könnte stärker sein, als das Ehrenwort des Palatins. Auf diese Art scheiterte der letzte Versuch des Ausgleiches.

Abdankung des Palatins.

Der Palatin verließ nun in Folge der an ihn auf seine letzte Anfrage ergangenen allerhöchsten Weisung Stuhlweißenburg und begab sich nach Wien, wo er am 22. eintraf.

Am 23. Vormittags wohnte der Palatin in Folge einer erhaltenen Weisung einem Ministerrathe bei; er schilderte daselbst die Lage Ungarns und seine durch die in der ungarisch-kroatischen Angelegenheit von der Hofpartei begangene politische Doppelzüngigkeit bis zum Äußersten erschwerte Lage. Den Ministern schienen diese Mittheilungen unbekannt zu sein, da sie sich von denselben ganz überrascht zeigten; sie beschlossen einen königlichen Commissär nach Ofen zu schicken, und forderten den Erzherzog auf eine hierzu geeignete Person namhaft zu machen. Dieser fragte, ob es eine Civil- oder eine Militärperson sein solle? Als sich die Minister für letztere entschieden, nannte der Erzherzog den Feldmarschalllieutenant Grafen Lamberg. Er erklärte ferner: „Da er nur eine referirende und keine berathende Stimme habe, müsse „er sich aus der Conferenz zurückziehen.“

Letzteres that denn auch der Palatin.

Am Abende des nämlichen Tages begab sich der Erzherzog zu Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin, und erklärte was er gethan. Am 24. früh reichte der Palatin seine Abdankung schriftlich ein.

Er empfing während seiner Anwesenheit in Wien keine Besuche; die Visiten der Grafen Csiráki, Nadásdi und Anderer wurden von ihm abgelehnt. Dem neu ernannten königlichen Commissär Grafen Lamberg gab er keinen Auftrag; er rieth ihm aber, nicht nach Pesth, sondern nach Stuhlweißenburg zu gehen, wo er Batthyány finden werde, und schickte ihm für die Schreibgeschäfte einen Canzlisten nach Stuhlweißenburg nach. Lamberg ging aber leider nach Pesth, obschon das kaiserliche Manifest, welches er bei sich hatte, von keinem Minister contrasignirt war. An der voreiligen Publication des Manifestes war Latour schuld; er ließ dasselbe, die Interpellation fürchtend, zu früh in die Zeitung einrücken, und zwar ohne Gegenzeichnung; er bemerkte nicht einmal, daß es dem Premier Batthyány zur Signatur übersendet worden sei.

Das Manifest kam früher in Pesth an als Lamberg; dieser wurde dadurch ein Opfer des durch die Opposition aufgeregten Pöbels, eigentlich bezahlter Mörder. Der Erzherzog kannte den Inhalt des Manifestes gar nicht.*)

Nach einem Aufenthalte in Wien von wenigen Tagen begab sich der Erzherzog zu seiner auf dem Lande in Ewanowitz in Mähren weilenden Schwester, der Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Este; doch waren ihm auch hier nur wenige Ruhetage gegönnt.

Die gewaltsamen Oktoberereignisse hatten den Hof veranlaßt, Wien zu verlassen und seinen Aufenthalt in Olmütz zu nehmen.

Da erhielt denn der Erzherzog, dessen Gegenwart in dem nahen Ewanowitz

*) Diese vom Erzherzog Stephan mündlich gemachten und hier ihrem Wortlaute nach treulich angeführten Mittheilungen über den Ministerrath vom 23. September und über Lamberg mögen zur berichtigenden Aufklärung allen denen dienen, die in jenen schweren Tagen den Erzherzog beschuldigten, „er habe sein der Kaiserin gegebenes Wort gebrochen, sich in die ungarischen Angelegenheiten nicht mehr zu mischen, indem er Lambergs Ernennung zum königlichen Commissär durchgesetzt und dadurch Lambergs Katastrophe indirect herbeigeführt!“ Ersteres ist ganz unrichtig, da er Lamberg nur vorgeschlagen, dabei aber erklärt hatte, er habe keine berathende Stimme; letztere Beschuldigung fällt demnach von selbst. Hätte Lamberg dem Rathe des Erzherzogs gefolgt und wäre nach Stuhlweißenburg anstatt nach Pesth gegangen, so hätte diese beklagenswerthe Katastrophe gar nicht stattgefunden.

dem Hofe damals unliebsam sein mochte, die Weisung, sich nach seinem mütterlichen Erbtheile, dem Schlosse Schaumburg im Herzogthum Nassau zu begeben. Der Erzherzog reiste am Abende desselben Tages ab, an welchem er diese Weisung erhalten hatte; aus der Eile, mit der er dieser Weisung nachgekommen, läßt sich wohl schließen, daß dieselbe in ernsten Worten gefaßt sein mochte.

Damals ahnte der mit der größten Resignation in sein Schicksal sich ergebende Erzherzog freilich nicht, daß die Trennung von seinen Geschwistern, Verwandten und Freunden, von allen Verhältnissen überhaupt, die dem Knaben, dem Jünglinge und dem Manne lieb und theuer geworden, so lange dauern werde, daß sie beinahe ganz unwiderruflich geworden wäre, daß eine Wiederkehr nur durch den Tod vermittelt werden sollte.

Schluß.

Die Rolle, welche der Erzherzog in Ungarns großem politischem Drama von 1848 als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten gespielt, war nun beendigt. Der Palatin trat in's Privatleben zurück, begleitet nicht von Segenswünschen, sondern von feindseligen Kundgebungen des Mißtrauens, der Unzufriedenheit und der Scheelsucht, verfolgt von bittern Vorwürfen und Verdächtigungen selbst jener Parteien und Personen, die ihn beim Beginn seines öffentlichen Wirkens in Ungarn mit Bezeugungen seltner Gunst und enthusiastischem Lobe überhäuft hatten.

Es sei gestattet die gegen den Erzherzog geschleuderten moralischen Brandgeschosse — Vorwürfe und Verdächtigungen — hier einer unparteiischen Würdigung zu unterziehen, ohne uns jedoch ein entscheidendes Urtheil anmaßen zu wollen.

Das öffentliche Leben und Wirken des Erzherzogs in dem Zeitraume seiner Palatin- und Statthalterschaft gehört der Geschichte an, in deren Interesse, sowie im Interesse des Erzherzogs selbst und der in jenem Drama mitwirkenden, in dem Vordergrunde stehenden Persönlichkeiten eine solche Würdigung begründet sein dürfte.

Personen, deren Ansichten und Meinungen durch ihre hohe Stellung im Staate von entscheidender Bedeutung sind, haben dem Erzherzoge die Schuld an den die Existenz der Monarchie bedrohenden Wirren in Ungarn aufgebürdet. Unter diesen Personen war es namentlich der nachmalige Feldmarschall Fürst

Windischgrätz, der in den merkwürdigen Märztagen dem Erzherzog ohne Rückhalt in's Gesicht sagte, er sei an der „ganzen Umwälzung und Anarchie durch sein Benehmen in Ungarn schuld". „Ich glaube „im Gegentheil," erwiederte der Erzherzog, „Ungarn der Monarchie erhalten „zu haben. Ungarn war für das Kaiserhaus und den Gesammtstaat verloren, wenn ich mich zurückgezogen oder anders gehandelt hätte, als ich „gethan".

„In allen Schlachten", — setzte der Erzherzog hinzu — „welche die „Völker gegen ihre Regierungen geschlagen, siegten erstere nicht durch „die Gewalt der Waffen, sondern durch die Macht der öffentlichen Meinung. „Der Sieg war überall ein moralischer Sieg, und gewiß, bevor noch der „erste Schuß auf dem Kampfplatze gefallen, wie es leider die neuesten Ereig„nisse dieses Monats März in Wien bewiesen hatten."

Die Anklage des Fürsten, sowie die Vertheidigung die Erzherzogs beruhen, wie leicht begreiflich, auf der Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung und Beurtheilung der damaligen Verhältnisse. Ob der Fürst in der Lage war, von den damaligen nicht nur öffentlichen, sondern auch geheimen Zuständen in Ungarn eine so genaue Kenntniß zu haben, wie solche zur Motivirung seiner ernsten Anklage unerläßlich, und ob solche Zustände in Ungarn auch wirklich bestanden, ist mit Recht zu bezweifeln. Davon übrigens absehend, werden wir hier nur die Umstände zu erwägen haben, welche den Erzherzog zu der in seiner Antwort aufgestellten Behauptung berechtigten.

Zu diesem Ende sei hier bloß an Kossuths Äußerung in seiner in der Circularsitzung vom 31. März gehaltenen Rede erinnert; die betreffende Stelle lautet also: „Auf wenige Stunden kam ich in die Situation, mit der Bewegung dieser Hand dahin wirken zu können, daß das Haus Habsburg bestehen bleibe oder nicht; und auch in dem Augenblicke, wo die Resolution herabgelangt ist, war ich einer von den Wenigen, auf deren Ausspruch „daß wir das Rescript nicht annehmen könnten," Bürgerblut geflossen wäre." Und diese Worte enthielten keine leere Drohung. Ein bewaffneter Zuzug von mehr denn 10,000 Mann von Pesth, Ofen und den nahe gelegenen Comitaten war bereit, jeden Augenblick auf den Ruf ihres Hauptes, Kossuths, die ungarischen Forderungen in Wien nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Die Regierung in Wien sah sich bei der damals ungünstigen Lage der Dinge in Italien, den Wirren in Prag und der Aufregung der Gesammtbevölkerung

in mehreren Provinzen, in ihrem Widerstande gegen den Volksaufstand in Wien gelähmt und außer Stande, diesen zu bewältigen. Hier dürfte nun wohl die Frage am rechten Orte sein, was geschehen wäre, wenn der Palatin in den ereignißschweren Märztagen seine Stelle niedergelegt hätte? Man wird wohl zugestehen müssen: Die damaligen Verhältnisse waren nicht derartig, daß die Regierung der nach dem Rücktritte des Palatins ganz sicher erfolgten bewaffneten Pression der ungarischen radicalen Partei, an deren Spitze der unversöhnliche Regierungsfeind Kossuth, hätte widerstehen können. Ein Nachgeben wie ein Widerstand, zu welchem aber die physische Macht fehlte, hätte nach dem Rücktritte des Palatins die Ereignisse in Ungarn, welche erst im September eingetreten sind, im April, demnach zu einer Zeit ganz gewiß herbeigeführt, wo der Regierung noch die Mittel zu einer glücklichen Bekämpfung fehlten. Durch das Verbleiben des Palatins in seiner Würde gewann die Regierung aber Zeit zur Herbeischaffung jener Mittel und zur Erzielung eines bedeutenden Erfolges, wozu die inzwischen eingetretene günstige Wendung der Vorgänge in Italien wesentlich beitrug. Die Wahrheit des Spruches: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen" bewährte sich auch dießmal; daß aber Zeit gewonnen wurde, dürfte doch nur durch das Verbleiben des Palatins in seiner Stelle ermöglicht worden sein. Diese Erwägung hat auch den Palatin bestimmt, die Bewilligung der Postulate des ungarischen Landtages mit Energie zu betreiben und selbst sein Verbleiben im Amte davon abhängig zu machen. Daß die Regierung dieser Bedingung volle Rücksicht durch Annahme der Postulate gewährte, dürfte schon beweisen, daß sie das Verbleiben des Palatins als sehr wichtig, ja als eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit betrachtete; wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte die Regierung die Resignirung des Palatins gewiß angenommen. In einer Denkschrift, die der Palatin in der zweiten Hälfte des wichtigen Märzmonats 1848 nach Wien sendete, hieß es: „Alle Welt klammert sich an den Ge-
„danken eines ungarischen Ministeriums und erblickt in diesem die Rettung.
„Gewiß ist solche Begeisterung eine wahre Landescalamität und vom Stand-
„puncte des Wiener Hofes aus verdammenswerth. Die Frage ist nur, wo
„die größere Calamität liegt? Und jedenfalls muß man sich in Wien für
„eine bestimmte Politik entscheiden. Durch die Anerkennung des Ministeriums
„Batthyány wird zwar scheinbar die separatistische Politik in
„Ungarn gefördert; dennoch bleibt sie das einzige Mittel

„das Kaiserhaus zu erhalten, vorausgesetzt, daß die Minister „guten Willen zeigen“. (Leider fehlte beiderseits der gute Wille.) Die Denkschrift war der freie Ausdruck der innersten Überzeugung des Palatins; und da er nach dieser handelte, so that er, was jeder Mann thut, der auf moralische Würde hält. Er hatte um so mehr Recht, an dieser Überzeugung der Regierung gegenüber fest zu halten, als letztere endlich ihre Entschlüsse nach freiem Ermessen fassen konnte. Jenes Drängen des Palatins erzeugte aber insbesondere bei der Hofpartei ein Mißtrauen, das endlich zu dem Verdachte führte, der Palatin könne sich zu Schritten verleiten lassen, die ungesetzlich und seinen Pflichten gegen den Monarchen zuwider wären. Vor Allem sei die Frage beantwortet, ob dieses Mißtrauen gegründet gewesen oder nicht?

Der böse Schein in irgend einer Sache ist vorzugsweise Personen von hoher Geburt und hoher Stellung im öffentlichen Leben gewöhnlich viel schädlicher, als die Wirklichkeit. Der Schein gewährt der Phantasie freien Spielraum, Möglichkeiten zu schaffen, ja an deren Bestehen endlich fest zu glauben, während die Wirklichkeit, Positives gebend, somit solch' arges Spiel der Phantasie ausschließend, sich gewöhnlich um Vieles günstiger geltend macht.

Man kann nicht umhin zuzugeben, daß in den damaligen öffentlichen Verhältnissen, sowie in gewissen Persönlichkeiten Elemente hervortraten, die ein Mißtrauen gegen den Palatin wach riefen, dieses jedoch nur scheinbar rechtfertigten; die in Wien Seitens der Bevölkerung dem Palatin in den Märztagen dargebrachten Huldigungen gaben wohl den ersten Anstoß dazu. Man warf dem Palatin ein ungemessenes Streben nach Popularität und einen hohen Grad von Eitelkeit vor und besorgte, solche Volksovationen könnten, da sie seiner Eitelkeit schmeichelten, ihn bethören und zu unüberlegten Schritten in der oben angezeigten Richtung verleiten.

Welche Vorstellung die untern Volksclassen Wiens von der politischen Macht und Stellung des Palatins hatten, darüber gibt der Verfasser der Aufzeichnungen einige Aufklärung. „Es war“ — erzählt derselbe — „am 30. März, als der Palatin die letzten Schritte that, um die Annahme der Forderungen des ungarischen Landtags im Wege eines Compromisses zu bewerkstelligen; an diesem Tage hatte er die Fahrt von Wien nach Preßburg und zurück zweimal gemacht. Als er am Nachmittag in seinen Wagen, der vor der Batthyány-Stiege in der Burg stand, zur zweiten Fahrt nach Preßburg einstieg, war eine große Volksmenge auf dem daselbst befindlichen Platze

versammelt. Im Augenblicke der Abfahrt hörte ich einen in meiner Nähe stehenden Bürger an seinen Begleiter die Frage richten: wer der Herr sei, der eben fortgefahren? — „„Nu, kennst du den nit? des is ja der König von Ungarn““ — erwiederte der Gefragte.“

Daß eine derartige Meinung in den untern Volksclassen Wiens verbreitet war, blieb der Hofpartei nicht unbekannt, und war ganz geeignet, dieselbe in ihrem Mißtrauen gegen den Palatin zu bestärken. Dieses Mißtrauen wurde noch durch das Drängen desselben zu voller Befriedigung der Postulate des Landtages, ferner durch Kossuths machiavellistisch zärtliche Expectoration in seiner in der Circularsitzung vom 26. März gehaltenen Rede, in welcher er den Palatin seinen „lieben Vicekönig“ nannte und ihm die wärmsten Lobeserhebungen spendete, genährt; ein Lob aus solch' verdächtigem Munde konnte aber wohl in Wien keine Empfehlung sein und auch keinen anderen als einen ungünstigen Eindruck machen.

Wenn Angesichts der erwähnten Verhältnisse dem Mißtrauen in Wien gegen den Palatin einige Berechtigung zugestanden werden muß, so verhält es sich doch ganz anders, wenn es sich um die Entscheidung der Frage handelt, ob der durch jenes Mißtrauen veranlaßte Verdacht der Illoyalität und sogar eines strafbaren Strebens nach Macht und Einfluß eine gleiche Berechtigung ansprechen durfte und etwa durch die Handlungsweise des Palatins gerechtfertigt war?

Diese Frage wird am gründlichsten durch folgende Thatsachen entschieden, welche den fraglichen Verdacht als ganz grundlos in einer nicht zu entkräftigenden Weise bezeichnen.

Als der Palatin in den Märztagen auf die Annahme der Forderungen des ungarischen Landtages drang, erklärte er, für den Fall der Verweigerung seine Stelle niederzulegen, „weil er wohl aufhören könne, Palatin, „aber nicht österreichischer Erzherzog zu sein, ein Ablehnen „der Forderungen aber den Palatin in eine Lage brächte, die „mit den Pflichten eines Erzherzogs gegen seinen Kaiser „nicht zu vereinbaren sei“.

In diesen Blättern wurde ferner bereits die vom Palatin gegen den Verfasser der Aufzeichnungen am 23. März im Augenblicke der Abreise des Ersteren nach Wien gethane Äußerung angeführt, daß er nämlich wisse, die Landtagsjugend wolle ihn, wenn das Verlangen nach einem ungarischen

Ministerium in Wien abgeschlagen würde, zum Könige von Ungarn proclamiren. „Wenn dieß geschieht“ — setzte der Palatin hinzu — „bin „ich in einer halben Stunde über der Grenze, und Ungarn „sieht mich nie wieder“ *).

Deßgleichen ist dem Leser die Absicht des Palatins, bei seinem schon im April vorhergesehenen Rücktritte ein Manifest an die ungarische Nation zu erlassen, so wie der Inhalt desselben im Allgemeinen bereits bekannt; im Manifeste wird aber die Nation zur Bewahrung ihrer Treue gegen den König aufgefordert.

In den Tagen, wo durch das feindliche Vorrücken des Banus in Ungarn an der Spitze eines Corps von Grenz- und Linien-Truppen der Zwiespalt zwischen der Regierung in Wien und dem ungarischen Landtage voraussichtlich zu einem unvermeidlichen blutigen Conflicte führte, stellte Kossuth dem Palatin vor, die Interessen des Landes und seine Pflichten gegen dasselbe als dessen Palatin ständen über dynastischen Interessen; in der kritischen, ja gefährlichen Lage, in welcher sich das Land befinde, gäbe es nur Ein Mittel, um dasselbe vor sehr großen und ernsten Calamitäten zu bewahren. — „Und „dieses Mittel wäre?“ unterbrach der Palatin den Redner fragend. — „Die Annahme der königlichen Würde von Eurer königlichen Hoheit“ antwortete Kossuth. Entrüstet begegnete ihm der Palatin: „Was hat Sie, Herr Minister, „in meinem bisherigen öffentlichen Leben berechtigt, mir einen solchen Verrath „an dem Könige zuzumuthen? Mit gutem Gewissen kann ich behaupten, „daß Nichts in meinem Leben ist, was Sie hierzu veranlassen könnte. Ich „zöge selbst vor, wenn es nöthig wäre, das tägliche Brod „für meinen König wandernd zu erbetteln, als ihm eine „Krone zu stehlen“ **).

Dem Leser sei es nun überlassen, die angeregte Loyalitätsfrage selbst zu entscheiden.

Aber nicht nur von der Hofpartei in Wien verdächtigt, sondern auch von den ungarischen Ministern, den Landtagsdeputirten und den Spitzen der poli-

*) Hätte der Palatin damals ahnen können, daß er Ungarn trotz dieser loyalen Haltung in seinem Leben nicht mehr sehen werde, so hätte er seine Stelle schon damals gewiß niedergelegt, um Ungarn wieder zu sehen.

**) Aus den Aufzeichnungen, deren Verfasser diese Mittheilungen aus dem Munde des Palatins persönlich vernommen.

tischen Parteien in Ungarn in seinen Absichten und Bestrebungen verkannt, — schied der Erzherzog-Palatin von Ungarn und der Nation, der er ungeachtet der von ihr erfahrenen schweren Unbill doch aus ganzem Herzen stets zugethan war.

Folgender Vorfall beweist nur zu klar, wie selbst die redlichsten Schritte und Absichten des Palatins theils ganz verkannt, theils absichtlich entstellt wurden, um ihm sogar Verrath an Ungarn anzudichten. Im Zeitungsblatte „Közlöny" vom 6. December 1848 erschien nämlich in ungarischer Übersetzung das expedirte Concept eines Vortrages des Palatins, datirt: „Wien 23. März," welches die von dem Präses des sogenannten Landesvertheidigungs-Ausschusses Kossuth zur Durchsuchung der Palatinalacten und Schriften aufgeforderten Mitglieder des aufgelösten Reichstages vorgefunden hatten; diesem Actenstücke war die Ächtheitsbestätigung des Directors der Palatinalcanzlei, des Hofraths Stoffer, beigefügt.

Die Aufzeichnungen enthalten über diese Angelegenheit zwei Mittheilungen, und zwar eine erste vom ebengenannten Hofrath Stoffer schriftlich abgefaßte, und eine zweite, welche der Erzherzog dem Verfasser der Aufzeichnungen mündlich gemacht hatte. Erstere lautete wörtlich alio: „Das Concept des Vortrages" — sollte richtiger: „der Denkschrift" heißen — „ist datirt vom 23. März 1848, an welchem Tage die zu Preßburg versammelten Reichsstände die Repräsentation mit dem Gesetzvorschlage, das ungarische Ministerium betreffend, vielmehr ein Ultimatum in dieser Angelegenheit Seiner Majestät unterbreitet haben, nachdem der Ministerpräsident der königlichen Verfügung zu Folge bereits ernannt war."

„Veranlassung zu dem fraglichen Vortrage gab die besorgnißvolle Aufregung, besonders in Pesth und Preßburg, welcher gesteuert werden mußte. Drei Mittel wurden in dem Vortrage angeführt, welche nach der Absicht des Palatins überhaupt möglich waren. Diese Mittel werden in drei Punkten vorerst aufgezählt, und dann folgte die Meinungsäußerung des Palatins über jeden der Punkte. Bezüglich des ersten Punktes: „Das „Land sich selbst zu überlassen," — erklärte sich der Palatin „bestimmt dawider, mit dem Ausdrucke: „daß man davor zurückschaudern „müsse; dieses Mittel sei so zu sagen unmoralisch und unter der Würde einer „Regierung." — Der zweite Punkt bezweckte „die baldigste Zustande- „bringung eines ganzen Ministeriums durch Unterhandlungen

„mit dem Ministerpräsidenten" — und dafür sprach sich der Palatin aus."

Der dritte Punkt: „Die Anwendung der Militärmacht, wenn „die Unterhandlung mit dem Ministerpräsidenten nicht sollte „zum Ziele führen, — in diesem Falle aber seien die Würdenträger des Reiches vor Allem unerläßlich zu vernehmen."

„Somit war der Zweck dieses Vortrages das Zustandebringen des Ministeriums, welches der Palatin auch durch die allerhöchste Resolution vom 28. und 31. März in der That erwirkt hatte. Für den entgegengesetzten Fall hatte der Palatin bei Veröffentlichung der Resolution vom 28. März seine amtliche Stellung daran gesetzt, gleichwie er in dem fraglichen Vortrage, bezüglich des dritten sowie des ersten Punktes erklärte, in diesen Fällen das Palatinalamt nicht weiter ausüben zu können."

„Einzelne Ausdrücke" — heißt es weiter in Stoffer's Mittheilung — „wird jeder billig Denkende dieser nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Schrift, besonders unter den damaligen so dringenden Umständen, zu gute halten. Es ist unbezweifelt, daß der Endzweck der Schrift, nämlich: das Zustandebringen des gesammten Ministeriums und des Ministerialgesetzes vorzüglich durch die Verwendung des Palatins erreicht wurde und so des Landes Schicksal in die Hände dieses Ministeriums, das einige Zeit hindurch in Wirksamkeit war, und dann in die des Reichstages gelegt worden ist, welcher auf Antrag des Ministeriums durch vorläufige Gewährung des Palatins als königlichen Statthalters unter Hoffnung der königlichen Genehmigung berufen wurde."

Über den Mißbrauch obigen Actenstückes enthalten Stoffer's Mittheilungen noch Folgendes: „Die von dem Sicherheitscomité zur Untersuchung der Palatinalacten ausgesendeten Personen waren: Emmerich Zaborski, Ludwig Turkos, Nikola Mérey und Balthasar Halász. Zuerst erschien ein auf die Denkschrift bezüglicher Artikel im „Marczius", ganz im entstellenden und lügenhaften Geiste dieses Blattes. Bartholomäus Szemere, Minister des Innern, commentirte die Denkschrift noch gehässiger in einer im Borsoder Comitate erlassenen Proclamation, welche im „Marczius" vom 26. December 1848 erschien."

„Er führte bloß die Punkte an, ohne die denselben beigefügte Beurtheilung und Äußerung des Erzherzogs; den zweiten Punkt übergeht er ganz und

erklärt, bloß der erste und dritte Punkt seien angerathen worden; er behauptet das Bestehen eines Planes, Ungarn von neun Seiten anzugreifen, welcher Plan sich unter den Schriften des abgetretenen Palatins befunden haben soll. Der Präses des Vertheidigungsausschusses beruft sich in seinen zwei Ankündigungen im „Közlöny" vom 27. December 1848 auf jene Angabe in der „Pesther Zeitung" vom 19. December und theilt die lithographirte Copie des angeblichen Planes mit. Letzterer ist nichts Anderes, als das Skelett der aus neun Blättern bestehenden Lipski'schen Karte von Ungarn, welches in neun mit den Blättern der Karte correspondirende Felder eingetheilt wird, um das Aufsuchen der Blätter zu erleichtern. Dieses Skelett fand sich in der Bibliothek des verstorbenen Palatins vor und nicht in den Acten." (Welche Entstellung!)

Die Mittheilungen des Erzherzogs an den Verfasser der Aufzeichnungen enthalten den eigentlichen Anlaß zur Denkschrift, welcher seiner delicaten Natur wegen dem Hofrath Stoffer unbekannt blieb, und durch welchen die Aufstellung der drei Punctationen in der Denkschrift erklärt wird. Diese Mittheilungen lauten wörtlich also: „Das bekannte, vom Hofrath Stoffer aus „Ungeschicklichkeit an das ungarische Ministerium nach des Palatins Rücktritt „ausgelieferte Concept seines Vortrages an den Kaiser bezüglich der Pacification Ungarns, welches, entstellt veröffentlicht, so viel Aufsehen und so „sehr den Unwillen des Hofes erregte, wurde von ihm (dem Palatin) in der „zweiten Hälfte des Monates März, und zwar aus folgendem Anlasse „entworfen."

„In einer Conferenz in Wien, welche um jene Zeit stattfand, und in „welcher die Minister Graf R..... und Graf H..... anwesend waren, „wurde über die Pacification Ungarns verhandelt. Der Palatin rieth, auf „dem gesetzlichen Wege mit dem ungarischen Ministerium das Werk des Ausgleiches zu versuchen; an dem glücklichen Erfolge des Unternehmens, die „Aufgabe durch Waffengewalt zu lösen, zweifle er sehr bei der Empörung „in Italien und der Finanznoth. Graf H..... entgegnete, er hege die „Hoffnung, daß das Ansehen der Regierung und die Ordnung in Ungarn „durch Waffengewalt hergestellt werden könne; dem Kaiser blieben genug „Rekruten, um Ungarn zu bezwingen; sollte aber dieses Mittel nicht belieben, „dann wisse er ein unfehlbares, und dieses bestehe darin, die Nationalitäten zum Kampfe gegen einander anzuregen, und zwar die

„braven Kroaten, die Slaven, die Serben und die Walachen „gegen die Ungarn, um, wenn der Krieg entbrannt und beide „Theile geschwächt und durch den Kampf erschöpft, beider „Herr zu sein.“ Der Palatin, entrüstet über diesen Vorschlag, erwiederte: „Herr Graf, ist dieß Ihr Ernst, oder ist es Scherz? Wenn Ernst, so kann „ich unmöglich beistimmen, weil dieses Mittel nicht nur höchst gefährlich, „sondern auch so unmoralisch ist, daß ich, wofern sich Se. Majestät dafür „entschieden, noch in dieser Conferenz um meine Entlassung aus dem Staats„dienste bitten würde.“

„Es wurde, theilte der Erzherzog weiter mit, ostensibler Weise zwar kein „Entschluß darüber gefaßt. Ich sah mich aber dadurch veranlaßt, dem Kaiser „die fragliche Denkschrift in Form eines allerunterthänigsten Vortrages in der „Absicht zu unterbreiten, um etwaige Wirkungen von H.....'s Rath zu neu„tralisiren. Ich kann mich jedoch der Überzeugung nicht entziehen, daß einfluß„reiche Personen der Hofpartei H.....'s Rath ausführten, während allerhöchsten „Ortes die Amtsthätigkeit des ungarischen Ministeriums bona fide anerkannt „wurde. Und so geschah es auch, daß, als ich im September bei Gelegenheit „des Anmarsches des Banus mit seinen Truppen gegen Stuhlweißenburg dem „Letzteren die Abschrift eines allerhöchsten Rescriptes, welches mich zu einer „Conferenz mit dem Banus behufs einer friedlichen Vermittelung aufforderte, „durch einen Oberlieutenant übersendete, der Banus nach Durchlesung dieser „Abschrift zu dem Überbringer sagte: „Die Abschrift des Rescriptes ist „richtig, nur nicht vollständig;“ er zog dabei eine Schrift aus der Brust„tasche seines Rockes und sagte weiter: „Hier in dieser Schrift ist auch das „Ende des Rescriptes.“ Dieses Ende enthält die Weisung an den Palatin, „sich nach Ofen zu begeben und dort den Landtag zu Paaren zu treiben, „falls der Vermittelungsversuch im Wege einer persönlichen Conferenz mit „dem Banus nicht gelänge.“

„Als nun diese persönliche Zusammenkunft mit dem Banus, die, wie „bekannt, an dem gegenseitigen Mißtrauen scheiterte, wirklich stattfinden sollte, „zeigte der Banus meinem bei dieser Gelegenheit abgesendeten Kammerherrn „ein an ihn gelangtes Schreiben von Wien, aus dem klar hervorging, daß „der Banus alle an mich erlassenen allerhöchsten Rescripte von der Hofpartei „erhielt, während mir, dem Palatin, keine Copie der an den Banus gerich„teten allerhöchsten Rescripte und Handbillete gesendet wurde. Hätte der Hof

„sich bestimmt und zu rechter Zeit gegen mich ausgesprochen, ob für „oder gegen die Ungarn, so hätte ich die Sache zu einem beiderseits befrie„digenden Abschlusse bringen können. Daß ein solcher Erfolg möglich, ja „wahrscheinlich gewesen wäre, bestätigt der Umstand, daß die Revolution von „dem Augenblick an zu scheitern begann, wo der ungarische Reichstag die „Republik proclamirte. Der Ungar ist durch und durch dynastisch und mo„narchisch. Kossuth's Gebäude fing von jenem Augenblicke an zu wanken, „und sein Einsturz war unvermeidlich; die Absetzung des Königs war Kos„suth's größter politischer Fehler, der ihn um den von ihm angestrebten „Erfolg brachte."

Der Erzherzog hatte über die Publication der Denkschrift an Stoffer Folgendes geschrieben: „Die Publicationsgeschichte bleibt freilich unangenehm; „aber sie ist geschehen, sie steht als Factum, und zwar als Factum einer „raffinirten Bosheit da. Will man die Schrift verdrehen, — Alles in der „Welt ist zu mißdeuten, also auch dieser Act — so ist es freilich nicht schwer: „aber nichts desto weniger behaupte ich, ihn Wort für Wort verthei„digen zu können, wie Sie es auch in Ihrem Promemoria glücklich „gethan."

„Ich mußte alle Phasen der Depopularisirung, von dem „Inhimmel„gehoben werden" bis zum „Kreuzige ihn", durchmachen; ich habe es ver„schmerzt, denn mich hält mein Bewußtsein aufrecht, daß ich wenigstens nicht „mit Willen Schlechtes gethan — mein Vaterland verrathen habe. Sagt „der Fürst Windischgrätz, Ihr Promemoria sei zu drucken: fiat; wenn nicht, „ad acta damit."

Die Veröffentlichung des Promemoria's wurde nicht gestattet. Der Fürst Windischgrätz fand wahrscheinlich, daß eine Rehabilitirung des abgetretenen Palatins in der Meinung Ungarns verfrüht wäre.

In der Reichsrathssitzung vom 10. October nennt der Ablegat Madaraß den Erzherzog „treulos, weil er die Armee verlassen", und stellt den Antrag, man möchte seine Güter und Herrschaften für die Nation einziehen. *) Der Antrag wurde auf Kossuth's Verlangen vertagt.

---

*) Der Erzherzog hatte die Rettung seines beweglichen, in Staats- und sonstigen Werthpapieren bestehenden Vermögens, sowie seines sämmtlichen reichen Tafel- und Haussilbers — im Werthe von mehr als 30,000 Gulden — bloß der Geistesgegenwart, Geschicklichkeit und Entschlossenheit seines Obersthofmeisteramts-Secretärs Szuborits zu ver-

In der Proclamation, welche am 5. December von dem Reichstage angenommen und veröffentlicht wurde, heißt es: „Er“ — der Palatin — habe nicht nur seine Pflicht vergessen, sondern auch sein Versprechen und seinen geleisteten Eid, das Vaterland zu vertheidigen, meineidig gebrochen.“

Die Zeit, welche auch Parteileidenschaften sänftiget und endlich versöhnt, und somit manches Unrecht wieder gut macht, hat die von Windischgrätz verweigerte Rehabilitirung und noch Wichtigeres bewerkstelligt; es gibt jetzt gewiß keinen Ungar, der den Erzherzog des Verrathes gegen sein Land zeihen würde. Dagegen brachte, so oft in dem Staatsleben Ungarns eine den Wünschen der Nation günstige Wendung sich zeigte, die öffentliche Stimme in Ungarn den Namen des Erzherzogs damit in Verbindung, und zwar in einer für ihn eben so ehrenvollen als trostreichen Weise.

Indem wir dem vom Erzherzoge in seinem Briefe an Stoffer ausgesprochenen Bewußtsein: „Nichts Schlechtes absichtlich gethan und sein Vaterland nicht verrathen zu haben,“ mit dem festen Glauben an die Wahrheit desselben beipflichten, schließen wir diese Skizze des zwar kurzen aber inhalts- und ereignißschweren, sowie lehrreichen Zeitraumes aus dem öffentlichen Leben des Erzherzogs. Mögen die von ihm gemachten Erfahrungen nicht ohne Nutzen für Diejenigen sein, die in einer hohen Stellung dem zwar schweren, aber ehrenvollen Berufe leben, ihre Kräfte dem Dienste des Vaterlandes zu weihen.

---

danken; obschon sämmtliches Silber von der Landesvertheidigungs-Commission, an deren Spitze Kossuth stand, bereits mit Beschlag belegt war, gelang es gleichwohl dem Obersthofmeisteramts-Secretär unter wiederholtem, scheinbar gerechtfertigtem Vorwande die Auslieferung des Silbers bis zum Einrücken der österreichischen Truppen unter Fürst Windischgrätz in Ofen zu verzögern und dadurch das Silber Kossuths Habgier zu entziehen.

Der Erzherzog in Schaumburg an der Lahn.

Mit welch' wehmüthigen Gefühlen der Erzherzog sein theures Vaterland verließ, dieß zu beurtheilen, bleibe dem Leser überlassen. War es ja doch im Augenblicke des Abschiedes ungewiß, wann und ob er je die geliebte Heimath wiedersehen werde. Mit Ergebung fügte er sich in das Unvermeidliche, so schmerzlich es auch war. Das Bewußtsein „nicht mit Absicht Schlechtes, und nur das von ihm für gut gehaltene gethan zu haben" tröstete ihn in dieser schweren Prüfungszeit, so wie die Theilnahme seiner in ihren liebevollen Gesinnungen gegen ihn unverändert gebliebenen Geschwister und seines Onkels des Erzherzogs Johann; auch fehlte es ihm nicht an so manchen treuen Herzen, die sein Mißgeschick ihm näher gebracht als die Tage seines höchsten Glanzes.

Der Zustand Schaumburgs — seines Stammschlosses mütterlicherseits — wo der Erzherzog nach den letzten Stürmen seines Lebens eine Ruhestätte zu finden hoffte, war durchaus nicht geeignet irgend welche Annehmlichkeit zu bieten, außer der tiefen Ruhe und Abgeschiedenheit, die daselbst herrschte.

Die Großmutter des Erzherzogs, Schaumburgs letzte Fürstin, hatte die letzten Jahre ihres Lebens nicht im Schaumburger Schlosse, sondern in dem nahe gelegenen, ihrem Hofmarschall Freiherrn von Stein gehörigen Landhause Hausen gewohnt. Das Schloß war deßhalb vernachläßigt, und dieser mittelalterliche Bau, der nur durch seine Größe und dominirende Lage einen vormaligen Fürstensitz ahnen ließ, war nur sehr nothdürftig erhalten und seine innere Ausstattung theilweise unbrauchbar; Park und Gärten waren in noch schlechterem Zustande, die Wege in jenen waren mit Strauchwerk verwachsen und ungangbar; die von Unkraut überwucherten Gärten enthielten nur noch spärliche Anzeichen einer frühern Cultur; die Fahrwege nach dem Schlosse waren ebenfalls in schlechtem Zustande.

Auf die meisten Menschen hätte das verwilderte Aussehen dieses fürstlichen Asyls, das voraussichtlich zum bleibenden Aufenthalte dienen mußte, einen peinlichen Eindruck gemacht; der Erzherzog gewann aber eine ganz tröstliche Anschauung von diesen Zuständen. Es eröffnete sich ihm hier ein weites Feld des Schaffens, das, indem es seine Thätigkeit in Anspruch nahm, ihm willkommene Arbeit — die beste Trösterin in schlimmen Tagen — reichlich gab.

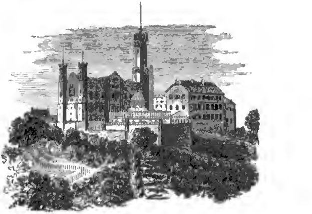
Er ging denn auch sofort mit dem ihm eigenen Eifer an das Werk der Restaurirung und sorgte vor Allem dafür sich und sein Gefolge daselbst häuslich, das ist ohne Prunk, doch den Bedürfnissen entsprechend, einzurichten, und seinen Haushalt zweckmäßig zu ordnen. Da die bewohnbaren Räume für sein Gefolge nicht genügten, so mußten welche geschaffen werden, was auch bald bewerkstelligt war; deßgleichen mußten die Räume für die Hof-Officen: Castellanei, Möbelinspection, Silberkammer, Küche, Zuckerbäckerei und Keller, Wäschekammer und für den Stall hergerichtet werden.

Um einen geregelten Dienstbetrieb zu erzielen wurden für die Officen Dienstinstructionen erlassen, und Inventarien und sogenannte Vormerkbücher eingeführt.

Die Inventarien enthielten das Verzeichniß der zum Dienstbetriebe vorhandenen Gegenstände, die Evidenzhaltung des Vorhandenen und jeder durch Zuwachs oder Abgang eingetretenen Änderung. In die Vormerkbücher trug der Vorstand des betreffenden Dienstzweigs die im Interesse des Betriebs desselben zu machenden Anträge, dann die gemachten Anschaffungen, den eingetretenen Zu- und Abgang an Inventargegenständen ein, und schloß den Ausweis über die gemachten Geldauslagen mit den Rechnungsbelegen an. Diese Vormerkbücher wurden am Schlusse eines jeden Monats der Controle durch den erzherzoglichen Actuar unterzogen, eine summarische Übersicht der Auslagen von diesem zusammengestellt, und sowohl diese Übersicht als die Vormerkbücher der Einsicht des Erzherzogs unterbreitet. Von diesem erfolgte dann die Erledigung der vorgelegten Anträge, Rechnungen u. s. w. in einer eigenen, zu diesem Ende im Vormerkbuche offen gelassenen Spalte. Nach dem in den Vormerkbüchern ausgewiesenen Zu- und Abgang inventarischer Gegenstände wurde die Evidenzhaltung der Inventarien bewerkstelligt, und durch eine am Ende eines jeden Jahres nach dem Inventar vorgenommene Revision der Inventargegenstände verificirt. Überdieß war die Einrichtung getroffen, daß jeder mit der Inventarnummer bezeichnete Gegenstand eben so

schnell und leicht, wie ein Buch in einer wohlgeordneten Bibliothek augenblicklich aufgefunden werden konnte. Diese Verwaltungseinrichtungen erleichterten einerseits den verschiedenen Dienstorganen den Betrieb des Dienstes, anderseits die Controle, und gewährten dem Erzherzog eine zuverlässige Übersicht des Gesammthaushaltes, so wie eine vollständige Kenntniß selbst der Einzelnheiten in Beziehung auf den Dienstbetrieb der verschiedenen Hofofficen und die Kosten.

Wir führen diese Einrichtung des erzherzoglichen Haushalts hier nur in der Absicht an, um ein Beispiel des Ordnungssinnes zu geben, der diese, so wie sämmtliche Anordnungen des Erzherzogs durchdrang.



Schloß Schaumburg.

Kaum hatte der Erzherzog sich so zu sagen häuslich niedergelassen, so ging er an die Ausführung des gleich anfänglich gefaßten Projects das Schloß zu erweitern, indem er den Neu- oder Stephansbau aufführte, der sich an den alten Bau unmittelbar anschließt. Der Baustyl des neuen Schloßtheiles erinnert an manche Herrensitze alter Adelsgeschlechter, wie man sie in England findet. Er zeichnet sich nicht sowohl durch Eleganz, als durch eine edle Einfachheit, Solidität und ein richtiges architektonisches Ebenmaß aus. Der ganze Bau ist in Basaltstein ausgeführt, nur die Gesimse, die Fenster- und Thürstöcke und die mit weiser Ökonomie angebrachten architektonischen Verzierungen sind von dem hellgrauen Andernacher Sandsteine, der von dem

dunkeln Basaltstein sich merklich abhebt, so daß die Hauptbaulinien plastisch hervortreten. Bei feuchtem Wetter ist dieses Hervortreten viel stärker, weil der Basalt, der die Feuchtigkeit schnell anzieht, sich dunkler, beinahe schwarz, färbt, und das Schloß gewährt alsdann einen sehr schönen Anblick *).


Wintergarten.

Der Neubau hatte sechs Jahre gedauert; auf diesen folgte der Bau des Glashauses mit einem kleinen Wintergarten, der in Eisen ausgeführt, Solidität mit Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit verbindet. Allegorische Figuren in Bronze zieren die Stirnseite des Glashauses, und eine eben solche stark vergoldete Figur krönt die über das Glashaus zu einer bedeutenden Höhe sich erhebende Glaskuppel des Palmenhauses. Auch die in der nächsten Nähe des Schlosses befindlichen Baulichkeiten erhielten passende Veränderungen; so das Pumpenhaus im Style des Neubaus und das nah' gelegene Wohnhaus im Schweizerstyle.


Treibhaus.

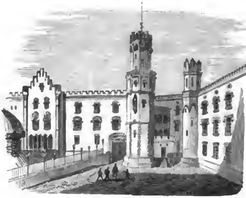
Die bisher angeführten Bauten waren kaum vollendet, als der Erzherzog die dem Neu-

*) Bemerkenswerth ist der Pferdestall im Neubaue. Da der Stall unter den in den odern Stöcken befindlichen Wohnungen liegt, so war es eine specielle Aufgabe des Architekten denselben geruchlos herzustellen. Zu diesem Ende wurde der Boden unter der Brücke der Pferdestände muldenförmig, und nach rückwärts sanft abfallend, ausgehoben, wodurch ein hohler Raum von vier bis acht Zoll Höhe zwischen den Standbrücken und dem natürlichen Boden entstand; letzterer wurde gut betonirt, um ihn wasserdicht zu machen und leicht reinigen zu können. Längs der Stände befindet sich der Abzugscanal, welcher die flüssigen

bau zugekehrten Fronten des alten Baus und des Mittelbaus im Style des Neubaus herzustellen begann. Diese Veränderung war bis zur Hälfte des Mittelbaues gediehen, als er starb. Die gänzliche Vollendung wurde jedoch von dem jetzigen Besitzer Schaumburgs, dem Großherzoge von Oldenburg, angeordnet, und so wird in nicht langer Zeit die von dem früheren Eigenthümer beabsichtigte Harmonie im Baustyle des ganzen Schlosses erreicht sein, wodurch dasselbe an Schönheit bedeutend gewinnen wird.



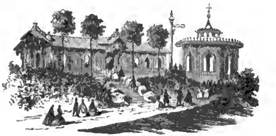
Gleichzeitig mit der Ausführung des Stephansbaus wurde damit begonnen



Schloßhof.

Ausscheidungen aufnimmt und ableitet, und in diesem Canale eine Wasserleitung, die so eingerichtet ist, daß man mittelst einer leicht auszuführenden Drehung des hinter jedem Pferdestande befindlichen Hahns den hohlen Raum unter dem Stande rein ausspritzen, und somit die in demselben vorhandenen übelriechenden Stoffe gänzlich entfernen kann. Der Abzugscanal hat an seinem äußern Ende eine Zugschleuse, die nur geöffnet wird um die im Canal vorhandenen Flüssigkeiten ins Freie abzulassen — was einigemal des Tages geschieht, — sonst bleibt die Schleuse, welche luftdicht schließt, ungeöffnet, um den Luftzug nach den Pferdeständen, der bei geöffneter Schleuse eintritt, zu verhindern. Durch die eben beschriebenen Vorrichtungen und ein sorgfältiges, schnelles Entfernen des Düngers gelang es den Stall ganz geruchlos zu machen.

die Gärten wieder in Stand zu setzen. Das Unkraut und überwuchernde Gestrüppe waren bald verschwunden, und an ihrer Stelle entstanden reizende, üppige Blumenparterres und bequeme, nette Gartenwege. Den Plan zu dem Fürstengarten hatte der Erzherzog selbst entworfen. So wie im Schloß, war auch im Gartenbau sein guter und geläuterter Geschmack jenem seines Architekten und seines Gärtners überlegen; beide versagten dieser Überlegenheit die verdiente Anerkennung nicht und fügten sich derselben um so williger, da sie sich nie durch ein imperatorisches: „Ich will" oder „Ich befehle", sondern auf dem Wege der Überzeugung geltend zu machen suchte. In der Mitte des Fürstengartens erhob sich ein hübscher Kiosk von gerissenem Eichenholz mit einer Plateform und zur selben Zeit entstand die zierlich gebaute, zum Gasthause gehörige, gedeckte Speisehalle für hundert Personen, deren Wände ebenfalls mit gerissenem Eichen- d. i. Spalier- oder Rippenholz vergittert sind. Auf den beiden Seiten der Halle befinden sich eine Kegelbahn und ein Taubenschießen zur Unterhaltung der Gäste.



Speisehalle.

Das schöne Rasenparterre vor dem Beamtenhause mit Baum- und Blumengruppen war früher ein öder Platz, auf welchem Mauerschutt, Holz- und andere Abfälle in dem Maße aufgehäuft waren, daß sie das Begehen des Platzes bedeutend erschwerten; auch standen da, wo jetzt die neue Straße nach dem Schlosse führt, zwei große, schlecht erhaltene Wirthschafts- und Stallgebäude, die abgetragen wurden. Ein gleiches Loos traf ein altes Schulgebäude, das im obern Schloßberinge, dem neuen Glashause gegenüber, an den Neubau stieß.

Der sogenannte Prinzessinnengarten wurde ebenfalls seinem höchst primitiven Zustande entrissen und in einen hübschen Park verwandelt; er enthält

ein Blumenparterre, das sich besonders durch einen reichen und üppigen Rosenflor auszeichnet.

So wurden auch einige andere verwahrloste Gärten einer sorgfältigen Cultur wiedergegeben, indem sie der Erzherzog mehreren Hausbeamten und Dienern seines Hofstaates zur Benutzung überließ.

In dem Wiesenthale, das sich gegen den Thalhof herabzieht, waren die daselbst befindlichen drei Weiher ganz vernachlässigt. Der obere Weiher wurde, nachdem er einer gründlichen Reinigung unterzogen worden, mit Fischen bevölkert und bekam deßhalb den Namen Fischweiher; der mittlere, jetzt Schwimmweiher genannt, war eine verschlämmte Pfütze. Der Erzherzog ließ denselben säubern und dann daselbst eine schöne Schwimmschule für Schaumburgs Jugend, — daher die Benennung Schwimmweiher — und zwei kalte Bäder, wovon das eine mit einer Douche, herrichten. Der untere oder Mühlweiher war nothdürftig erhalten, denn dessen Instandhaltung lag im finanziellen Interesse des Besitzers von Schaumburg, da er das zum Betrieb seiner Mühle im Thalhofe nöthige Wasser lieferte.

Die Anlage und der Bau neuer Straßen wurde mit eben so großem Eifer wie technischem Geschicke betrieben. Die Straße vom Thalhofe nach dem Beamtenhause war die erste, welche ausgeführt wurde, weil diejenige, welche zwischen diesen beiden Punkten früher bestanden hatte, so steil war, daß sie ohne eine auf das Doppelte vermehrte Zugkraft nicht befahren werden konnte. — Der von dem Thalhofe nach der Höhe führende Fußweg liegt in der Linie der alten Fahrstraße. — Die Fortsetzung dieser Straße vom Beamtenhause nach dem Schlosse wurde zunächst unternommen und durch eine Abtheilung nassauischer Pioniere bewerkstelligt. — Mit dem Bau dieser Wegstrecken war zwar das dringendste Bedürfniß befriedigt, es blieb jedoch eine solide und fahrbare Verbindung zwischen dem Schlosse und der Eisenbahnstation Balduinstein um so wünschenswerther, als die Fahrstraße dahin wegen ihrer unzweckmäßigen Anlage und vollständigen Vernachlässigung bei guter Witterung sehr schwer, bei schlechter aber beinahe gar nicht zu benutzen war. Der durch den Bau der Eisenbahn im Lahnthale bedeutend gesteigerte Verkehr Schaumburgs und der nächsten Umgegend mit der Station Balduinstein machte das Bedürfniß einer guten Fahrverbindung mit diesem Orte so fühlbar, daß der Erzherzog sich entschloß die Straße vom Thalhofe nach Balduinstein zu bauen, über welche der beigefügte Situationsplan das Nähere ergibt. Das Terrain

bot streckenweise wegen seiner Steile und der engen Thalschlucht, die den Bau eines Tunnels nothwendig machte, erhebliche Bauschwierigkeiten; die bedeutendste bei dem Puncte am untern Mühlweiher konnte nur dadurch überwunden werden, daß eine gemauerte Wasserleitung hergestellt wurde, durch welche sich der Bach als Wasserfall in den Weiher ergießt, und unter derselben die Straße durchgeführt wurde*). Sowohl die Anlage der Straße, die nur auf einer sehr kurzen Strecke eine Steigung von acht, sonst aber nur vier ein halb bis fünf Procent hat, als auch die Ausführung sind ein vollkommen gelungenes Werk, welches noch in hohem Grade dadurch verschönert ist, daß stellenweise als Straßeneinfassung Bäume angepflanzt und Gruppen von Ziersträuchern angebracht sind. Das Thal, durch welches die Straße zieht, bietet manche Naturschönheiten und von einzelnen Stellen der Straße aus schöne malerische Ansichten.

Die angeführten Straßen haben einen sehr soliden Unterbau aus Basaltstein, und die Straßendecke ist Basaltschotter mit Kies. Der Bau einer Straße vom Thalhofe über den Emmaberg, die auf dem Terrain bereits tracirt und im Plane auch angegeben ist, sowie der Bau einer zweiten, ebenfalls schon tracirten Straße, welche Schaumburg mit der nach Schönborn führenden Straße in kürzester Linie verbinden sollte, waren von dem Erzherzoge für die Zukunft in Aussicht genommen.

Die Bauten nahmen einen Theil der Tageszeit des Erzherzogs in Anspruch, da er gewohnt war überall selbst nachzusehen, und den Bau zeitweise selbst zu leiten und zu überwachen. Außer dieser Beschäftigung nahm noch die Verwaltung seiner Standesherrschaften Schaumburg und Holzappel und der Güter in Ungarn, sowie ein ausgedehnter Briefwechsel seine Thätigkeit dermaßen in Anspruch, daß ihm kaum ein Paar Musestunden des Tages übrig blieben, während er mit den schriftlichen Arbeiten gewöhnlich noch bis Mitternacht beschäftigt war.

Dem Schul- und Armenwesen in seinem Standesgebiete widmete der Erzherzog eine besondere Aufmerksamkeit. Ihm war als Erben des vormals

---

*) Die Straßenstrecke vom Thalhofe bis zum Tunnel und ein Theil des letzteren wurde von einem Detachement österreichischer Soldaten aus der Pionierschule des Regiments Wernhardt der Mainzer Garnison und einiger Mannschaft der ebenfalls in Mainz in Garnison gestandenen Abtheilung des Genieregiments unter der Oberleitung des Herrn Oberlieutenants Krczek vom Regiment Wernhardt ausgeführt.

souveränen Fürstenhauses Schaumburg auch nach der Mediatisirung das Recht der Ernennung zu Pfarr- und Schulstellen in seinem Standesgebiete geblieben; bei der Auswahl der Pfarrer und Lehrer verfuhr er mit solcher Sorgfalt, daß die zu diesen Stellen ernannten Candidaten unstreitig zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten im Lande gehörten. Der Erzherzog pflegte den jährlichen Schulprüfungen beizuwohnen, und die besten Schüler erhielten dann von ihm Prämienbücher.

Die Armen und insbesondere die Waisenkinder des Standesgebietes waren durch Stiftungen so reichlich bedacht, daß das Bettelwesen daselbst gar nicht vorkam. Während Bettler aus allen Gegenden des Herzogthums sich in Schaumburg häufig einfanden, weil sie sicher waren, daß der Erzherzog wirkliche Armuth und unverschuldetes Unglück stets unterstützte, erschien aus dem Standesgebiete Niemand, der um ein Almosen bat.

Für Waisenkinder trug die von der Fürstin Amalie von Schaumburg gegründete, durch die Freigebigkeit des Erzherzogs aber bedeutend erweiterte sogenannte Amalienstiftung in der Art Sorge, daß dieselben nicht nur vor Elend und Noth geschützt waren, sondern auch gegen eine aus dem Stiftsfonds an den betreffenden Meister bezahlte angemessene Vergütung in irgend einem Handwerke ihrer Wahl unterrichtet wurden, um dadurch auch ihre künftige Existenz zu sichern.

In eben so humaner Weise nahm sich der Erzherzog der Kranken und Preßhaften an, zwar nicht durch Errichtung von Anstalten zu ihrer Pflege, aber durch ärztlichen Beistand, Geldunterstützungen und selbst dadurch, daß er die Kranken nach ärztlicher Anordnung auf seine Rechnung, und wenn es die örtlichen Verhältnisse gestatteten, aus seiner Küche speisen lie . Überdieß wurden auch Weine aus dem erzherzoglichen Keller auf ärztliche Verordnung an Kranke abgegeben. Beim Ausbruche ansteckender Krankheiten eilte der Erzherzog, von seinem Leibarzte begleitet, nach den heimgesuchten Ortschaften, um sich von der Pflege und dem Zustande der Kranken zu überzeugen und für das etwa Fehlende zu sorgen.

Die ausgedehnten Schloß-, Garten- und Straßenbauten, von denen die ersteren vom Erzherzoge bis zu den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Schaumburg ununterbrochen fortgesetzt wurden, gaben den Handwerkern und Taglöhnern aus der nächsten Umgegend lohnenden Erwerb, und es entwickelte sich vor Allem in dem nahegelegenen Pfarrorte Balduinstein ein zuvor nicht

gekannter Wohlstand, der sich theils durch Neubauten, theils in der äußeren Erscheinung der Einwohner kund gab.

Die Sorge, welche, wie wir vorher angegeben, der Erzherzog dem Schul- und Armenwesen, und vorzugsweise den Kranken widmete, der Verdienst, welchen er den arbeitenden Classen verschaffte, seine freundliche Bereitwilligkeit endlich, allenthalben mit Rath und That dem Bedrängten beizustehen, und seine Leutseligkeit und Herablassung gegen Jedermann gewannen ihm die Herzen der Bevölkerung nicht nur seines Standesgebietes, sondern auch entfernter Gegenden; ja, man kann sagen, sein Name hatte bei dem Volke in Nassau einen guten Klang und wurde stets mit hoher Achtung und dem Ausdrucke aufrichtigen Wohlwollens genannt. War der Erzherzog gegen Personen, die in keiner näheren Beziehung zu ihm standen, so human und wohlthätig, so war er es noch weit mehr gegen seine Umgebung. Diese, vom höchsten Beamten bis zum niedrigsten Diener, war sicher, bei ihrem durchlauchtigsten Dienstherrn Rath und Hilfe zu finden, wenn sie in Noth oder augenblickliche Verlegenheit geriethen. Der Erzherzog half entweder durch Geldvorschüsse oder durch Geschenke, oft von bedeutendem Betrage, wobei er gelegentlich geleistete außergewöhnliche Dienste als einen willkommenen Titel zu Geschenken benutzte; — gewiß eine edle Art zu geben, die das Empfangen dem Beschenkten erleichtert.

Ein Freund der Jugend, sorgte der Erzherzog väterlich für den Unterricht der Kinder seiner Diener in Schaumburg, von denen im jährlichen Durchschnitte etwa dreißig bis vierzig die Schule besuchen mochten. Da dieselben bis zu ihrem vollendeten vierzehnten Lebensjahre an dem Unterricht Theil nahmen, so ward der für die Volksschulen im Herzogthum Nassau vorgeschriebene Lehrplan bedeutend erweitert, und Gegenstände des Realunterrichts in denselben aufgenommen, weßhalb der Erzherzog zwei Lehrer an der Schaumburger Schule anstellte. Der Erzherzog hielt die halbjährigen Prüfungen selbst ab, um sich von den Leistungen der Lehrer und den Fortschritten der Kinder zu überzeugen, und hatte zu seinem großen Vergnügen stets vollkommene Ursache mit beiden zufrieden zu sein. Diese Zufriedenheit fand ihren unzweideutigen Ausdruck theils in dem Lobe, welches er Lehrern und Schülern in seiner bei diesem Anlasse stets gehaltenen Ansprache ertheilte, theils in der Beschenkung der ausgezeichneten Schulkinder mit Prämienbücher, dann aber auch in Geldgeschenken, die er theilweise den Lehrern zukommen ließ, oder in Erhöhung

ihres Jahrgehaltes. Der Jahrgehalt des Oberlehrers war auf diese Weise bis zu dem Betrage von achthundert Gulden, jener des Unterlehrers bis auf sechshundert Gulden gestiegen. Der Erzherzog gab gewöhnlich nach jeder Prüfung den Kindern eine festliche Abendunterhaltung, und die Knaben und Mädchen, welche Prämien erhalten hatten, genossen noch die Auszeichnung, mit ihren Lehrern und Pfarrern zur erzherzoglichen Mittagstafel gezogen zu werden. Nach dem Austritte der Kinder aus der Schule sorgte der Erzherzog oft durch Geldunterstützungen dafür, daß die, welche sich nach freier Wahl irgend einem Handwerke widmeten, bei einem in seinem Fache als tüchtig anerkannten Meister in die Lehre treten konnten.

Für jene Kinder, welche sich für Real- oder Gymnasialstudien entschieden, erhielten gewöhnlich die Eltern erzherzogliche Studienstipendien von jährlich zweihundert Gulden und oft auch darüber, um ihnen die Erhaltung der Kinder außerhalb des elterlichen Hauses zu erleichtern. Der Erzherzog förderte das weitere Fortkommen dieser Kinder nach vollendeten Studien auch dadurch, daß er bei den Personen, von welchen dasselbe und die Erlangung einer befriedigenden Existenz abhing, seine persönliche Fürsprache für sie eintreten ließ. Manche Schulkinder nahm der Erzherzog wohl auf ihre Bitte nach beendigtem Schulbesuche in seine Dienste auf.

Bis zum Jahre 1858, das ist die ersten zehn Jahre seines Aufenthaltes in Schaumburg, versammelte der Erzherzog täglich Abends sämmtliche Schulkinder bei sich im Schlosse. Er gefiel sich in ihrer Mitte so sehr und fühlte sich in derselben so wohl, daß er diese abendlichen Zusammenkünfte sehr selten und nur bei besonderen Anläßen aussetzte. Diese Abendunterhaltungen dauerten gewöhnlich zwei Stunden — von sieben bis neun Uhr — und die Zeit wurde theils mit Bewegungsspielen, theils mit Verstandesspielen, auch mit kleinen, vom Erzherzoge vorgetragenen Erzählungen ausgefüllt. Bevor die Kinder nach Hause gingen, bekamen sie noch ein warmes Abendessen, das gewöhnlich aus einer Mehl- oder Milchspeise bestand.

Der festlichste und erfreulichste Abend für Schaumburgs Jugend war der heilige oder Weihnachtsabend. An diesem glänzten zur großen Freude der Kinder und ihrer Eltern mehrere reich ausgestattete Weihnachtsbäume in reichem Kerzenlichte, und auf langgestreckten, in dem größten Saale des Schlosses aufgestellten Tischen lagen symmetrisch und zierlich geordnet die Geschenke mit den Namen der Kinder, für die sie bestimmt waren. Die Wahl

der Geschenke vereinigte auf eine den häuslichen Verhältnissen der Familie, welcher das Kind angehörte, und dem Alter des letzteren angemessenen Weise das Nützliche mit dem Angenehmen. Dieses bestand gewöhnlich aus Spielsachen und Naschwerk, jenes aus Bekleidungsstoffen, mitunter auch fertigen Kleidungsstücken, aus Toilettengegenständen, sowie Handwerkszeug für Schule und Haus.

Manchen Familien waren dadurch die häuslichen Sorgen, insbesondere für die Bekleidung ihrer Kinder wesentlich erleichtert.

Auch die Faschingszeit brachte den Bewohnern Schaumburgs manche Vergnügungen, welche der Erzherzog in der freundlichen Absicht ihnen bereitete, sie für die Entbehrungen zu entschädigen, welche ihnen durch die isolirte Lage Schaumburgs in dieser Beziehung auferlegt wurden. Dieß gelang ihm auch vollständig durch Hausbälle und Abendunterhaltungen in patriarchalischem Geiste, welchen der Festgeber nicht nur selbst beiwohnte, sondern bei denen er auch am Tanz und Spiele sich betheiligte. Diese Unterhaltungen waren ausschließlich für die Bewohner Schaumburgs bestimmt; um ihnen den Charakter von Hausfesten zu bewahren, die an die ländlichen Feste unter der Dorflinde oder um den Kirchweihbaum erinnerten, wurde kein Fremder zu denselben geladen.

Wie jede gute Sache ihre Gegner hat, die an ihr stets so viel herabzumäkeln suchen, daß sich endlich das Licht an ihr in Dunkel, ja leider oft in Schwarz verwandelt; so erging es auch den abendlichen Kinder- und Faschingsunterhaltungen in Schaumburg. Es fehlte nicht an Menschen, nicht nur in Schaumburgs Nähe, sondern auch in weiter Ferne, die in diesen Unterhaltungen den Stoff zu unfreundlicher, selbst bitterer Kritik suchten, und auch fanden, weil sie es finden wollten*). Und wären auch die Kinderunterhaltungen — da sie doch nur ein Menschenwerk — nicht ganz im Geiste

---

*) In den Schaumburg benachbarten größern Städten Mainz und Frankfurt a. M. gab es Personen, die sogar behaupteten, zwischen dem Erzherzoge und der Tochter eines seiner Beamten bestehe ein — die besser Gesinnten sagten geheimes eheliches, die Scandalsüchtigen, ein unerlaubt sträfliches Verhältniß, welchem sogar Kinder entsprossen seien. Das Gerücht davon hatte auch den Weg nach Österreich und daselbst Glauben gefunden.

Der Verfasser der Aufzeichnungen muß dieses Gerücht als verläumderische Erfindung auf's Ernstlichste zurückweisen, da er bei seiner genauen Kenntniß des verdächtigten Verhältnisses mit Gewißheit behaupten kann, daß in demselben solche persönlichen Beziehungen, wie sie das Gerücht angibt, durchaus nicht bestanden. Er gibt jedoch zu, daß durch manche

der Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Laßt die Kleinen zu mir kommen“ gewesen, so ist doch nicht zu bestreiten, daß nur ein gutes und wohlwollendes Gemüth an dem Umgange mit Kindern Wohlgefallen, ja Vergnügen findet, und sich durch denselben so gehoben, ja aufgerichtet fühlt, daß es darüber die Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens vergißt. So suchte und fand denn auch der Erzherzog in dem Umgange mit diesen kindlichen, noch unverdorbenen Gemüthern Erholung und Stärkung für Geist und Herz, ja selbst Vergessen von manch' trüber Stunde seines Lebens.

Der Erzherzog, bei dem in Schaumburg der Mensch in den Vordergrund trat, hatte sich daselbst, wie wir so eben angeführt, einen Wirkungskreis geschaffen, der ihm zur Lebensaufgabe geworden, dessen Erfüllung ihn mit den herben Erfahrungen aus seiner jüngsten Vergangenheit versöhnen konnte. Das schöne Loos, den Hilfsbedürftigen beizustehen, war ihm in Schaumburg beschieden. Die Glücksgöttin hatte den Erzherzog mit den hierzu nöthigen Gütern, und die Natur mit einem für Leiden und Freuden seiner Mitmenschen, in welchen er stets seine Nächsten sah, empfänglichen Gemüthe ausgestattet, und so geschah es, daß beinahe kein Tag verging, an dem der Erzherzog nicht Andern Gutes erwiesen hätte.

Außer den anziehenden neuen Schöpfungen, welche durch die vorgenommenen Bauten entstanden, und die nicht nur die bloße Schaulust, sondern auch den edlern Sinn für Natur und Kunst befriedigen, enthält das Innere des Schlosses manches Sehenswürdige von hohem wissenschaftlichen und Kunstinteresse. Eine Bibliothek von beinahe 24,000 Bänden zeichnet sich besonders durch kostbare naturhistorische und Reisewerke aus; auch das historische Fach ist reichlich vertreten. Die Benutzung der Bibliothek ward den Bewohnern Schaumburgs und den Gästen des Erzherzogs gern gestattet, und es hing nur von ihnen ab, aus dieser reichen Quelle der Belehrung und des Vergnügens zu schöpfen.

Eine reiche in Deutschland nur von der Berliner übertroffene Mineraliensammlung füllt den Raum eines großen Saales im Stephansbau aus. Die

---

Umstände in den gegenseitigen Beziehungen der betreffenden Personen Anlaß zu einem bösen Scheine gegeben war, und also dieser Schein von Personen, welche die wahre Sachlage nicht kannten, in den ausgesprochenen Richtungen gedeutet und für Wirklichkeit gehalten werden konnte; damit aber die Freude am Scandal vollständig sei, durfte es selbstverständlich an einer erzherzoglichen Descendenz nicht fehlen.

großen oder sogenannten Schaustücke sind zur Befriedigung der Schaulust des profanen Publicums auf dem abgestuften Aufsatze des in der Mitte des Saales seiner Länge nach stehenden Kastens in einer Weise aufgestellt, daß sie von allen Seiten besehen werden können; einen ähnlichen Aufsatz zu dem gleichen Zwecke haben alle Kasten längs den Wänden des Saales.



Mineraliensammlung.

Die formatisirten Stücke befinden sich in den verschlossenen Schubladen, mit welchen sämmtliche Kasten versehen sind. Der besondern Beachtung der Männer vom Fache ist die Sammlung von Crystallen zu empfehlen, die durch eine eigenthümliche, doch systematisch geordnete Aufstellung in einem verschlossenen Glaskasten die Aufmerksamkeit des Mineralogen wie des Laien auf den ersten Blick fesselt. Die einzelnen Crystalle befinden sich in einem je nach ihrer Größe aus drei bis fünf federartigen Rippen gebildeten Drahtkloben, der an einer starken, zum Feststecken dienenden Nadel befestigt ist; jeder Crystall kann demnach von allen Seiten gesehen werden, ohne daß ein Herausnehmen aus dem Kloben nothwendig wäre. Will man den Crystall dem Auge ganz nahe bringen, so zieht man bloß die betreffende Nadel aus dem Kastenboden heraus, in dem sie steckt, wo dann das Ganze leicht nach Belieben zu handhaben ist.

In dem Mineraliensaale befindet sich noch in einem Kasten eine voll-

ständige Sammlung sämmtlicher Arbeiten der Staatsdruckerei in Wien seit ihrem Bestehen. Eine aufmerksame Besichtigung dieser Sammlung ist von hohem Interesse, weil die Exemplare durchgehends fehlerfrei sind, und einen vollständigen Überblick der ausgezeichneten Leistungen jener berühmten Anstalt auf den verschiedenen graphischen Gebieten gewähren; so in der Typographie, Lithographie, Xylographie, Chromographie, Photographie, in der Galvanoplastik, der Kupferdruckerei und endlich im Naturselbstdruck, der eine Erfindung des früheren genialen Directors dieser Anstalt, Hofrath Auer, ist.

Das Glashaus enthält neben bekannteren Pflanzen auch manche Seltenheiten und Novitäten und eine reiche Sammlung von Farren, auch manch' seltenes Exemplar in der Palmensammlung. So prangte während mehrerer Jahre in der Mitte des kuppelartigen Glasbaus für Palmen ein Prachtexemplar der Zalacca assamica, das, wie behauptet wurde, hinsichtlich seiner Größe nur zwei Rivalinnen auf dem europäischen Continente hatte. Leider ist dieses schöne und seltene Exemplar durch die nothgedrungene provisorische Unterbringung desselben in einem nicht hinlänglich heizbaren Locale während des Winters erkrankt und trotz aller aufmerksamen Pflege in dem Palmenhause, wo es später aufgestellt wurde, in ein Paar Jahren ganz eingegangen.

Noch möge hier erwähnt werden, daß der Erzherzog auf der früher ganz mit Steingerölle überdeckten Berglehne an der Südseite des Schlosses einen Park angelegt hatte, in dem dreißig bis vierzig Stück Damhirsche von verschiedenen Farben, und zwar weiße, schwarze, braune und ziegengraue, unterhalten wurden.

An der Südwestseite des Schlosses befindet sich ein Bärenzwinger, in dem einige Bären als lebende Repräsentanten der Wappenhalter des fürstlich Schaumburg-Bärnburgischen Wappens, und eine kleine Sammlung lebender Raubvögel: Eulen, Falken und Geier.

Der Erzherzog unterließ es nicht seine Bibliothek, die Mineraliensammlung und das Glashaus durch neue Anschaffungen zu bereichern. Die frühern Pränumerationen auf Sammelwerke und periodische Zeitschriften wurden fortgesetzt, die interessantesten neuen Zeitschriften und Werke angeschafft und die Lücken aus früherer Zeit ergänzt; die Mineraliensammlung wurde durch Ankäufe, Tausch und Schenkungen bedeutend vermehrt. Der letzte größere Kauf war eine in Hamburg befindliche Sammlung des in Petersburg ver-

storbenen Staatsraths Struve, die der Erzherzog für den Preis von einigen Tausend Thalern an sich gebracht und seiner Sammlung einverleibt hatte. Für das Glashaus wurde durch den Ankauf von Novitäten, wie sie eben die Zeit brachte, gesorgt, und bedeutende Geldbeträge dafür ausgegeben.

Die Vorliebe des Erzherzogs für Naturwissenschaften brachte ihn mit Gelehrten in diesem Fache in häufige Berührung. Mit mehreren derselben stand er in brieflichem Verkehr; so mit dem Geheimenrathe Leonhard in Heidelberg, mit dem Director der geologischen Reichsanstalt in Wien Hofrath Haidinger, mit dem Mineralogen Kenngott in Zürich und mit mehreren Andern. Der Besuch dieser Männer in Schaumburg gewährte dem Erzherzoge ein hohes Vergnügen. Gerne erbot sich der Director des kaiserlichen Mineralienkabinets in Wien, Dr. Bergmann, die nach dem Moos'schen Systeme geordnete Sammlung einer kritischen Durchschau zu unterziehen, um etwaige fehlerhafte Bestimmungen zu verbessern, und führte dieses eben so schwierige als wichtige Geschäft glücklich aus. Später beschäftigte sich auch der Professor Kenngott mit der Bestimmung mehrerer zweifelhafter und mitunter aus Versehen irrig eingereihter Exemplare.

Die Anschaffungen von Pflanzen gaben dem Erzherzoge Anlaß zu ähnlichem Verkehr mit Botanikern und berühmten Gärtnern. So mit dem Director eines großen Etablissements für exotische Pflanzen in Brüssel und einer Gesellschaft für Acclimatisirung von Nutz- und Ziergewächsen der südlichen Zone in Europa, und mit dem berühmten Gärtner Verschaffelt in Gent, dem Inhaber eines der größten europäischen Etablissements für Horticultur und Herausgeber des vorzüglichen und prachtvoll ausgestatteten Journals: „la Belge horticole". — Der persönliche, wie der schriftliche Verkehr des Erzherzogs mit der Gelehrtenwelt war jedoch nicht blos auf die Koryphäen in den Naturwissenschaften beschränkt; auch anderen Gebieten des Wissens und der Forschung wendete er sein lebhaftes Interesse zu. So stand, um nur ein Beispiel anzuführen, der Erzherzog mit dem Professor der Mathematik am Johanneum in Gratz, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien, Dr. Winkler, in schriftlichem Verkehr. Einen Beweis, daß der Name des Erzherzogs einen guten Klang in der wissenschaftlichen Welt hatte, lieferte seine Ernennung zum Mitgliede der Wiener Akademie der Wissenschaften und seine Aufnahme als Mitglied in mehrere gelehrte Gesellschaften Deutschlands für Naturkunde und Wissenschaft. Diese Ernennungen waren eine eben so

ehrenvolle als huldigende Anerkennung des lebhaften Interesses des Erzherzogs für Wissenschaft und Kunst. Einen weiteren unzweideutigen Ausdruck fand diese Anerkennung in einer von der im Jahre 1862 in Gießen versammelten Naturforschergesellschaft an den Erzherzog ergangenen Einladung ihren Sitzungen beizuwohnen. Er nahm die Einladung an, wohnte einer Sitzung bei, lehnte aber den für ihn in der ersten Reihe der von den Gelehrten eingenommenen Sitze reservirten Ehrensitz ab und blieb auf der Gallerie der Zuhörer. Diese bescheidne Haltung des Erzherzogs blieb nicht unbemerkt und erwarb ihm ein freundliches Lebehoch als Bewillkommnungsgruß. Der Erzherzog kam dem Wunsche der Gesellschaft, Schaumburg und insbesonderes die Mineraliensammlung zu sehen, durch eine Einladung zu einem Gabelfrühstück in Schaumburg in der freundlichsten Weise entgegen. Die Gesellschaft fand sich nicht nur vollzählig, sondern auch in zahlreicher Begleitung von Frauen, Mädchen und guten Freunden und Bekannten an dem bestimmten Tage zur richtigen Stunde in Schaumburg ein. Die Eisenbahn hatte gegen 800 Personen mit einem Wagenzuge gebracht. Der Erzherzog erwartete seine Gäste an der Eisenbahnstation Balduinstein, bewillkommte sie aufs Freundlichste bei ihrer Ankunft, und schritt nun an der Spitze seiner eine lange Colonne bildenden Gäste als ihr Führer auf der neuen Fahrstraße dem Schlosse zu. Für solche, die schlecht zu Fuße waren, für Frauen und für die Veteranen der Wissenschaft, die im Dienste derselben etwa durch die Anstrengungen allzuvielen Botanisirens, Mineralogisirens, ernster Studien u. s. w. ergraut und invalid geworden, hatte der Erzherzog durch eigne und Miethwagen gesorgt, um ihnen die Mühen des Bergsteigens zu ersparen.

Dem Erzherzog machte es ein großes Vergnügen, daß die Gäste sich so zahlreich eingefunden. Er hatte die Maßregeln für die Unterhaltung seiner Gäste in der Weise getroffen, daß sie in vier Partien gesondert, von denen jede einen Schaumburger Führer hatte, die Sehenswürdigkeiten Schaumburgs in Augenschein nahmen ohne einander hierin hinderlich zu sein. Dieß wurde jedoch nur dadurch ermöglicht, daß, während zwei Partien mit jener Schau beschäftigt waren, die andern zwei Partien das Gabelfrühstück einnahmen, und in diesem eben nicht unangenehmen Geschäfte von den Ersteren, deren Schaulust mittlerweile befriedigt worden war, abgelöst, den von den Ablösenden eben zurückgelegten Weg antraten. Obschon an den Tafeln des Gabelfrühstücks gegen 400 Personen gleichzeitig gespeist wurden, so war doch

für Speise und Trank so reichlich gesorgt, daß weder ein Wunsch eines Gastes unerfüllt blieb, noch auch die Pflichten der Gastfreundschaft insbesondere gegen schüchterne Gäste, die in ihrer Bescheidenheit bei solchen Gelegenheiten Gefahr laufen mit leerem Magen wieder abzureisen und doch noch die Bewirthung und Unterhaltung ganz charmant finden zu müssen. — In diese Verlegenheit gerieth kein Gast, denn der Erzherzog selbst, so wie die mit dem Tafeldienste betrauten Personen hatten ein sorgsames Auge für jeden Gast, so daß gewiß keiner vergessen wurde. Ein Beweis, daß Koch und Kellermeister ihre Schuldigkeit gethan und die Gäste dem Gebotenen zur Genüge zugesprochen hatten, war, daß die Gastwirthe in Bad Ems, wohin die Gesellschaft von Schaumburg sich begab, über die Appetitlosigkeit der Herrn Naturforscher und überhaupt der ganzen Gesellschaft sich sehr beklagten. Die Wirthe hatten, da ihnen ein so zahlreicher Besuch bevorstand, gehofft, die Gesellschaft werde in Ems zu Mittag speisen und darnach ihre Vorkehrungen getroffen. Mit wenigen Ausnahmen geschah dieß aber nicht; Schaumburgs Gabelfrühstück hatte den Gastwirthen einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Der Besuch in Schaumburg hatte zwar nur einige Stunden gedauert, doch lange genug um sowohl bei dem Erzherzoge als seinen Gästen nur angenehme Eindrücke zu hinterlassen. Die persönliche Bekanntschaft mit mehreren wissenschaftlichen Notabilitäten, welche der Erzherzog bei dieser Gelegenheit machte, das warme Interesse, welches er für die Personen und für die von diesen vertretene Wissenschaft bewahrte, war für ihn ein Gewinn, der ihm sein ganzes Leben hindurch verblieb. Der Besuch hatte durch die heitere Stimmung der Gäste und die unermüdliche Freundlichkeit, mit welcher der Erzherzog denselben begegnete, einen festlichen Charakter gewonnen, den er auch bis zum letzten Augenblicke bewahrte. Wenige Augenblicke vor der Abfahrt vom Bahnhofe, wohin der Erzherzog seinen Gästen abermals das Geleite gab, drückte ein Comité im Namen der Gesellschaft den wärmsten Dank derselben für die ihr gewährte freundliche Aufnahme, so manchen das Gemüth und Geist erhebenden Genuß und für die gehabten Tafelfreuden in den freundlichsten Worten aus; gleich darauf wurde die Gesellschaft, unter häufig wiederholtem Lebehoch-Rufen auf den Erzherzog, von der brausenden Locomotive nach Ems entführt.

Der schriftliche Verkehr des Erzherzogs hatte durch die Abgeschiedenheit, in welcher er den größten Theil des Jahres in Schaumburg verlebte, eine

große Ausdehnung um so mehr gewinnen müssen, als derselbe den entbehrten mündlichen Verkehr ersetzen mußte. Auch hatte der Erzherzog es sich zur Pflicht gemacht jeden Brief, den er erhalten, zu beantworten, wenn nicht besondere Beweggründe das Gegentheil empfahlen. Letzteres war meistens bei Briefen politischen Inhalts der Fall, die von gewissen Personen kamen, welchen gegenüber entweder ein absolutes Schweigen oder eine bestimmte Absageantwort angezeigt war. So erhielt der Erzherzog im Juli 1859 einen Brief von dem ungarischen Exminister Szemere aus Paris. In diesem sehr langen Schreiben bespricht Szemere die damaligen, nach seiner Ansicht für den Kaiser sehr gefährlichen Zustände in Ungarn und den ganz nahen Ausbruch einer Revolution daselbst; er bittet den Erzherzog, den Kaiser zu Concessionen gegen Ungarn zu vermögen, die hauptsächlich in der Aufrechthaltung der ungarischen Nationalität und Gewährung einer vernünftigen Freiheit zu bestehen hätten, wie sie nur durch die Rückkehr zur früheren Verfassung mit zeitgemäßen Aenderungen erreichbar sei. Szemere schrieb: „Ein Volk kann entweder seiner Freiheit oder seiner Nationalität entsagen, beiden zugleich aber nie". Auch von dem bekannten ungarischen Pfarrer Weber, der in Brüssel lebte, erhielt der Erzherzog wenige Tage vor Szemeres Brief ein Schreiben ähnlichen Inhalts. Beide Schriftstücke blieben von dem Erzherzog unbeantwortet und wurden von ihm vernichtet.

Im November 1854 hatte sich die Gräfin K..... mit der Bitte an den Erzherzog gewandt, er möge sich bei dem regierenden Landgrafen von Hessen-Homburg zu Gunsten ihres Landsmannes, eines vormaligen Honvedmajors, verwenden, der in Homburg arretirt und in Folge einer Aufforderung der österreichischen Regierung an diese ausgeliefert werden sollte. Aus dem Antwortschreiben, welches auf diesen Brief von dem erzherzoglichen Kammervorsteher an die Gräfin gerichtet, und in welchem die gewünschte Verwendung abgelehnt wurde, wollen wir hier nachfolgende Stellen anführen, da sie die Haltung des Erzherzogs in solchen Angelegenheiten politischer Färbung genau kennzeichnen: „Der Durchlauchtigste Herr Erzherzog", heißt es in diesem Schreiben, „hat seit seinem Aufenthalte in Schaumburg jedem sowohl rein persönlichen als auch etwa noch auf frühere Verhältnisse gestützten Einflusse zu wess' immer Gunsten in jeder Richtung entsagt." . . . .

„Wäre demnach Ihr Client selbst der bravste Mann, — wofür aber weder seine Antecedentien noch die über ihn verhängte Verhaftung zu sprechen

scheinen, — so würde doch der Herr Erzherzog von jenem zur Richtschnur seines Handelns in derlei Gelegenheiten adoptirten Principe der Nichteinmischung eine Ausnahme zu S.....s Gunsten um so weniger machen, als das Festhalten an diesem Principe seiner Überzeugung vollkommen entspricht, weil es das in seinen Verhältnissen durchaus rechte und wahre ist."

Am Schlusse des Schreibens wird die Gräfin ersucht ihren beabsichtigten Besuch in Schaumburg aufzugeben. Dieses Schreiben wurde dem damaligen österreichischen Gesandten und deutschen Bundestagspräsidenten in Frankfurt unter fliegendem Siegel, mit der Bitte übersendet, er möge dasselbe bestellen; zugleich wurde eine wortgetreue Abschrift desselben für einen etwaigen amtlichen Gebrauch beigelegt.

Eine gleiche Haltung beobachtete der Erzherzog manchen Anträgen gegenüber, die ihm von Personen in dem Wahne gemacht wurden, ihre Landesverweisung wegen politischer Umtriebe werde ihnen als Empfehlung beim Erzherzoge dienen. Es sei beispielsweise nur einer der nicht seltnen Anträge solcher Personen hier angeführt. Eines Tages stellte sich ein Herr unter dem Titel Literat dem erzherzoglichen Kammervorsteher mit der Bitte um eine Audienz beim Erzherzoge vor. Er gab an, er sei in den Jahren 1848 und 1849 Redacteur eines deutschen Tagblattes in Preßburg gewesen, und wolle nun dem Erzherzoge seine Feder in der Absicht anbieten, dessen politischen Interessen in Beziehung auf Ungarns jüngste Vergangenheit zu vertreten. Der Erzherzog hatte kaum den Namen des Bittstellers vernommen, als er äußerte, derselbe sei ihm durch seine damaligen Schmähartikel und frechen Schmähschriften gegen den Wiener Hof und gegen ihn selbst bekannt. Der Erzherzog nahm, während er sprach, eine Brochure aus seiner Handbibliothek, und las dem Kammervorsteher einige Stellen aus derselben vor. Diese Stellen enthielten die gemeinsten Verläumdungen gegen den Wiener Hof und den Erzherzog. Der Autor dieser Schandbrochure war R...., derselbe Mann, der sich nun dem Erzherzoge als politischer Anwalt anbot. Es bedarf wohl keiner besondern Versicherung, daß dieser freche, käufliche Doppelgänger in einer Weise abgewiesen wurde, die ihm die Lust zum Wiederkommen für immer benahm.

Auch bei den häufigen Besuchen von Personen der ungarischen Adels-Aristokratie zur Zeit der Badecur in dem nahe gelegenen Ems beobachtete der Erzherzog die gleiche reservirte Haltung. Er vermied jedes Gespräch

über die politischen Verhältnisse Ungarns, so wie jede Äußerung über die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849; dagegen sprach er, so oft ihm der Anlaß dazu geboten war, stets mit der größten Verehrung und Anhänglichkeit von seinem Monarchen und mit wahren verwandtschaftlichen Gefühlen von sämmtlichen Personen des Kaiserhauses. Gab es doch unter den Besuchern auch welche, die über die Gesinnungen des Erzherzogs gegen den Wiener Hof sehr gern Zuverlässiges zu erfahren wünschten, und sich nicht scheuten, freilich ohne Erfolg gewisse unschuldige Fragen zu stellen und Andeutungen zu machen, um ihren Zweck zu erreichen. Solche und ähnliche Versuche konnten ihm selbst nie Klagen, weder über manche Erlebnisse während seiner Palatinschaft in Ungarn, noch über seinen durch die Verhältnisse nothwendig gewordenen Aufenthalt in Schaumburg entlocken. Konnte der Erzherzog in Schaumburg auch keine „jucunda ducere oblivia vitæ“, so wußte er doch „in otio cum dignitate“ zu leben, wie es einem kaiserlichen Prinzen, der zugleich ein treuer und ergebener Unterthan seines Kaisers, angemessen war*).

Es gab jedoch gar viele Österreicher und unter diesen sämmtliche Stabsoffiziere und Generale der Armee, welche, wenn sie entweder durch ihren dienstlichen Aufenthalt in Mainz oder Frankfurt, oder durch eine andere Veranlassung — etwa eine Badekur in den nassauischen Bädern — sich in der Nähe von Schaumburg befanden, den Erzherzog als kaiserlichen Prinzen, wir wollen nicht sagen ganz verleugneten, von den gegen einen Prinzen des kaiserlichen Hauses gebotenen Beweisen der Ehrerbietung aber dem Erzherzoge gegenüber gänzlich absahen. Selbst ein Zusammentreffen mit ihm am Hofe und bei den Jagden des Herzogs von Nassau änderte nichts in ihrem Verhalten gegen den Erzherzog. Der österreichische Bundestagsgesandte, Feldmarschallieutenant Baron Prokesch, war der erste, der — von der Bedenklichkeit seiner militärischen Collegen nicht beschlichen — sich in Schaumburg

*) Unter den Gästen aus Ungarn befand sich auch der bekannte Mann vom 30. März, der an diesem für Ungarn historischen Tage als Acteur hinter den Coulissen dem damaligen Erzherzoge Palatin, während seiner Fahrten von Wien nach Preßburg und zurück, eine ganz unerwartete Überraschung bereitete. Diese verletzte den Palatin, weil sie ein eigenmächtiger Eingriff in seinen damaligen Wirkungskreis war. Ungeachtet dieser unliebsamen Reminiscenz wurde ihm doch ein so freundlicher Empfang Seitens des Erzherzogs in Schaumburg, daß er den Besuch noch einige Mal wiederholte. Da er in brieflichem Verkehr mit dem Erzherzoge geblieben war, und letzterem zeitweise interessante Mittheilungen über die Verhältnisse in Ungarn und in Wien machte, so konnte er auch auf den ihm gewordenen freundlichen Empfang in Schaumburg im Voraus rechnen.

einfand, um dem Erzherzoge seine Aufwartung zu machen. Nun fanden es denn auch die in Mainz garnisonirenden österreichischen militärischen Notabilitäten an der Zeit, dem Beispiele des Baron Prokesch zu folgen. Doch trat nicht bei Allen diese Änderung ein, und es waren gerade einige der höchsten Spitzen der Armee, die in ihrem Incognito dem Erzherzoge gegenüber verharrten. So geschah es, daß mehrere derselben in Bad-Ems anwesend waren, als der Erzherzog Albrecht dem Erzherzog Stephan daselbst ein Rendezvous gab. Letzterer war von dem herzlichen Empfange seines Vetters und dem freundlichen Wohlwollen, das er ihm bezeugte, tief gerührt und erwähnte dieß, so oft er später davon sprach, als einen heitern Lichtpunkt in der damaligen trüben Periode seines Lebens. Obgleich jene Herren wiederholt Gelegenheit hatten, sich von dem sehr freundschaftlichen Benehmen des Erzherzogs Albrecht gegen den Erzherzog Stephan durch den Augenschein zu überzeugen, konnten sie sich dennoch nicht entschließen Letzterem ihre Aufwartung zu machen. Man kann jedoch mit Gewißheit annehmen, daß sie gewissen Bedenklichkeiten, welche ihnen jene reservirte Haltung aufdrangen, ihre eigene Überzeugung zum Opfer brachten. Diese Bedenklichkeiten waren durch die Äußerung: „Ihre Aufwartung beim Erzherzoge könnte bei Hofe mißliebig aufgenommen werden," deutlich gekennzeichnet. Wir werden noch später sehen, wie ungegründet diese Besorgniß gewesen. Dieselbe Besorgniß konnte aber wohl nicht den fürstlichen Besitzer des in Schaumburgs Nähe gelegenen Johannisberges beschlichen haben, der gleichfalls bei seinen öfteren Besuchen daselbst den Erzherzog vollständig ignorirte. Ein altes Sprichwort sagt aber: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben," und so war dieß auch hier der Fall. Der Fürst besuchte doch endlich den Erzherzog in Mentone, als dieser..... eine Leiche — im Sarge lag! —

Sehr angenehm war der Erzherzog von dem aufmerksamen Benehmen des nassauischen Offiziercorps gegen ihn berührt. Dasselbe folgte zwar hierin bloß dem Beispiele seines Kriegsherrn, des Herzogs, der dem Erzherzoge stets mit einem verwandtschaftlichen Wohlwollen entgegenkam. Letzterer erwiederte dieß nicht nur aufrichtig im engeren gesellschaftlichen Verkehr, sondern benutzte auch jeden Anlaß, um in dem Herzoge den Landesherrn durch Acte seiner Ergebenheit gegen denselben zu ehren, die sich ähnlichen öffentlichen Kundgebungen anschlossen. Die Haltung der Offiziere aber beschränkte sich nicht auf bloße Schicklichkeitsmanifestationen, die sie bei dem zwischen ihrem Herzoge und dem

Erzherzoge bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse nicht unterlassen durften, ihre Haltung zeigte noch von einem Wohlwollen und einer Anhänglichkeit, welche der Person des Erzherzogs, ganz abgesehen von seinem hohen Range, galt. So z. B. unterließen es selbst die Offiziercorps, welche in den von Schaumburg entfernteren Städten Wiesbaden und Weilburg garnisonirten, nie dem Erzherzog an gewissen festlichen Tagen — am Neujahrs- und Namenstage — durch Deputationen, an deren Spitze gewöhnlich der Regiments-Commandant oder ein Stabsoffizier stand, zu beglückwünschen. Die nassauischen Offiziere wurden daher von dem Erzherzoge in Schaumburg stets empfangen und gern gesehen, und waren seine Gäste auf den alljährlich abgehaltenen erzherzoglichen Jagden, sowie an seiner Tafel, so oft der Anlaß hiezu geboten war. Von Seiten der herzoglichen Civilbeamten erfreute sich der Erzherzog eines ganz gleichen Benehmens.

Die Beziehungen des Erzherzogs zu seinen fürstlichen Verwandten in Deutschland gehörten ebenfalls zu den Lichtseiten seines Lebens in Schaumburg. Der persönliche, sowie der schriftliche Verkehr des Erzherzogs mit ihnen hatte das Gepräge gegenseitigen verwandtschaftlichen Wohlwollens, und, was noch mehr, einer aus dem Herzen kommenden Innigkeit, die eine sichere Bürgschaft für die ungeschwächte Fortdauer dieser schönen gegenseitigen Verhältnisse bot. So waren es die beiden Vettern des Erzherzogs, die regierenden Großherzoge von Oldenburg und Sachsen-Weimar, welchen der Erzherzog einen durch ihre aufrichtige Theilnahme wohlthätigen Einfluß auf sein Gefühlsleben zu verdanken hatte, und im persönlichen Verkehr mit denen er stets heitere Tage verlebte. Gerne folgte er ihren Einladungen und verweilte Wochen, auch ganze Monate bei ihnen, da er sich in ihrem Umgange so heimisch fühlte. Mit warmer und zugleich dankbarer Verehrung sprach der Erzherzog bei jedem gegebenen Anlasse von der durch Vorzüge des Geistes wie des Herzens ausgezeichneten Großherzogin von Weimar, die gewiß auch jetzt des Verstorbenen mit demselben freundschaftlichen Wohlwollen gedenkt, mit welchem sie den Lebenden stets auszeichnete. Mit der fürstlichen Familie Waldeck war der Erzherzog durch verwandtschaftliche Verhältnisse und einen gegenseitigen freundschaftlichen Verkehr, den er sorgfältig pflegte, verbunden; deßgleichen mit seiner Cousine, der mit seltener Schönheit und Herzensgüte begabten Großfürstin Alexandra, Gemahlin des Großfürsten Constantin, die ihn gelegentlich ihrer Badekur in Ems mit ihrem Besuche in Schaumburg

erfreute. Die Gegenbesuche seiner hohen Verwandten in Schaumburg berührten den Erzherzog stets auf die angenehmste Weise.

Eine reiche Quelle herzlicher Befriedigung gewährte dem Erzherzog das schöne geschwisterliche Verhältniß zu seinem Bruder, dem Erzherzog Joseph, und seinen beiden Schwestern, der Erzherzogin Elisabeth und der Herzogin von Brabant, — jetzigen Königin Marie der Belgier. Der Erzherzog erfaßte das verwandtschaftliche Verhältniß zu seinen Geschwistern mit einer Pietät, welche dieses Verhältniß zu einem wahren Herzenscultus erhob. Nichts war ihm etwa ungelegen oder zu schwer, wenn es sich darum handelte seinen Geschwistern eine Freude oder ein Vergnügen zu bereiten, und ihnen nöthigenfalls mit Rath und That beizustehen, sowie sie auch in trüben Stunden an ihm stets einen innig theilnehmenden Freund und Tröster hatten.

Es sei gestattet nur ein Beispiel der liebevollen Gesinnung des Erzherzogs gegen seinen Bruder hier anzuführen. Wenn es sich um finanzielle Interessen handelt, so ist es doch etwas ganz Gewöhnliches, daß auch Brüder, selbst bei der wärmsten gegenseitigen Neigung, mit einander zu rechnen pflegen, und jeder sein Interesse wahrzunehmen sucht. Der Erzherzog sah von solchem Calcul ganz ab, als er seinem Bruder sämmtliche Güter in Ungarn, im September 1863, gegen einen so mäßigen jährlichen aversionalen Geldbetrag überließ, daß Letzterer sich sträubte das Anerbieten anzunehmen, und nur dem liebevollen Drängen des Erzherzogs nachgebend, sich dessen Willen zwar fügte, doch unter dem Vorbehalte einer gelegentlichen angemessenen Ausgleichung.

Die Besuche seiner Geschwister in Schaumburg wurden von dem Erzherzoge stets mit Sehnsucht herbeigewünscht, und es freute ihn herzlich einem gleichen Gefühle bei seinen Geschwistern zu begegnen. Der Erzherzog verstand es, sich den Neigungen seiner Geschwister in der zartesten Weise zu bequemen und ihnen dadurch den Aufenthalt so angenehm zu machen, daß sie ihre Besuche gerne wiederholten, und auch auf mehrere Wochen ausdehnten.

Am 18. August 1863 traf der Erzherzog mit seinem Bruder in Constanz ein, um bei dem daselbst mit seiner Familie in der Durchreise begriffenen Herzog August von Sachsen-Coburg die Werbung seines Bruders um die Hand der Prinzessin Clotilde, des Herzogs Tochter, zu unterstützen. Der Erzherzog fühlte sich durch die gelungene Werbung sehr beglückt, da deren Resultat keine bloße Convenienz-, sondern eine Herzensverbindung war, die zu

einem am 12. Mai 1864 in Coburg eingesegneten, beide Theile beglückenden Ehebündniß führte. Mit welch' herzlicher Theilnahme der Erzherzog dieses für seinen Bruder glückliche Ereigniß erfaßte, bewies die an Letzteren gerichtete und von diesem angenommene Einladung, die sogenannten Honigmonate seiner Ehe in Schaumburg zuzubringen. Der Erzherzog stellte seinem Bruder das Schloß zur Verfügung und bezog das kleine, eine halbe Stunde von Schaumburg gelegene Landhaus Hausen.

Im Jahre 1853 hatte der Erzherzog die Freude, seine Schwester, die Erzherzogin Marie, als Braut des Herzogs von Brabant, im Schlosse Schaumburg zu begrüßen, wo sie einen ganzen Tag, den 20. August, verweilte. Obschon der Herzog von Brabant und die Herzogin den Erzherzog in Schaumburg wiederholt besucht hatten, so dauerte es doch lange, bis er eine Einladung nach Brüssel vom Könige erhielt. Im Januar 1862 machte der Erzherzog seinen ersten Besuch am Brüsseler Hofe. Sein tactvolles Benehmen dem Könige gegenüber machte auf diesen einen so günstigen Eindruck, daß der gegenseitige persönliche Verkehr bald den Charakter freundlicher Vertraulichkeit von Seiten des Königs und eines beiderseitigen aufrichtigen Wohlwollens annahm. Der König bediente sich endlich im mündlichen Verkehr mit dem Erzherzoge des gemüthlichen Du, und forderte von diesem, daß er es erwiedern solle. Der Erzherzog bat den König, ihn als väterlichen Freund verehren, und sich demnach der bisherigen Anredeweise an den König auch fernerhin bedienen zu dürfen, ersuchte ihn aber, ihm das vertrauliche Du, durch welches er sich eben so geehrt, als in seinem Herzen befriedigt fände, nicht zu versagen. — Und so blieb es auch stets, wie der Erzherzog gewünscht.

Der Erzherzog hatte gleich bei seinem ersten Besuche den König gebeten ihn als ein Mitglied seiner eigenen Familie zu betrachten, von der lästigen Hofetiquette ihm gegenüber ganz abzusehen, und zu gestatten, daß er nur dann bei dem Könige erscheine, wenn dieser es wünsche, weil er, der Erzherzog, dann die Beruhigung haben könne, Sr. Majestät nicht zu ungelegener Zeit zu kommen. Der König war von der ersten Zusammenkunft mit dem Erzherzog so sehr befriedigt, daß er später äußerte: „Der ist doch endlich ein Prinz, der mich gar nicht genirt."

Der Erzherzog benützte die ihm durch seinen zweimaligen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Brüssel gebotene Gelegenheit, um das wissenschaftliche,

sowie das Kunst- und Industrieleben der Hauptstadt kennen zu lernen. In dieser Absicht besuchte der Erzherzog mehrere Erziehungs- und Bildungsanstalten, unter diesen das Taubstummen- und Blindeninstitut; mehrere Humanitätsanstalten — Spitäler und Siechenhäuser — und das Leih- und Pfandhaus, welches ihn wegen seiner äußerst zweckmäßigen Einrichtung sehr interessirte. Die öffentliche Bibliothek, öffentliche und private Gemälde-, naturhistorische und technische Sammlungen, die Waffen- und ethnographische Sammlung, ferner den botanischen und zoologischen Garten, das durch seine Bauart und innere wie äußere Ausstattung sehr interessante Hôtel de ville, und mehrere Kirchen, die theils wegen mancher werthvollen Gemälde, theils durch die in demselben befindlichen Schnitzarbeiten in Holz merkwürdig sind. Von dem in Brüssel bestehenden Wasserleitungssysteme wurden dem Erzherzoge sämmtliche Pläne auf seinen Wunsch vorgelegt. Der Erzherzog ließ sich dieses System selbst in den feinsten Einzelheiten erklären, da keine zweite Hauptstadt auf dem europäischen Continente ein gleiches, eben so praktisch gedachtes als ausgeführtes System besitzt. Röhrenleitungen führen sämmtlichen Wohnungen in allen Stockwerken und in jedem Hause das durch den natürlichen Druck steigende Wasser in der für jede Haushaltung bestimmten Menge gegen einen sehr mäßigen Preis zu; durch einen Krahnen wird der Abschluß vermittelt. Durch dieses System ist nicht nur dafür, daß sämmtliche Einwohner der Stadt ihren Bedarf an Wasser auf die für sie bequemste Art erhalten, sondern auch für einen so reichen Überfluß an Wasser gesorgt, daß jeder Hausbrand gleich bei seinem Ausbruche schnell bewältigt wird, und Brandschäden von größerer Ausdehnung also nie vorkommen. — „Wir haben," sagte der erste Schöffe der Stadt, der dem Erzherzog die Sache erklärte, „mehr Wasser- als Feuerschäden zu fürchten, da es bereits vorgekommen, daß die längs den Häuserreihen gelegten großen Hauptröhren, an manchen Stellen zu schwach um dem mächtigen Drucke der Wassersäule zu widerstehen, platzten, und die mit Heftigkeit herausströmenden Wassermassen die Fundamente der nahe gelegenen Häuser bedeutend beschädigten, ehe die nöthige Abhülfe getroffen war."

Während seines zweiten Besuches in Brüssel machte der Erzherzog einen Ausflug nach Antwerpen. Er besichtigte die dortigen höchst interessanten, nach einer ganz neuen Idee ausgeführten Befestigungswerke. Der eben so hochgebildete als ritterliche damalige belgische Kriegsminister, Baron Chazal,

begleitete den Erzherzog, und erklärte in eben so freundlicher als lehrreicher Weise sowohl die tactische Anlage der Werke, als auch ihre technische Ausführung und Einrichtung. Der Erzherzog besuchte noch die interessanteren Merkwürdigkeiten Antwerpens, die Schiffswerften, die Bildergallerie, die Liebfrauenkirche mit den zwei berühmtesten Gemälden von Rubens — die Kreuzerhöhung und die Kreuzabnahme, — und den zoologischen Garten.

Ein Ausflug nach dem Schlachtfelde von Waterloo mochte den Erzherzog in so fern befriedigen, als er von der Höhe, wo sich das englische Monument befindet, den Schauplatz übersah, auf welchem der große französische Imperator sein letztes blutiges Drama aufführte, das viele Tausende tapferer Männer das Leben, und ihn die Freiheit kostete. Der Besuch des Schlachtfeldes wäre gewiß interessanter gewesen, wenn der Erzherzog in Begleitung eines der großen Begebenheit vollkommen kundigen Führers die wichtigsten Puncte desselben hätte besichtigen können. Es fehlte leider hierzu der Führer und die Zeit.

Die lebhafteste Befriedigung, welche die Besuche in Brüssel dem Erzherzoge gewährten, fand derselbe in der gewonnenen Überzeugung von der großen Sympathie, deren sich seine Schwester, die Herzogin von Brabant, bei allen Volksclassen und Ständen, insbesondere aber bei der Armee, erfreute. Die hohe Frau würde auch bei minder ausgezeichneten körperlichen Vorzügen als die sind, mit welchen die Natur sie so freigebig ausgestattet, die Herzen der Menschen durch ihr herablassendes und eben so freundliches als tactvolles Benehmen gewonnen haben, dem man es gleich ansah, daß es natürlich und nicht einstudirt sei. Auch ihr ist die bei so hochgestellten Persönlichkeiten seltene Gabe eigen, die ihr Bruder, der Erzherzog Stephan, in hohem Grade besaß, daß sie schüchternen Personen, die sich ihr vorstellten, über die Verlegenheiten des ersten Augenblicks hinwegzuhelfen versteht. Es gelingt dieß der Herzogin stets, weil sie Jedem etwas Passendes zu sagen oder abzufragen weiß, so daß der Angesprochene sich sofort auf einem ihm bekannten Boden fühlt, und von diesem Gefühle der Sicherheit eine etwaige Befangenheit gleich bewältigt wird.

Der Erzherzog war bei Gelegenheit eines Revuemanövers der Brüsseler Garnison, dem er, die Herzogin begleitend, beiwohnte, Zeuge von dem lebhaften Enthusiasmus, mit welchem sie von den Truppen bei ihrer Ankunft empfangen und bei ihrer Heimkehr begleitet wurde. Die Herzogin wohnte

dem Manövre zu Pferde bei, und machte als sehr elegante und eben so kühne Reiterin die Cavallerieattaquen vor einem Flügel der attaquirenden Linie mit. Wer Soldatenherzen kennt, kann sich leicht vorstellen, welchen begeisternden Eindruck ein solcher, vom ritterlichen Geiste im Kleide weiblicher Anmuth eingegebener, und glücklich durchgeführter Moment auf die Truppe gemacht. Dazu noch der die Truppe mit gerechtem Stolz erfüllende Umstand, daß die kühne Reiterin die künftige Königin der Belgier war. Während der Rastzeit versammelten sich die Offiziere um die Herzogin. Sie sprach mit Vielen so gnädig, daß man glauben konnte, es wären nur bekannte Persönlichkeiten, an welche sie ihre Worte richtete, was doch nicht der Fall gewesen. Sie begab sich auch zu der rastenden Truppe. Die Soldaten hatten hie und da Kreise gebildet, in welchen sie sich mit Tanz belustigten; auch hier sprach sie mit mehreren derselben, und diese waren durch die freundliche und herablassende Art, in der die Herzogin mit ihnen redete, sichtlich sehr befriedigt. Nach beendigtem Manövre setzte sich die Herzogin an die Spitze der Truppe, und kehrte mit dieser nach der Stadt zurück. Hier auf dem Boulevard angelangt, nahm sie von der Truppe Abschied, indem sie dieselbe in bequemer Haltung an sich vorüber defiliren ließ.

Das Verhältniß des Erzherzogs zum königlichen Hofe in Brüssel war ein auf Gefühlen gegenseitiger Achtung und aufrichtiger Zuneigung und auf Gesinnungen der edelsten Weihe begründetes, und blieb es auch, bis der Tod des Königs und des Erzherzogs dasselbe auflöste. Am 3. September 1864 lud der König, auf einer Reise nach Südfrankreich begriffen, den Erzherzog zu einer Zusammenkunft mit ihm in Coblenz ein. Letzterer betrachtete es als ein besonderes Zeichen des Wohlwollens, daß der König aus Anlaß dieses Wiedersehens seinen Aufenthalt in Coblenz bis zum nächsten Tage verlängerte. Damals ahnten wohl weder der König noch der Erzherzog, daß sie einander im Leben nicht mehr begegnen würden.

Von gelegentlichen Besuchen, die der Erzherzog durchlauchtigsten und allerdurchlauchtigsten Personen machte, seien hier nur nachstehende erwähnt, welche er folgenden Majestäten abstattete: Der Kaiserin Mutter von Rußland in Ems, das Jahr vor ihrem Tode; der Kaiserin von Österreich in Kissingen im Mai 1864; der regierenden Kaiserin von Rußland im August 1864, und der Kaiserin der Franzosen im Bade Schwalbach im September desselben Jahres; der Königin von Neapel in Soden im August 1862; dem Kaiser

von Rußland in Kissingen, der Königin Amalie von Griechenland in Bamberg, und der Prinzessin von Preußen — jetzigen Königin von Preußen — in Coblenz. Letztere zeichnete den Erzherzog mit ihrem besonderen Wohlwollen aus.

Um das Bild von dem Leben des Erzherzogs in Schaumburg zu vervollständigen, erübrigt noch seiner Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe und seinen kaiserlichen Verwandten in Wien hier zu erwähnen; damit aber der richtige Standpunct gewonnen werde, aus welchem diese Beziehungen aufzufassen und zu betrachten sind, und dadurch die Gefahr einer irrigen Beurtheilung derselben vermieden werde, darf nicht unbeachtet bleiben, daß, wie die tägliche Erfahrung lehrt, die politischen Interessen oft schwere Opfer sowohl dem socialen als dem Familienleben auferlegen, weil sie selbst freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Gefühlen eine häufig bedauerliche, jedoch nicht zu umgehende Zurückhaltung, ja selbst Verläugnung aufzwingen. Ein Beispiel, in welchen ernsten Conflict die sogenannte Staatsraison mit dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühle höchstgestellter Persönlichkeiten gerathen kann, und daß dabei ersterer dennoch der Sieg in diesem Streite bleiben muß, liefert die bekannte, eben so sehr das Rechtlichkeitsgefühl, als den richtigen politischen Seherblick der großen Frau beweisende Bemerkung, welche die unsterbliche Kaiserin Maria Theresia ihrer Namensunterschrift beifügte, als sie die Theilungsurkunde Polens unterzeichnete. Und so darf auch in Bezug auf die erwähnten Verhältnisse des Erzherzogs das, was auf Rechnung politischer Zustände und Interessen kommt, nicht als Maßstab für die Beurtheilung verwandtschaftlicher Gesinnungen und Gefühle angenommen werden.

Der Erzherzog hatte dieses delicate Doppelverhältniß richtig erkannt und gewürdigt; seine Haltung dem Kaiserhofe und seinen kaiserlichen Verwandten gegenüber war demnach stets eine ganz correcte, frei von jedem erbitterten Gefühle und bloß von dem Wunsche nach einer die früheren freundlichen Beziehungen herstellenden Lösung beseelt. Die Zeit — die beste und verläßlichste Vermittlerin zwischen Vergangenheit und Gegenwart — hatte bereits Manches in milderm Lichte erscheinen lassen, das einem strengen Urtheile verfallen war, und gar Vieles geebnet und gangbar gemacht, was früher dem durch augenblickliche Eindrücke umflorten geistigen Auge unwegsam erschienen war. Manche Erzherzöge, die sich in den ersten Jahren nach den Stürmen von 1848 und 1849 von ihrem Vetter — dem Erzherzoge Stephan — ganz

zurückgezogen hatten, waren in der spätern Zeit gerade diejenigen, welche ihm am freundlichsten und liebreichsten begegneten und so zur großen Freude des Erzherzogs die schönen, verwandtschaftlichen Verhältnisse, wie sie früher gegenseitig bestanden, erneuerten. So war denn der Weg angebahnt um die Meinung der Welt, welche durch den exilartigen Aufenthalt des Erzherzogs in Schaumburg und die Zurückhaltung des österreichischen Hofes ihm gegenüber an dem Erzherzoge irre geworden war, zu berichtigen, und damit war auch der erste Schritt zu einer erfreulichen Ausgleichung jener Verhältnisse gethan.

Die erste Nachricht von einer in dieser Beziehung günstigen Stimmung in Wien erhielt der Erzherzog am 2. November 1857 von seinem Vetter, dem Großherzog von Oldenburg. Dem Briefe des Großherzogs war ein Schreiben des Erzherzogs Johann an den Erzherzog beigelegt, und der Großherzog gab in seinem Briefe auch die Aufklärung, wie es kam, daß die Bestellung der Zuschrift seines Oheims durch ihn geschah: Der Großherzog, heißt es in dem Briefe desselben, sei in Steiermark bei seiner Schwester mit dem Erzherzoge Johann zusammengekommen und habe von letzterem erfahren, daß man in Wien geneigt sei den Erzherzog nach Österreich heimkehren zu lassen; doch müßte der Erzherzog in dieser Sache, wenn auch indirect, die Initiative ergreifen: Er — Erzherzog Johann — würde seinem Neffen gern darüber schreiben, wenn er eine zuverlässige Gelegenheit wüßte. Der Großherzog bot sich gleich an den Brief zu bestellen, worauf er auch einen solchen erhielt, den er nun durch seinen Leibjäger übersendete. Der Erzherzog Johann sagte in seinem Schreiben, wie er die jetzige Stimmung in dieser Angelegenheit kenne, hoffe er die Rückkehr des Erzherzogs nach Österreich durchzusetzen, aber um dieselbe zu effectuiren sei es nöthig, daß der Erzherzog einen ostensiblen Brief an ihn schreibe, in welchem er den Wunsch nach Österreich zurückzukehren ausdrücke. Der Erzherzog Johann sprach noch die Ansicht aus, daß eine Anstellung im Staatsdienste unter den jetzigen Verhältnissen, wo die Minister Alles thun — „regieren„ — für einen Erzherzog gar nicht wünschenswerth sei. Der Erzherzog Stephan trug anfänglich Bedenken den angezeigten Weg einzuschlagen; er meinte, sein Onkel hege gewiß für ihn das größte Wohlwollen und habe die beste Absicht, aber wenn er auch energisch denke und wolle, so lasse er sich doch, wenn es zur Ausführung komme, leicht durch Schwierigkeiten einschüchtern, werde schwankend in seinen Entschlüssen und gebe endlich die Sache ganz auf.

Der Erzherzog hielt in der Antwort an seinen Onkel in zwar gemäßigten aber ausdrucksvollen Worten als eine Hauptbedingung seiner Rückkehr fest, daß vom Hofe selbst ein Act ausgehen müsse, durch welchen er in der Meinung der Welt vollständig rehabilitirt würde. „Geschieht dieß nicht", fügt der Erzherzog bei, „so bleibe ich in Schaumburg, und kehre nur nach „Österreich zurück um die Todtengruft meiner Familie in Ofen zu bevölkern". „Hätte mein Kaiser" — schreibt der Erzherzog weiter — „mich nach Weimar „kommen lassen" — er meinte gelegentlich der Zusammenkunft Sr. Majestät mit dem Kaiser von Rußland — „so wäre ich hingeflogen und es hätte „keines Weitern für meine Rückkehr nach Österreich bedurft.

Am 15. Juni 1858 traf der Erzherzog Johann in Schaumburg ein, um in der eben gedachten Angelegenheit mit dem Erzherzoge zu sprechen und sich über die weitern Schritte, die in derselben zu thun wären, zu verständigen. Dem Erzherzog Johann war es unbekannt, daß der Erzherzog Stephan Österreich in Folge einer vom Hofe erhaltenen Aufforderung verlassen hatte. Als der Hof im Jahre 1848 von Wien nach Olmütz sich begab, erhielt er die schriftliche Weisung nach Ewanowitz — einem Dorfe zwei Meilen von Olmütz — wo er bei seiner Schwester, der Erzherzogin Elisabeth weilte, sich nach Schaumburg zu begeben. Schon am Abende desselben Tages, wo ihm diese Weisung zukam, reiste er von Ewanowitz ab. In Folge dieser Maßregel, die endlich doch allgemein bekannt wurde, entstand die öffentliche Meinung, der Erzherzog sei größtentheils Schuld an der Katastrophe von 1848 in Ungarn, und demnach wegen incorrecter Gesinnungen vom österreichischen Hofe aus Österreich verbannt worden. Diese Meinung bestand selbst noch im Jahre 1858 in Deutschland. Sollte nun der Erzherzog nach Österreich zurückkehren, so war es unter den eben angeführten Umständen vor Allem nothwendig, daß er in der Meinung der Welt rehabilitirt werde, und dieß konnte nur durch einen Vertrauensact seines Monarchen ermöglicht werden. Dieß war die Ansicht des Erzherzogs Stephan in dieser heiklichen Angelegenheit. Der Erzherzog Johann äußerte, er habe mit dem Kaiser und mit dem Grafen Grünne über des Erzherzogs Rückkehr nach Österreich gesprochen, der Kaiser sei gegen den Erzherzog gut gesinnt und habe bemerkt: der Erzherzog könne ja zurückkehren, wann er wolle; man habe in den Acten nachgesehen, und es habe sich in denselben kein Befehl gefunden, der ihn zum Verlassen Österreichs genöthigt hätte, daher läge auch keine Veranlassung zu seiner Zurückberufung

vor. Hätte der Erzherzog, meinte der Kaiser, ihm geschrieben und den Wunsch ausgesprochen sich ihm vorzustellen, so wäre sein Wunsch gewiß erfüllt worden; dieß sei aber seit seinem Regierungsantritte nicht geschehen. Auch der Graf Grünne, bemerkte noch der Erzherzog Johann, sei gegen den Erzherzog Stephan gut gesinnt*). Erzherzog Johann sah wohl ein, daß der Erzherzog die Initiative zu dem von Seiner Majestät bezeichneten Schritte nicht ergreifen konnte, wenn er nicht als schuldig erscheinen wolle, sondern die Zurückberufung abwarten mußte. Auch fand der Erzherzog Johann die Bemerkung ganz richtig, daß man das Concept eines Documents von der Art des an den Erzherzog erlassenen Befehls nicht in den Kanzlei-Acten lasse, und es daher auch dort vergebens gesucht worden sei. Erzherzog Johann verlangte nun, sein Neffe solle ihm diesen Befehl in treuer Abschrift mittheilen. Dieß ändere die Sache, meinte er, und mache es klar, von wo die Initiative auszugehen habe. „Hab' ich" sagte der Erzherzog, „dieses Actenstück in meinen Händen, so werde ich „so lange nicht ruhen, bis die Sache in Ordnung gebracht ist: sie muß so „oder so ausgeglichen werden."

Die Nothwendigkeit dieses Ausgleichs drang sich dem Erzherzog Johann noch mehr auf, nachdem er sich über manche auf die fragliche Angelegenheit Bezug habenden Verhältnisse unterrichtet hatte. So erfuhr er, daß in Deutschland damals noch die Meinung bestand, der Erzherzog sei exilirt, und daß man, in dem Maße wie die Sympathie für ihn zunahm, sich immer mehr darüber wunderte, daß der Hof sich so unversöhnlich zeige, ja daß man sogar ein Gefühl der Rache darin zu erkennen glaubte. Bei dem bekannten ritterlichen Charakter des Kaisers war dieß gewiß nicht der Fall. — Als ein Gegenstand ernster Berücksichtigung stellte sich noch der Umstand dar, daß, wenn in Frankreich zwei Augen, die es jetzt regieren, sich für immer schlößen, es dort aus Mangel eines Stabilitätsprinzipes, das jetzt nur in der Persönlichkeit des französischen Kaisers seinen Ausdruck finde, wahrscheinlich wieder zu revolutionären Bewegungen kommen und der Rückstoß der Bewegung wieder auf Deutschland fallen werde. — Die deutsche Bewegungspartei würde aber,

*) Graf Grünne bewahrte dem Erzherzoge auch in seinen schlimmen Tagen jene Anhänglichkeit, die er ihm in guten Tagen gewidmet, — gewiß ein seltner Grad von Charakterstärke und Adel der Gesinnung, wenn man bedenkt, daß der Graf unter seines Gleichen d. i. den Hofprimaten mit diesen Gesinnungen gegen den Erzherzog Stephan vereinzelt dastand.

in der Meinung, aus der Sonderstellung des Erzherzogs für sich Nutzen ziehen zu können, seinen Namen als bekannte und beliebte Firma für ihre schlechte Sache mißbrauchen und sich unter dieser Firma zu stärken suchen. Welch' unangenehme, ja beklagenswerthe Folgen für den Erzherzog, der doch ein Familienglied des Kaiserhauses, könnten nicht daraus entstehen. Hatten doch einige deutsche Tagesblätter das Verhältniß des Erzherzogs zum kaiserlichen Hofe in einer Weise besprochen, daß der Erzherzog dagegen durch seinen Kammervorsteher unter Vermittelung der österreichischen Gesandtschaft am Darmstädter Hofe reclamirte, und die Redacteure der betreffenden Journale gezwungen wurden, die gegebene Berichtigung in ihre Journale aufzunehmen. Dem Erzherzog Johann blieb es ferner nicht unbekannt, daß schlechte Menschen — bankerotte Journalisten — dem Erzherzog ihre Feder zur Vertretung seiner Interessen dem Kaiserhofe gegenüber angeboten. Waren dieselben auch, wie bereits früher bemerkt, so derb abgewiesen worden, daß sie nicht mehr wieder kamen, so zeigte doch dieser Versuch, welche üble, obschon ganz unrichtige Vorstellungen man von den Beziehungen des Erzherzogs zum Wiener Hofe hatte. Der Erzherzog Johann, die eben angeführten Umstände richtig würdigend, versprach, diese und andere Consequenzen des beklagenswerthen Mißverhältnisses, in welchem sich der Erzherzog dem Hofe gegenüber befand, klar zu machen. Er meinte noch, eine günstige Gelegenheit für den Erzherzog nach Wien zu kommen, wäre bei der nächsten Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin des Kaisers, oder bei der erwarteten Niederkunft der Erzherzogin Elisabeth, der Schwester des Erzherzogs. — Er könne nach dem Besuche wieder nach Schaumburg zurückkehren, und den Besuch in Wien oder bei seinen Vettern nach Belieben wiederholen; nur nach Ungarn dürfe er nicht; denn man besorge nicht ohne Grund, daß die Unzufriedenen den Versuch machen würden sich an den Erzherzog zu hängen. Die Conservativen in Ungarn wären königlicher gesinnt als der König selbst; sie erkennen die großen, aus der Vereinigung mit der Monarchie für Ungarn resultirenden Vortheile, allein sie seien mit den Ministern sehr unzufrieden. Der Erzherzog Johann erkundigte sich noch, auf welchem Fuße der Erzherzog mit dem Prinzen W...... stehe. Er habe, wie der Erzherzog sich ausdrückte, in Wien geplauscht; so habe er unter Anderm erzählt der Erzherzog wäre so eitel gewesen in Oldenburg in der Husarenuniform zu erscheinen. Der Prinz mochte unrichtig berichtet worden sein, da der Erzherzog an den Höfen seiner Verwandten

in Deutschland so wie am Brüsseler Hofe gewöhnlich in seiner Obersten-Inhabers-Uniform und nur sehr selten in der Generalsuniform erschien.

Der Erzherzog Stephan äußerte gelegentlich jener Besprechungen gegen seinen Onkel, er fände in der Art, wie man in Wien zu einer Ausgleichung kommen wolle, einen auffallenden Widerspruch. Man behaupte, es liege in den Acten kein Document vor, das ihn zum Verlassen des Vaterlandes gezwungen habe, es hänge daher nur von ihm ab zurückzukehren, da bei dem Nichtbestehen eines solchen Documentes auch kein Anlaß zu einer Zurückberufung bestehe; dagegen fordere man, er solle im Inlande sich nicht bleibend aufhalten, sondern nur wiederholte Besuche machen, die nach und nach den Weg zu einem bleibenden Aufenthalte anbahnen würden; nach Ungarn dürfe er nicht gehen. Solche Bedingungen bewiesen aber deutlich, daß er nicht frei handeln könne, sondern unter dem Zwange eines Obligatoriums, das in der öffentlichen Meinung, welche über sein Verhältniß zum Hofe bestehe, gar nichts ändere, ja vielmehr diese befestige. Ein solches Vorgehen beweise ferner ein Mißtrauen gegen ihn, das ihm die Besuche in Österreich unangenehm machen würde. Habe die Regierung Ursache bei den gegenwärtigen Zuständen in Ungarn von seinem Besuche in diesem Lande unliebsame Consequenzen zu fürchten, so sei dieß sehr beklagenswerth; er — der Erzherzog — glaube aber, diesem Übelstande wäre durch seinen Besuch in Ungarn am gründlichsten abzuhelfen. Sein Benehmen in Ungarn würde der Bewegungspartei daselbst, wenn eine solche bestehe, jede Hoffnung, die sie etwa auf ihn gründe, benehmen, und anderseits läge in der Zustimmung zu diesem Besuche ein Beweis der Stärke und des Vertrauens der Regierung der Bewegungspartei und respective den Gutgesinnten gegenüber. Übrigens sei er im Vertrauen auf die gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers im Voraus überzeugt, Seine Majestät werde gewiß den richtigen Weg einschlagen um aus diesem für ihn — den Erzherzog — unangenehmen Dilemma in einer befriedigenden Weise herauszukommen.

Am 19. Juni 1858 übergab der Erzherzog seinem Onkel die Abschriften der nachstehend angegebenen vier Documente zur Benützung in der fraglichen Angelegenheit. Das erste Document enthielt die Resignirung des Erzherzogs auf die Palatinsstelle vom 29. September 1848. Hierauf erfolgte in den ersten Tagen des October ein Handbillet des Kaisers, in welchem die Resignirung angenommen wurde. In diesem Handbillete heißt es noch,

der Kaiser danke dem Erzherzoge für seine bisherigen treuen und aufopfernden Dienste, und behalte es sich vor, seine Einsicht und Erfahrungen im Staatsdienste seiner Zeit noch zu benützen. Das dritte Document war ein Handbillet des Kaisers vom October 1848 aus Krems — auf der Reise des Hofes von Wien nach Olmütz — mit der Aufforderung, das Inland zu verlassen, da sein ferneres Bleiben in demselben unliebsame Folgen haben könnte. Als nächster Anlaß zu dieser Aufforderung erschien in diesem Handbillete ein freiwilliger Antrag des Erzherzogs, daß er, wenn es die Umstände erheischen sollten, Österreich verlassen wolle. Da der Erzherzog eine derartige Äußerung nicht dem Kaiser, sondern einer zweiten Person gegenüber, und zwar ganz privatim gethan, so hätte sie, wie der Erzherzog meinte, in dem Handbillet nicht erwähnt werden sollen. Da es aber in demselben wörtlich heißt: „Der Zeitpunkt ist eingetreten, wo der von Euer Liebden mir mitgetheilte Wunsch u. s. w. von Ihnen zu erfüllen ist;“ so ist mit Sicherheit vorauszusetzen, daß dieses Anerbieten des Erzherzogs dem Kaiser in einer solchen Weise mitgetheilt worden war, daß Seine Majestät diese Mittheilung als eine im Auftrage des Erzherzogs geschehene entgegengenommen. Ebenso wird man gewiß nicht irren, wenn man annimmt, daß die betreffende Person in dem guten Glauben, einen Wunsch des Erzherzogs zu erfüllen, jene Mittheilung gemacht habe.

Das vierte Document endlich war eine Antwort des Erzherzogs auf das eben erwähnte Handbillet. In diesem kam nebst ganz würdevoll ausgesprochenen Loyalitätsversicherungen auch die Äußerung vor, er — der Erzherzog — wäre auf diesen Moment bereits so vorbereitet gewesen, daß bei Empfang des Handbillets sein Reisewagen schon bereit gewesen, und er wenige Stunden nach Empfang des Handbillets seinen Aufenthaltsort Ewanowitz verlassen habe.

Nachdem der Erzherzog Johann von den angeführten vier Schriftstücken Einsicht genommen, äußerte er, daß er nun einsehe, die Initiative müsse vom Wiener Hofe ausgehen, da sein Neffe fortgeschickt worden; es hänge demnach nicht von Letzterem ab, wieder zurückzukommen, wenn es ihm beliebe, sondern er müsse seine Zurückberufung abwarten. Erzherzog Stephan entgegnete hierauf: „Ich bitte, bevor man in Wien einen entscheidenden Schritt thut, „mich vorerst zu fragen, ob ich damit einverstanden sei.“ Erzherzog Johann versprach ihm Alles mitzutheilen, bevor die Sache zur definitiven

Austragung gelange; er schrieb auch gleich nach Wien und legte seinem Schreiben die fraglichen Schriftstücke bei.

Der Erzherzog Johann hatte Schaumburg verlassen und machte einen Ausflug nach dem unteren Rhein und in die Ruhrgegenden, wohin ihn sein besonderes Interesse an Eisenerzeugung und Fabrikation zog. Er kehrte erst in den ersten Tagen des Juli nach Schaumburg zurück. Mittlerweile hatte er eine Antwort auf sein Schreiben an den Kaiser erhalten; die Antwort war von dem ersten Generaladjutanten des Kaisers unterzeichnet. Der Inhalt derselben war im Wesentlichen folgender: Wenn gleich die Lage des Erzherzogs nicht ganz dieselbe, wie die der anderen Erzherzöge, so möchte er doch von dem bisher üblichen Vorgange der Letzteren, wenn sie nach Wien besuchsweise kommen wollten, keine Ausnahme machen, sondern wie sie bei Seiner Majestät dem Kaiser um die Erlaubniß hierzu einkommen. Diese würde Seine Majestät ihm geben, und der Erzherzog könne dann „kürzere oder längere Zeit im Inlande verweilen."

Der Erzherzog Johann war mit dieser allerhöchsten Entscheidung ganz zufrieden gestellt; er drängte den Erzherzog sich gleich zu erklären, daß er bereit sei den angezeigten Weg einzuschlagen; wenn er es nicht thue, werde die ganze Familie von ihm abfallen.

Der Erzherzog Stephan beurtheilte jedoch die Sachlage ganz anders; er sah in dem Geschehenen auch nicht einen Schritt vorwärts zu der von ihm ersehnten Ausgleichung. Die erbetene ostensible Initiative von Seiten des Hofes war in dem Antwortschreiben von diesem mit Stillschweigen übergangen, und keine Aussicht zu einem Acte geboten, der ihn in der guten Meinung der Welt rehabilitiren würde. Der Erzherzog sagte, er habe sich eine angenehme Existenz in Schaumburg gegründet; ginge er nach Wien, und würde dort nicht freundlich empfangen, so wäre seine Rückkehr in's Vaterland für immer unmöglich, und seine Existenz in Schaumburg würde dadurch leiden. Trotz dieser Vorstellung beharrte der Erzherzog Johann auf seiner Ansicht, der Erzherzog müsse den ersten Schritt zur Ausgleichung in der verlangten Weise thun. Der Erzherzog Stephan ging jedoch darauf nicht ein; um aber seinen Onkel, der in dieser Angelegenheit, wie der Erzherzog sagte, „den letzten Trumpf ausgespielt zu haben schien," und von seiner früheren Ansicht, der Hof und nicht der Erzherzog habe die Initiative zu ergreifen, zurückgekommen war, nicht durch eine weitere Opposition zu verstimmen, schlug

der Erzherzog ein Auskunftsmittel vor, das sein Onkel auch annahm. Letzterer sollte nämlich an den Kaiser berichten, daß er den Erzherzog Stephan von allen in der fraglichen Angelegenheit bei Seiner Majestät von ihm bisher gethanen Schritten genau unterrichtet, und ihm die letzte allerhöchste Willensmeinung in Abschrift mitgetheilt habe; Erzherzog Stephan werde in dieser Angelegenheit die weiteren nöthigen Schritte selbst thun.

Der Erzherzog behielt wieder dadurch einigermaßen freie Hand in dieser Sache. Er meinte nun, wenn er den verlangten Schritt thun sollte, so müßte doch ein besonderes Motiv dazu vorhanden sein. Da er bereits zehn Jahre in Schaumburg gelebt habe, ohne je einen Schritt zur Rückkehr nach Österreich zu thun, so erheische es sein Interesse, daß zu der verlangten Initiative ein besonderer Anlaß vorhanden sei, der kein Mysterium, sondern weltkundig wäre; ein solcher Anlaß wäre die Geburt eines Kronprinzen; träte diese ein, so würde er sich beeilen, gleich die Initiative zu ergreifen.

Wenige Augenblicke vor seiner Abreise von Schaumburg äußerte der Erzherzog Johann wiederholt, er finde die Bedenken seines Neffen nicht stichhaltig; die Zeit werde zu Stande bringen, was in diesem Augenblicke nicht zu erreichen, und sich rasch gegen den anwesenden erzherzoglichen Kammervorsteher wendend, sagte er zu diesem: „Und was wird der Stephan thun, wenn der Kaiser für den Fall, daß er sich weigert, zu ihm sagt: „„Ich befehle Dir nach Wien zu kommen!?““ — Der Befragte antwortete augenblicklich: „Ach, hätte doch Seine Majestät dieß gleich jetzt befohlen!“ Die Antwort frappirte den Erzherzog; er mochte fühlen, daß eben das Nichtbefehlenwollen des Monarchen die Ursache davon sei, daß der Erzherzog Stephan zögere, der nichts Anderes wünschte, als von Seiner Majestät nach Wien befohlen zu werden. Die rasche und unerwartete Antwort hatte einen kritischen Moment hervorgerufen, der in dem plötzlichen Stillschweigen des Erzherzogs Johann seinen Ausdruck fand. — Um diese Wirkung zu neutralisiren, sprach der Befragte noch die Hoffnung aus, die Sache werde sich gut machen; er habe dem Erzherzog Stephan wiederholt bemerkbar gemacht, daß Seine Majestät der Kaiser gewiß nicht gestatten werde, sich ihm vorzustellen, um ihn noch tiefer zu beugen, als er es schon sei, sondern gewiß in der Absicht, um ihn aufzurichten. Dafür bedürfe es bei der allbekannten ritterlichen Denkungsart und Gefühlsweise des Kaisers keiner besonderen Garantie. Diese Bemerkung mochte auch dazu beigetragen haben, daß der Erzherzog Stephan auf seine erste Forderung, die

Initiative in der ganzen Sache dürfe nicht von ihm ausgehen, ganz verzichtete. Er konnte sich jedoch des Zweifels nicht entschlagen, ob sein von dem Kaiser zu gewärtigender Empfang ein gnädiger oder ungnädiger sein werde. Die während und nach den Sturmjahren von 1848 und 1849 bis 1858 gemachten herben Erfahrungen hatten ihn mit Mißtrauen erfüllt; er war daher zu entschuldigen, wenn er in der fraglichen Angelegenheit nicht auf das Gerabewohl, sondern mit genau abwägender Vorsicht vorging. Die Vernachlässigungen Seitens österreichischer hoher Militärnotabilitäten, die er um diese Zeit gelegentlich seines Besuches beim Erzherzog Albrecht in Ems erfahren hatte, bestärkten ihn in diesem Mißtrauen. Sein Geist haftete an der Möglichkeit eines ungnädigen Empfanges von Seiten des Kaisers, und in dieser Befangenheit war er nicht im Stande, einem bereits einmal früher gefaßten Entschlusse treu zu bleiben und sich dem Willen seines Monarchen rückhaltslos zu fügen; er wollte vor Allem eines gnädigen Empfanges im Voraus sicher sein.

In dieser Absicht schrieb er an den ersten Generaladjutanten des Kaisers, Graf Grünne. Der Brief hatte den Charakter eines Privatschreibens. Am Eingange desselben äußerte der Erzherzog seine Bereitwilligkeit sich dem Willen des Monarchen zu fügen, doch müsse vor Allem ein weltkundiger Anlaß zu dem von ihm verlangten Schritte vorhanden sein. Diesen Anlaß gebe, nach seiner Meinung, die erwartete Niederkunft Ihrer Majestät der Kaiserin mit einem Kronprinzen. Trete dieses glückliche Ereigniß ein, so werde der Erzherzog keinen Augenblick zaudern, Seine Majestät den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, ihm seine Glückwünsche persönlich darbringen zu dürfen. Er werde dieß, wie es üblich, und, da der Kaiser die Kürze in Schrift und Rede sehr liebe, auch mit wenigen Worten thun. Nach diesem Eingange wendet sich der Erzherzog in confidentieller Sprache an den Grafen in der Überzeugung, daß er ihm wohlwolle, und zur Ausgleichung der Sache gerne beitrage, — wie Beides auch wirklich der Fall war. — Der Erzherzog spricht gegen ihn den Wunsch aus zu erfahren, ob seine persönliche Vorstellung beim Kaiser diesem auch „Freude machen würde;“ — „Verzeihung!“ — setzte der Erzherzog hinzu — „wenn dieser Ausdruck zu gewagt ist; er ist aber nach meinem „innersten Gefühle der e i n z i g e b e z e i c h n e n d e.“ Der Erzherzog meinte ferner, wenn dieß nicht der Fall sei, so könne er ja nicht vor dem Kaiser erscheinen. Er geht nun in eine nähere Erwägung der Verhältnisse und seiner

Lage ein, um damit die gemachte Frage zu begründen, und darzulegen, daß sie nothwendig sei und er nicht auf gut Glück nach Wien „abenteuern" könne. Der Brief verlieh übrigens der Loyalität gegen den Kaiser, welche der Erzherzog im Herzen trug, aufrichtigen Ausdruck, und war auf eine des Erzherzogs sowohl, als der Person, an die er gerichtet war, würdige Weise verfaßt.

Die Antwort des Grafen auf diesen Brief ließ nicht lange auf sich warten. Der Brief des Erzherzogs war vom 10. Juli und am 19. Juli war die Antwort bereits in Schaumburg. Graf Grünne schrieb: „Ich bin von Seiner Majestät ermächtigt Eurer kaiserlichen Hoheit mitzutheilen, daß Seine Majestät Höchstdieselben mit offenen Armen empfangen werden, und Sie die freundlichste Aufnahme zu gewärtigen haben." In Bezug auf die vom Erzherzoge in seinem Briefe angeführte Vernachlässigung, die er in Ems von Seiten österreichisch-militärischer Notabilitäten erfahren, entschuldigt der erste Generaladjutant das Vorgehen derselben durch den irrig angegebenen Umstand, daß der Erzherzog durch seine vieljährige „freiwillige" Abwesenheit von Österreich zu einer unrichtigen Auffassung seiner Stellung dem allerhöchsten Hofe gegenüber selbst Anlaß gegeben, und dieß der Grund jener Vernachlässigung sei. Gleichzeitig gibt der Graf in seinem Schreiben die Versicherung, daß man jedem Versuche strenge entgegen treten werde, der gegen die schuldige Ehrerbietung wäre, auf welche die hohe Stellung und der Rang eines Erzherzogs diesem Anspruch geben. In dieser Zusicherung kommt die bemerkenswerthe Stelle vor: „daß wir die Macht haben, jedem ernstlich entgegen zu treten, der es wagen sollte" u. s. w. Der Brief enthielt noch die Mittheilung, daß Seine Majestät mit der Absicht des Erzherzogs einverstanden sei, die nahe bevorstehende Niederkunft der Kaiserin mit einem Kronprinzen, wie erwartet wurde, zu benützen, um Seiner Majestät aufzuwarten. Der Erzherzog möge dann nur sein deßfallsiges Ansuchen an den Kaiser einsenden.

Einige Tage nach Empfang dieses Schreibens schrieb der Erzherzog an den Grafen Grünne. Sein Brief enthielt im Wesentlichsten den Ausdruck der herzlichen Freude und des wärmsten Dankes, mit welchen er die allerhöchsten Zusicherungen begrüßte, und um dieß zu beweisen, sende er dem Grafen die verlangte Eingabe an Seine Majestät den Kaiser mit der Bitte, er möchte für den Fall der Geburt eines Kronprinzen die im Datum offen gelassene Tagesziffer einschalten, und das Gesuch Seiner Majestät überreichen.

Er — Erzherzog Stephan — gewärtige alsdann die Befehle Seiner Majestät, und werde gleich nach Erhalt derselben nach Laxenburg eilen, um dem Kaiser seine Glückwünsche darzubringen. Der Erzherzog spricht ferner seinen Dank gegen den Grafen für das ihm in dieser Angelegenheit bewiesene Wohlwollen und seine Anhänglichkeit aus. Der Erzherzog bemerkte noch am Schlusse seines Schreibens, durch die Gnade Seiner Majestät fühle er sich hinlänglich stark, um jenen Personen ernstlich entgegen zu treten, welche die ihm als einem kaiserlichen Prinzen schuldige Ehrerbietung verletzen würden.

Am 7. August jenes Jahres 1858 erhielt der Erzherzog ein sehr gnädiges eigenhändiges Einladungsschreiben von Seiner Majestät dem Kaiser — aus Laxenburg vom 4. August. In diesem Schreiben drückt der Kaiser seine „innige Freude“ aus, welche ihm die Erfüllung des Wunsches des Erzherzogs gewährt, und versichert den Erzherzog eines Empfanges mit „offenen Armen“.

Bei dem weichen, für jede Anregung warmer Gefühle empfänglichen Gemüthe des Erzherzogs wäre es überflüssig die Freude zu schildern, mit welcher das eben so gnädige als liebreiche eigenhändige Schreiben des Kaisers sein Herz erfüllte. Die erste Regung des Herzens fand gleich nach Durchlesung des Schreibens in den Worten: „Übermorgen reise ich nach Wien ab!“ ihren Ausdruck; und so geschah es auch. Am 9. August verließ der Erzherzog Schaumburg, und schon am Morgen des 11. stellte er sich Seiner Majestät dem Kaiser in Laxenburg vor.

Durch das gnädige Handschreiben des Kaisers war eine für den Erzherzog, insbesondere für seine Gefühle peinliche Situation in befriedigender Weise zum Abschluß gebracht. Politische Verhältnisse und nicht persönliche Verstimmungen hatten jene Situation geschaffen. Dieß beweist das kaiserliche Handschreiben, welches die persönlichen Gefühle Seiner Majestät gegen den Erzherzog so bestimmt ausdrückt. Auch in diesen Blättern ist wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, daß politische Interessen oft zu Maßregeln drängen, die mit den persönlichen Gefühlen gar nicht übereinstimmen. Und so müssen auch von diesem versöhnlichen Standpunkte aus die eben besprochenen Verhältnisse in ihrem Entstehen, wie in ihrer Fortdauer aufgefaßt werden, um nicht Personen und Dinge falsch zu beurtheilen. In diesen Fehler sind mehrere deutsche Tagesblätter damals verfallen, welche sogar keinen Anstand nahmen eine Persönlichkeit als dem Ausgleiche feindlich zu verdächtigen, die

gerade dazu in wohlwollender Weise beigetragen hatte. So erschien in dem „Frankfurter Journal“ No. 177 vom 9. Juli 1858 nachstehender Artikel: „▽ Wien, 6. Juli. Das von süddeutschen Blättern verbreitete Gerücht, daß die Rückkehr des Erzherzogs Stephan nach Österreich eingeleitet und nahe bevorstehend sei, dürfte sich wohl nicht so schnell verwirklichen, als es angedeutet worden, und daher mindestens füglich noch als ein voreiliges zu betrachten sein. Wie verlautet, sollen einem solchen Ergebniß bis nun die Beziehungen zu einer hochgestellten und einflußreichen Persönlichkeit erschwerend entgegen treten, die früher dem Erzherzog nahe gestanden.*) Dem demselben von dem Erzherzoge Johann gelegentlich seiner Reise nach Ems zu Theil gewordenen Besuche möchten kaum hierüber bezügliche Besprechungen zu Grunde gelegen sein. Die nächste Veranlassung hiezu dürfte vielmehr in dem erklärbaren Wunsche des greisen Erzherzogs Johann gefunden werden, seinen Neffen, welchem er stets eine vorwaltende Neigung zugewendet, bei Gelegenheit seines Ausfluges nach Deutschland wieder zu sehen.“ — Wie gut der Wiener ▽=Correspondent unterrichtet gewesen, geht aus diesen Blättern klar hervor.

In der nämlichen Zeitung — zweite Beilage zu Nr. 178 vom 10. Juli 1858 — stand folgender Artikel:

„Coblenz, 8. Juli. Wie man hier mehrfach versichert, hat Erzherzog Stephan, welcher in Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse in Schaumburg — bei Diez an der Lahn — lebt, es abgelehnt, nach Wien an den Hof zurückzukehren, da ihm die Gegend von Schaumburg, wo er so viel Gutes wirkt und so sehr verehrt wird, viel zu lieb geworden ist.“

Durch den schnellen Austrag der in der zweiten Hälfte Juni begonnenen und schon am 9. August beendigten Verhandlungen in der fraglichen Angelegenheit war der mitunter übelwollenden Geschwätzigkeit der unberufenen Tagespresse das Thema zu weiteren unliebsamen Auslassungen benommen, und somit noch eine weitere Ursache der Befriedigung für den Erzherzog vorhanden, welchen frühere ähnliche Kundgebungen der Journale unangenehm berührt hatten.

Der Erzherzog war am Morgen des 11. August in Wien eingetroffen,

---

*) Damit ist offenbar der Graf Grünne bezeichnet; um so mehr freut es uns, in der Lage zu sein von dem Grafen gerade das Gegentheil constatiren zu können.

im dortigen Bahnhofe von einem Flügeladjutanten des Kaisers erwartet, und in Hofwagen nach der kaiserlichen Burg begleitet worden, wo ihn der kaiserliche Obersthofmeister empfing und nach dem früher von ihm bewohnt gewesenen und jetzt auf Befehl des Kaisers für ihn bereit gehaltenen Appartement in dem vormaligen Reichskanzleitracte führte. Um eilf Uhr Vormittags machte der Erzherzog beiden Majestäten seine Aufwartung, und erfreute sich eines eben so gnädigen als freundlichen Empfanges.

Der Aufenthalt des Erzherzogs in Wien dauerte sechs Wochen — vom 11. August bis 25. September — und wurde nur durch Besuche von wenigen Tagen unterbrochen, die der Erzherzog bei seinem Schwager, dem Erzherzog Carl Ferdinand, in Sellowetz, beim Erzherzog Albrecht auf der Weilburg in Baden, und bei seiner Cousine, der Baronin Washington zu Pöls bei Gratz in Steiermark machte.

Öftere Militärparaden, welche damals stattfanden, weil gerade von Seiten des deutschen Bundes durch den Prinzen Carl von Preußen, den Fürsten Taxis für Bayern und einen württembergischen General die Truppeninspection vorgenommen wurde; Besichtigung des damals bei Neunkirchen befindlichen Truppenlagers, der Franz-Josephs-Kaserne, der Centralequitation, der Artillerie-Fahr- und Reitschule und des Arsenals in Wien, ferner der geologischen Reichsanstalt, der Staatsdruckerei, des Mineraliencabinets, der in Wien befindlichen Kunstgießerei von Fernkorn; dann Besuche im Theater, Hoffeste, endlich die Taufe des Kronprinzen und die Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers füllten, nebst häufigen Audienzen, die Zeit aus, welche der Erzherzog in Wien zubrachte. Noch wohnte der Erzherzog der Beisetzung der Leiche der Frau Erzherzogin Margaretha am 23. September, und den Exequien am 25. September bei. Damit war der Aufenthalt des Erzherzoges in Wien geschlossen. Die zwei nächstfolgenden Tage widmete der Erzherzog einem Besuche bei Seiner Majestät dem Kaiser Ferdinand in Reichsstadt, und am 29. September traf er in Schaumburg wieder ein.

Der Besuch des Erzherzogs in Wien verschaffte ihm die Annehmlichkeit sich nunmehr freier als früher bewegen zu können. Er konnte nun nach Österreich wie er wollte, entweder nur besuchsweise, oder zu einem bleibenden Aufenthalte kommen. Die gnädige Aufnahme der Majestäten brachte das alte Sprichwort: „Regis ad exemplum totus componitur orbis“ an dem Erzherzoge zur vollen Geltung, wozu auch der sehr freundschaftliche Verkehr

mit den Erzherzögen, und die besonderen Aufmerksamkeiten des ersten Generaladjutanten gegen den Erzherzog beitrugen. Im Auftrage des Letzteren stellten sich sämmtliche Adjutanten Seiner Majestät des Kaisers und sämmtliche Individuen der Militär-Centralkanzlei dem Erzherzoge vor. Die Aufwartung sämmtlicher Staatsminister, der höchsten Staatsbeamten und der in Wien anwesenden Generalität, sowie sämmtlicher Hofchargen beim Erzherzoge gaben ostensibler Weise der Auffassung, daß die freund- und verwandtschaftlichen Beziehungen des Erzherzogs zum allerhöchsten Hofe und der kaiserlichen Familie auf den alten Fuß wieder hergestellt seien, einen unzweideutigen Ausdruck. Demungeachtet schien der Klärungsprozeß kein vollständiger und die durch den Besuch in Wien erzielte Ebnung der Verhältnisse reine Familiensache zu sein, bei der von politischen Interessen ganz abgesehen wurde, und die in ihren Consequenzen, was die Soldaten- und Beamtenwelt betraf, nicht über die einem Erzherzoge schuldigen Äußerlichkeiten reichte.

Es möge hier nicht verschwiegen bleiben, daß der Erzherzog, beglückt durch die ihm in Wien von den Majestäten gewordene Aufnahme, und bestochen von weniger klugen und aufrichtigen als gefälligen Äußerungen mancher hohen Notabilitäten der Beamtenwelt, sich eine Zeitlang der Illusion hingab, es werde ihm noch die Gelegenheit werden, dem Kaiser seine Kräfte in einer hervorragenden Stellung im Staatsdienste weihen zu können. In dieser sicheren Hoffnung machte er einen Versuch im Jahre 1859, indem er seinem Bruder ein von ihm verfaßtes Schreiben an den Kaiser sendete mit dem Ersuchen, dasselbe Seiner Majestät zu überreichen. In diesem Schreiben bot er dem Kaiser seine Dienste in jedem Wirkungskreise, den Seine Majestät bestimmen wolle, an.

Der Bruder des Erzherzogs schickte diese Eingabe, die ihrem ganzen Inhalte nach ein wahres Loyalitätsschreiben war, dem Erzherzoge unerbrochen zurück. Er that wohl recht daran, doch verschwieg er den wahren Beweggrund der Rücksendung in der Absicht, ihn dem Erzherzoge einmal mündlich mitzutheilen. Der Kaiser hatte nämlich früher gegen den Erzherzog Johann und den Bruder des Erzherzogs gelegentlich geäußert, er werde den Erzherzog nicht mehr anstellen, und sie aufgefordert, dieß dem Erzherzoge mitzutheilen, was aber Beide zu thun unterließen. Bei der wechselvollen Lage selbst wichtiger Staatsverhältnisse in Österreich war ja die Anstellung eines Erzherzogs im Staatsdienste ohnehin durchaus nicht angezeigt.

Wir haben bisher das Leben und Wirken des Erzherzogs in seinen mannigfaltigen Beziehungen und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen nach den uns gebotenen verläßlichen Quellen mit gewissenhafter Treue geschildert. So sahen wir ihn in der Blüthe seiner Jugend strebsam und beflissen sein Herz und seinen Geist für seine Bestimmung als Mensch und Fürst auszubilden; im angehenden Mannesalter aus dem täglichen Verkehr im gesellschaftlichen Leben und auf seinen Reisen Klugheit und Belehrung schöpfen, die Zustände des Staats- und Volkslebens in allen seinen Zweigen mit kritischem Geiste erfassen, und sich durch sein eben so freundliches und sittliches, als intelligentes Auftreten im Privatleben wie im öffentlichen Leben die Achtung und das Wohlwollen der Menschen erwerben.

Wir fanden dann, daß der Erzherzog als Chef der Regierung einer Provinz mit intelligenter und gewerbfleißiger Bevölkerung den Wohlstand derselben in jeder Richtung dadurch förderte, daß er praktisch zur Ausführung brachte, was er im Wege der Erfahrung und durch aufmerksame Beobachtung der Menschen in den verschiedenen Lagen des Lebens, was er nach genauer Erwägung der staatlichen und volksthümlichen Interessen als zeit- und zweckgemäß erkannt hatte, und daß er sich dadurch in den Herzen der Bewohner dieser Provinz ein dankbares Andenken gründete, das seinen Tod lange überdauern wird.

Im kräftigsten Mannesalter an die Spitze einer seit acht Jahrhunderten an ein freies Staatsleben gewöhnten Nation berufen, nahm er in seiner hohen Stellung einen entscheidenden Antheil an dem Kampfe, den damals die zur praktischen Geltung drängenden Ideen der Neuzeit über Staatsverfassung mit den Regierungsprincipien führte, welche bis dahin mit starrer Consequenz waren aufrecht erhalten worden. Obschon der Kampf mit dem Siege jener Ideen momentan entschieden war, so kamen doch die durch diesen Sieg gewonnenen Errungenschaften erst nach neunzehn Jahren, nach blutigem Streite

und zähem, moralischem Widerstande von beiden Seiten zur praktischen Ausführung im Staatsleben.

Nur wenige Monate nach jenem Siege, zu dem er wesentlich beigetragen, erlag der Erzherzog, trotz dem besten Willen und den edelsten Absichten, stürmischen Verhältnissen, die er nicht bewältigen konnte. Als er die Unbeständigkeit der Gefühle und Gesinnungen der Menschen in ihren schärfsten Gegensätzen erfahren, wie sie von glorreicher Verherrlichung zur herbsten Demüthigung überspringt, — verließ der Erzherzog den Schauplatz staatlicher Öffentlichkeit; er suchte und fand auch — leider fern von seinem Vaterlande — in ländlicher Abgeschiedenheit einen Hafen der Ruhe, wo er mit Rückblick auf seine jüngste Vergangenheit und in richtiger Auffassung der Zeit, welcher er angehörte, erkennen konnte, wie viel und doch auch wie wenig dazu gehört, um zufrieden, ja selbst glücklich zu sein.

Es bleibt uns noch übrig von dem letzten Lebensabschnitte des Erzherzogs, der mit seinem Tode endigte, zu sprechen. Wir thun es mit schwerem Herzen; doch können wir dem Drange nicht widerstehen, bevor wir von dem edlen Verblichenen Abschied nehmen, ihm noch einen Nachruf zu widmen, der seiner frommen Haltung und Ergebung während seiner Leiden und dem letzten Wohlthätigkeitsacte seines Lebens die gebührende Anerkennung zollt.

Die letzten frohen Tage in Schaumburg verlebte der Erzherzog noch im Jahre 1864, während der Zeit, die sein Bruder, der Erzherzog Joseph, gleich nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin, seiner Frau, daselbst zubrachte. Er freute sich des ehelichen Glückes seines Bruders und legte einen besonderen Werth darauf, daß das erste Stadium dieses Glückes in dem ihm so theuren Schaumburg verlebt wurde, und dieses nun um eine angenehme Erinnerung für ihn reicher geworden war. Schon damals war der Keim zu dem Übel in ihm, dem er endlich erlag. Der Erzherzog hatte sich in dem letzten Jahrzehnte vor seiner Erkrankung, ungeachtet öfterer ungewöhnlicher körperlicher Anstrengungen, eines ununterbrochen guten Gesundheitszustandes erfreut. Dieses stete Wohlbefinden verleitete ihn zur Überschätzung seiner körperlichen Constitution. Er ergab sich in den letzten sechs Jahren bis 1864 dem Jagdvergnügen mit besonderer Vorliebe, und achtete wenig, ob Jahreszeit und Wetter schön oder schlecht. Weder Regen noch Schneefall, weder Hitze noch strenge Kälte hielten ihn von der Befriedigung seiner Neigung ab; insbesondere fand er ein großes Vergnügen an der Auerhahnjagd zur Balz-

zeit. Er opferte diesem während der gedachten Zeit gewöhnlich den größten Theil der Nächte, und scheute selbst nicht die mit dieser Jagd öfters verbundenen großen Beschwerlichkeiten. Da er ein guter Schütze war, so kehrte er auch von der Balz stets befriedigt heim, und dieser Umstand hielt seine Jagdlust selbst dann noch aufrecht, als sein Arzt und einige Personen seiner Umgebung ihn mahnten und baten sich zu schonen.

Im Jahre 1865 hatte der Erzherzog sich, obgleich nicht ganz wohl, an der Auerhahnjagd unter den unfreundlichsten Witterungsverhältnissen vergnügt, und dieses Mal war es auch leider das letzte Mal. Er kam von der im Hessen-Kassel'schen stattgehabten Jagd so leidend zurück, daß er, der sonst ärztlichen Beistand gern vermied, selbst welchen verlangte.

Der Arzt des Erzherzogs und der zur Consultation berufene Arzt erkannten, wie dieß der Verlauf der Krankheit in ihrem letzten Stadium erwies, das Übel ganz richtig; der Erzherzog lebte aber der sicheren Überzeugung, daß sich beide Ärzte täuschten, und hielt dafür, sein Krankheitszustand rühre nicht von einer Lungenaffection, wie die Ärzte behaupteten, sondern von einem Magenübel her, das sich in letzterer Zeit öfters eingestellt hatte. Der Erzherzog brauchte nun mehrere Badekuren, und zwar in Soden, Weilbach und in Franzensbad. Die Urtheile der Ärzte lauteten verschieden, indem sie die Krankheit bald als ein Lungen- bald als ein Magenleiden bezeichneten. Wie die Folge lehrte, waren beide Organe krank, und das Lungenleiden gewann endlich die Oberhand.

Schon nach der Rückkehr des Erzherzogs von Franzensbad nach Schaumburg, im Monate September, ahnte er, daß die erste Diagnose eigentlich die richtige gewesen, und fügte sich daher der ärztlichen Anordnung, den nächsten Winter 1865/66 in einem milderen Klima zuzubringen. Er verlebte, obgleich die Trennung von Schaumburg ihm schwer fiel, den Winter in einem Landhause in der Nähe von Botzen in Tirol. Sein Bruder, der Erzherzog Joseph, mit seiner Gemahlin besuchte ihn hier und verweilte einige Monate bei ihm. Letztere hatte ein herber Schmerz durch den Verlust ihres schönen, hoffnungsvollen Kindes, einer Prinzessin, getroffen; sie fanden in der herzlichen Theilnahme des Erzherzogs und im täglichen Umgang mit ihm den Trost, den sie gesucht. Der Aufenthalt bei Botzen brachte im Ganzen keine Besserung in dem Zustande des hohen Kranken; der Winter war zu streng

gewesen, um die Wirkung, welche von dem dortigen Aufenhalte erwartet wurde, zu ermöglichen.

Im Monate Juni besuchte der Erzherzog Franzensbad, und brachte nach beendigter Badekur die letzten Sommermonate bei seiner Schwester, der Erzherzogin Elisabeth, in Gmunden zu. Es traten wohl zeitweise Besserungen in seinem Krankheitszustande ein, sie waren aber nur von kurzer Dauer; er sah sich daher zu dem Entschlusse gedrängt, nach Wien zu gehen, um daselbst die in der ärztlichen Welt als Sterne erster Größe anerkannten Celebritäten zu consultiren. Die Ärzte — Skoda, Löschner und Helm — riethen durchaus keine Arzneien zu gebrauchen, dagegen den Winter in dem überaus milden Klima von Mentone bei Nizza zuzubringen. Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen — vom 13. bis 24. August — kehrte der Erzherzog wieder nach Gmunden zurück, blieb daselbst bis zum 15. September, und begab sich von hier nach Schaumburg. Sein Zustand hatte sich so verschlimmert, daß er bei seiner Reise nach Schaumburg wohl ahnte, er werde dasselbe zum letzten Male in seinem Leben sehen, und mit dem nämlichen traurigen Vorgefühle nach vierzehn Tagen von dort wieder abreiste.

Die Anordnungen, welche der Erzherzog während seines Aufenthaltes in Schaumburg machte, seine Ansprache an seine Beamten und Dienerschaft, als er bei seinem Weggange von Schaumburg von ihnen Abschied nahm, und mehrere gelegentlich von ihm gemachten Äußerungen bewiesen, daß er der Hoffnung zu genesen ganz entsagt hatte, und sich des nicht fernen Endes seines Lebens bewußt war.

Am 30. September trat der Erzherzog die Reise nach Mentone an. Mit welch' schmerzlichen Gefühlen er Schaumburg verließ, können nur jene Personen beurtheilen, die Zeuge von der Liebe waren, mit der er das beinahe halb verfallene und zu einer Einöde herabgekommene Schaumburg durch schöne Bauwerke und schöne Weg- und Gartenanlagen in eine reizende Schöpfung umgestaltet und sorgsam gepflegt hatte. An diese Schöpfung knüpften sich gar viele Herz und Geist erhebende Erinnerungen, die dem Erzherzog seinen beinahe neunzehnjährigen Aufenhalt in Schaumburg erheitert hatten und nicht zuließen, daß die Nebel, welche den Horizont seines Lebens umflorten, zu schweren Wolken wurden. Auch die für Österreich unglücklichen Ereignisse des Jahres 1866 wirkten sehr drückend auf das Gemüth des Erzherzogs,

und diese moralischen Leiden blieben nicht ohne nachtheilige Rückwirkung auf seinen Krankheitszustand.

Von Schaumburg begab sich der Erzherzog nach Ouchy in der Schweiz, das er nach einem vierzehntägigen Aufenthalte wieder verließ. Nach einer Reise von drei Tagen traf er in Mentone ein. Sein Zustand hatte sich bedeutend verschlimmert; wiederholte Schwächen, die sich bis zur Ohnmacht steigerten, machten die Fahrt für den Erzherzog sehr schmerzlich.

Die ersten vierzehn Tage seines Aufenthaltes in Mentone sprach er nur wenig über sein Befinden, da er von den Ärzten vernommen, daß bereits nach diesem Zeitraume die Wirkung des Aufenthaltes auf den Zustand des Kranken sich gewöhnlich äußere. Die daran geknüpften Erwartungen wurden aber, wie es schien, getäuscht, denn schon nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte ordnete der Erzherzog mit der ihm eigenen Genauigkeit Alles für seinen Todesfall an. Die besseren Tage des Befindens wurden immer seltener. Fieber mit Schüttelfrost stellte sich regelmäßig täglich ein, und das Gefühl der Schwäche vermehrte sich mit dem Fieber. Schon gegen Ende December sah sich der Erzherzog gezwungen seine bis dahin beinahe täglich gemachten Spazierfahrten einzustellen, obschon die Luft neunundzwanzig Grad Wärme hatte. Von nun an verließ er nicht mehr das Zimmer, und brachte die Tage theils im Bette, theils auf einem Ruhebette liegend zu. Ungeachtet des Schwächezustandes beschäftigte sich der Erzherzog mit Lectüre und Schreiben, ja er blieb sogar seiner Gewohnheit getreu, jedes erhaltene Schreiben zu beantworten. Zwei Tage vor seinem Lebensende dictirte er noch seinem Secretär Briefe in die Feder, so groß war für ihn das Bedürfniß sich zu beschäftigen! Nicht weniger fühlte er das Verlangen nach religiösem Troste. Da er das Zimmer nicht verlassen konnte, so wurde an Sonn- und Feiertagen in dem an sein Schlafzimmer anstoßenden Salon die Messe gelesen, die er im Bette liegend bei geöffneter Thüre hörte.

Je mehr die Hoffnung auf Besserung bei dem Arzte und der Umgebung schwand, desto mehr schien dieselbe bei dem Erzherzoge zu wachsen. Er machte Projecte für das nächste Frühjahr, nahm Bestellungen in Aussicht, die er deßhalb machen wollte; ja er hoffte sogar noch die Jagden in Schaumburg wieder abhalten zu können. Wer jedoch den Erzherzog genau kannte, der wußte wohl, daß er sich selbst über seinen rettungslosen Zustand durchaus nicht täuschte, aber bei den Personen seiner Umgebung den Glauben an

sein nahes Ende nicht aufkommen lassen wollte, um ihnen den Schmerz zu ersparen, den ihnen eine solche Überzeugung machen würde; er gab deßhalb vor, an seine Herstellung zu glauben, um auch seine Umgebung zu diesem Glauben zu vermögen. Eine solche Selbstverläugnung war ihm in hohem Grade eigen, er hatte sie oft im Leben geübt. So lehnte er auch während seiner letzten Anwesenheit in Wien Besuche von Personen, welche ihm sonst sehr angenehm waren, aus der Ursache ab, um ihnen, wie er äußerte, den schmerzlichen Eindruck zu ersparen, den bei ihrer Anhänglichkeit an ihn seine äußere Erscheinung gewiß auf sie machen würde.

In einem uns vorliegenden Briefe von einer Person seiner damaligen Umgebung heißt es: „Der Herr Erzherzog hatte entsetzlich und schrecklich zu leiden, und ertrug seine fürchterlichen Leiden mit einer unbeschreiblichen Geduld und dem innigsten Gottvertrauen; er war in einer höchst rührenden Weise dankbar für jede Theilnahme und jeden manuellen Dienst, den man ihm leistete. Bei dieser edlen Haltung fehlte es dem Erzherzoge durchaus nicht an einer liebevollen, aufopfernden Pflege seiner Umgebung, insbesondere Seitens seines Leibkammerdieners. Sein leidender Zustand, die religiöse Ergebung, mit welcher er denselben ertrug, und die innige Anhänglichkeit, mit welcher seine Umgebung ihm zugethan war, waren drei mächtige Motive, um Alles zu seiner Rettung zu versuchen; leider waren alle Versuche vergebens. Ein anhaltendes Sinken der Kräfte, wachsende Athmungsbeschwerden, Schlaflosigkeit und noch andere ernste Krankheitssymptome ließen sein baldiges Lebensende ahnen."

Eine hohe Freude ward dem Erzherzoge jedoch noch vor demselben dadurch zu Theil, daß er von seinem Bruder, dem Erzherzoge Joseph, die Nachricht erhielt, der Ausgleich mit Ungarn sei durch die Sanctionirung des Verfassungswerkes von 1848 zu Stande gebracht. Mit dieser Freude verband sich das erhebende Gefühl der Gewißheit, daß sein Wirken nicht vergeblich gewesen, daß ihm als dem Hauptleiter und Beförderer jener Schöpfung ein ehrenvoller Platz in der Geschichte seines engeren Vaterlandes Ungarn für immer gesichert sei.

Am Morgen des 19. Februar verrichtete der Erzherzog, im Vorgefühle des herannahenden Todes und in der Sehnsucht nach religiösem Troste und frommer Seelenstärkung, seine Andacht und hörte noch die Messe. Um zwei Uhr Nachmittags traten Anzeichen der nahen Auflösung ein, die zugleich eine

Erlösung von schweren Leiden war, und eine Stunde später hörte das Herz eines edlen Menschen auf zu schlagen — der Erzherzog war eine Leiche.

Der Sectionsbefund bestätigte die erste ärztliche Diagnose einer Lungenkrankheit, die endlich den Tod herbeiführte.

Den Tag vor der Abführung der Leiche nach Österreich — am 24. Februar — fand ein feierliches Seelenamt Statt, dem der Präfect von Nizza, ein französischer General und die Civilbehörden beiwohnten. Auch war von Paris aus eine große Truppenabtheilung von Marseille zum Leichenconducte nach Mentone für den Fall befohlen worden, daß der daselbst anwesende österreichische Gesandte eine militärische Begleitung gewünscht hätte, was jedoch unterblieb.

Mehrere französische öffentliche Tagesblätter widmeten dem hohen Verblichenen einen ehrenvollen Nachruf in Anerkennung der vielen Wohlthaten, die er während seines Aufenthaltes in Mentone den Armen gespendet; diese bezeichneten ihn in dankbarer Huldigung mit dem schönen Beinamen: „le père des pauvres".

Kanisa — die erste ungarische Stadt, in welcher der Separatzug anhielt, der den zur Beisetzung in Ofen bestimmten erzherzoglichen Leichnam führte — war mit Trauerfahnen geschmückt, ein Beweis, daß die feindlichen Kundgebungen, welche 1849 in Ungarn gegen den Erzherzog stattgefunden, einer mildern, ja gerechten Auffassung und Beurtheilung gewichen waren, und daß die früheren wohlwollenden Gefühle gegen ihn wieder erwacht waren, die sich in Kanisa durch jene sichtbaren Zeichen der Trauer öffentlich kundgaben.

Um Mitternacht vom 1. auf den 2. März traf der Bahnzug mit der Leiche in Pesth ein. Letztere wurde daselbst von sämmtlichen ungarischen Ministern, vom Militär und von den dazu befohlenen Hofparteien empfangen, und im Trauerzuge nach der Schloßcapelle in Ofen gebracht, wo Ihre kaiserlichen Hoheiten die Erzherzoge Carl Ferdinand und Joseph — Brüder des hohen Verblichenen — seiner harrten. Daselbst waren auch anwesend der von Seiner Majestät dem Könige der Belgier abgesendete königlich belgische Oberststallmeister, General Graf Mörkerke, und Seitens Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg der Hauptmann Zedelius.

Das Seelenamt für den Verstorbenen und die feierliche Beisetzung in der Gruft fanden am Morgen des nächsten Tages, am 2. März, Statt.

Die letztwilligen Anordnungen des Erzherzogs geben ein rührendes Zeugniß, mit welch' nicht nur großmüthiger, sondern wahrhaft väterlicher Sorgfalt er seiner treuen Diener in dem Augenblicke gedachte, in welchem er sich mit dem Gedanken an sein Lebensende beschäftigte. Der Erzherzog hatte sein Testament im Jahre 1857 ausgefertigt. Die eigentliche Veranlassung dazu gab der Umstand, daß in dem Schaumburg ganz nahen Orte Balduinstein die Cholera ausgebrochen war, und der Erzherzog, ungeachtet der Abmahnungen des Arztes, die Kranken daselbst besuchte, um, wie gewohnt, ihnen, wenn Hilfe fehlte, diese und Trost zu bringen.

Der Erzherzog ordnete in seinem Testamente an, daß seine sämmtlichen Diener — Beamte, Hausofficiere und Livreedienerschaft — im lebenslänglichen Genusse ihrer am Tage seines Todes genossenen Besoldungen zu verbleiben hätten; außerdem vermachte er einigen derselben ansehnliche Geldlegate. Damit war aber sein wohlwollender Sinn gegen seine Diener noch nicht befriedigt; er bedachte auch ihre sämmtlichen Kinder mit Erziehungsbeiträgen bis zu ihrem vollendeten achtzehnten Lebensjahre.

Wer Zeuge des Lebens und des Wirkens des Erzherzogs gewesen, wird gewiß tiefe und aufrichtige Trauer über sein Dahinscheiden empfinden. Durch seinen Tod ist die Welt um einen edlen Menschen ärmer geworden. Für Millionen ist dieser Verlust zwar bedeutungslos, um so empfindlicher ist er aber für jene Personen, welchen der hohe Verblichene durch nahe verwandtschaftliche Bande oder durch innige freundschaftliche Beziehungen angehörte, und für gar viele Menschen, welche, indem sie die Vorzüge seines Geistes und Herzens und seine Werke, insbesondere die seiner Nächstenliebe, hoch schätzten, mit aufrichtiger Anhänglichkeit und inniger Verehrung ihm angehörten.

Der hohe Verblichene ruht nun an der Seite seines Vaters und seiner Zwillingsschwester der Erzherzogin Hermine, welche beide seinem Herzen in diesem Leben die Theuersten gewesen. Der Tod hatte sie ihm entrissen, der Tod hat ihn nun mit ihnen für immer wieder vereinigt. Möge das Glück, welches die hoffende Seele an solche Wiedervereinigung knüpft, ihm zu Theil werden!

Der barmherzige Gott wird dem hohen Verblichenen gewiß ein milderer Richter sein, als gar Viele seiner Zeitgenossen es ihm waren; mögen die Freuden des Gerechten ihm in der Ewigkeit werden!

Mit einem wohlthätigen Schleier verhüllt des Allmächtigen Gnade und

Weisheit die Bilder der Zukunft dem geistigen Auge des Menschen, Gräber decken die Ewigkeit; beiden entsprießt jedoch die immer grünende Hoffnungs- und Friedenspalme, in deren heimischem Schatten die Menschheit im Geiste jener Versöhnung und Liebe sich wieder findet, wie sie unser göttlicher Erlöser gelehrt und ausgeübt. In festem Glauben an dieses Wiederfinden scheidet denn auch der Verfasser dieser Blätter, welcher dem Erzherzoge während der Lebenszeit desselben mit unverwandelbarer Liebe und Treue ergeben gewesen und mit denselben Gefühlen noch ergeben ist, von dem hohen Verblichenen, der wohl mit Recht am Ende seines vielbewegten Lebens mit Rückert sagen konnte:

„Die Erd' ist dem ein Paradies,
Und dem ein Jammerthal;
Sie war für mich bald das bald dies,
Bald beides auf einmal.“

Beilagen

zum ersten und zweiten Theile.

No. 1. Organisation des Gemeindewesens.

Zu der jetzigen Organisation des Gemeindewesens ist das Bestreben der Regierung unverkennbar, ein dem Charakter des Volkes entsprechendes Verwaltungssystem der Gemeinden, in so weit dieses System mit den Centralisationsprincipien einer monarchischen Regierung verträglich, aufrecht zu erhalten.

Der Municipalgeist der Städte aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert besteht aber noch; er durchdringt das innere Volksleben so mächtig, daß dieses Königreich nicht aus zwei Landestheilen, sondern aus vielen Municipalitäten zusammengesetzt scheint. Die Regierung handelt demnach klug, diesen Geist bei einer so wichtigen Institution wie jene des Gemeindewesens, nicht unberücksichtigt zu lassen.

Die Convocati generali degl' Estimati bilden die Hauptgrundlage der bestehenden Volks- oder Gemeinderepräsentation. Aus ihrem Schooße gehen die in ihrem Auftrage handelnden, berathenden und verwaltenden Organe, als da sind: die Consigli comunali, die Congregazioni municipali und die Deputazioni comunali — diese als erstes Element des politischen und administrativen Verbands zwischen dem Volke und der Regierung, die Congregazioni provinciali als dessen zweites und die Congregazioni centrali als dessen drittes und letztes Element — hervor.

Diese Organe bestehen aus den von den Convocati generali und beziehungsweise den Consigli comunali gewählten Mitgliedern; diese Wahl bedarf aber, damit sie gültig, der Bestätigung einer Regierungsbehörde und beziehungsweise des Monarchen selbst. Die Regierung hat sich demnach gleich bei der Bildung der wichtigsten Organe der Gemeinderepräsentation ein entscheidendes Recht vorbehalten, das zu den schlimmsten Folgen führen könnte, wenn es nicht mit Weisheit und Billigkeit ausgeübt, sondern mißbraucht würde.

Die Regierung hat sich zwar durch jenen Vorbehalt der Bestätigung eine Garantie gegen mögliche Mißbräuche der den Convocati generali und den Consigli comunali eingeräumten Rechte verschafft; eine Garantie für die Gemeinderepräsentation gegen Mißbräuche der Regierung besteht hingegen dermalen nicht. Die personæ gratæ der Regierung sind nicht immer auch personæ gratæ der Gemeinden; die gegenseitige Garantie wäre jedoch auf eine beide Theile befriedigende Weise herzustellen möglich, wenn die Regierung den Convocati generali die Ernennung ihrer Consigli comunali und der aus beiden hervorgehenden Gemeindedeputationen und zwar der Congregazioni municipali und Deputazioni comunali ganz frei überließe, und sich bloß die Bestätigung der von den

Communal- und Municipalconsilien gewählten Provinzial- und Centraldeputirten vorbehielte. Diese, aus den einflußreichsten Männern der Provinz gewählt, dürften ein hinlängliches Gegengewicht gegen den störrigen Geist sein, der sich hie und da aus einem freieren Municipal- und Gemeindeleben vielleicht entwickeln könnte.

Den Consigli communali der größeren und den Convocati der kleinen Gemeinden steht nächst dem Rechte der Ernennung der Gemeindediener und Beamten, der Deputirten, des Podestà und der Assessoren auch das Recht der Bewilligung der eigentlichen Communalauslagen und jedes ökonomischen Unternehmens der Commune zu, jedoch vorbehaltlich der staatsbehördlichen Sanction. In kleineren Gemeinden ist der Comissario distrettuale — ein königlicher Beamter — der eigentliche Leiter der Gemeindeverwaltung.

So zweckmäßig die Obervormundschaft des Staates in Bezug auf die politische und ökonomische Verwaltung der Gemeinden erachtet werden mag, so scheint doch auch hierin das richtige Maß von Seite der Regierung überschritten. Der Geist der Centralisation, welcher sogar Gegenstände von minderem Belange in den Kreis der Entscheidung höherer Staatsbehörden, ja selbst des Monarchen zieht, fügt oft durch den dabei unvermeidlich schleppenden Geschäftsgang und durch diesen verursachten Zeitverlust den Gemeindeinteressen einen empfindlicheren Schaden zu, als es selbst mittelmäßige oder unredliche Gemeindevorstände thun könnten. Gegen diese hat die Gemeinde Schutz und Entschädigungsrechte, die sie aber den Staatsbehörden gegenüber gar nicht hat.

So wie eine Erweiterung der Gemeindewahlrechte und Befreiung von dem hierin theilweise bestehenden dictatorischen Einflusse der Regierung, wäre auch die Erweiterung der Rechte und Befugnisse der Consigli comunali in Sachen der Gemeindeverwaltung und die Beschränkung der jetzigen staatsbehördlichen Obervormundschaft sehr passend, — es versteht sich, unter Vorbehalt des Rechtes der Entscheidung in streitigen oder Klagefällen, welche auf amtlichem Wege zu ihrer Kenntniß gelangen, und in welchen das Consiglio comunale selbst oder Gemeindemitglieder an ihre Entscheidung appelliren.

Die Stellung der Congregazioni provinziali bei den Delegationen ist mehr passiver als activer Natur. Sie stehen bloß als berathendes Organ ohne entscheidendes Stimmrecht den Delegationen zur Seite, können daher nur in dem Maße Gutes stiften, als die Delegation sie zu Rathe zieht und ihre Gutachten berücksichtigt. Auch hierin ist die Tendenz der Regierung klar freie Hand zu behalten, und doch sich das Ansehen zu geben, als ob sie der Gemeindevertretung durch die Congregazioni provinziali einen entscheidenden Einfluß auf ihre Entschlüsse einräumte, welcher Einfluß im Grunde doch nur scheinbar ist. Da jedoch diese Congregazioni aus den reichsten und intelligentesten Grundbesitzern der Provinz bestehen, so gibt ihnen ihr Ansehen, das sie beim Volke genießen, einen Einfluß bei den Delegationen, welchen das Gesetz ihnen zwar versagt, der aber bei dem löblichen Bestreben der meisten Regierungsbeamten allenthalben Gutes zu stiften und zu fördern, von diesen nicht nur gerne geduldet, sondern auch beachtet wird.

Anders verhält es sich mit den Congregazioni centrali; diese bestehen aus Deputirten, deren Persönlichkeit von geringer Bedeutung, weil die reichsten und ausgezeichnetsten Männer sich nicht herbeilassen ihre Besitzungen und ihren Wohnort zu verlassen. Das Ansehen dieser

Congregazioni ist daher nur ein sehr geringes und ihr Nutzen bei den Gubernien ungefähr der eines fünften oder Aushülferades bei einem Wagen.

Das Gemeindewesen in diesem Königreiche hat demnach noch nicht eine der Intelligenz, dem Charakter und den Interessen des Volkes angemessene Entwicklung erhalten. Dasselbe schmachtet noch in den Fesseln, welche eine alles in sich aufnehmende Bureaukratie, und ein beklagenswerther Geist der Centralisation und des Zuvielregierens, der Alles selbst thun will, ihm auferlegen.

Ungeachtet seiner in dem Gemeindewesen vorwaltenden Gebrechen, hat die jetzt bestehende Gemeindeorganisation doch zur Förderung der Blüthe und des Wohlstandes dieses Königreichs wesentlich beigetragen, weil die Regierung in Ausübung ihrer Rechte den Pfad einer weisen Mäßigung nie verläßt, und sich von den besten und gerechtesten Absichten leiten läßt. — Unter einem Trajan oder Titus wird auch mit mittelmäßigen Gesetzen gut regiert werden; wo liegt aber die Garantie, daß auf einen Trajan auch immer ein Titus folge? Bei dem scharfen und praktischen Verstande des Italieners und dem Geiste weiser Sparsamkeit, der ihn durchdringt, würde der Wohlstand des Landes bei weitem mehr, als es jetzt der Fall, gefördert, wenn das Gemeindeleben sich freier bewegen könnte, d. i. wenn den Gemeinden mehr Selbstregierung und Selbstcontrole gestattet wäre, und die Dazwischenkunft der Regierung nur stattfände, wenn, wie bereits bemerkt, der Impuls dazu von den Gemeinden selbst käme oder das Gesammtinteresse des Landes dieselbe erheischte.

Der blühende Zustand jener Wohlthätigkeitsinstitute des Königreiches, deren Organisation und Verwaltung in den Händen von Privatpersonen und Vereinen ist, beweist, wie segensreich eine weise Enthaltsamkeit der Regierung von jedem beengenden Eingreifen in das organische Leben solcher Anstalten und die Einschließung der oberherrlichen Vormundschaften in richtigen Grenzen sei.

Man kann nicht in Abrede stellen, die österreichische Regierung habe es sich in diesem Königreiche zur Aufgabe gemacht Vertrauen zu schenken und zu gewinnen; es wäre nur zu wünschen, sie gäbe diesem löblichen Bestreben die Sanction der Gesetze, so z. B. in der Organisation der Gemeinden, dieses wichtigen Staatsinstitutes, mehr gesetzliche Unabhängigkeit den Consigli comunali und mehr Ansehen und Selbstständigkeit den Provinzial- und Centralcongregationen. Gibt man auch zu, daß der Hang zur Opposition gegen die Regierung sich in einem freieren Municipalleben übe und ausbilde, so würde dieser doch offen hervortreten, daher von einer, von redlichen Absichten geleiteten, alsdann auch von dem einflußreichsten Theile des Volkes unterstützten Regierung leicht zu bekämpfen sein, während bei einer minder freien Einrichtung des Gemeindewesens die Opposition verborgen, deßhalb auch bedenklich ist. —

No. 2. Landwirthschaftliche Cultur.

Der Flächenraum der Lombardei beträgt 375 österreichische Quadratmeilen, davon sind 59 Procent oder 204,73 Quadratmeilen Äcker, Wiesen und Gärten, 19 Procent oder

65,93 Quadratmeilen Wälder, 10 Procent Weideland und 12 Procent mit Bauten, (Häusern, Straßen, Kanälen), Flüssen und Seen überdeckt oder unfruchtbarer Boden.

Die Productionsfähigkeit des Bodens ist bereits dermaßen potenzirt, daß ein gleichzeitiger dreifacher Ertrag gewöhnlich, aber auch ein gleichzeitiger fünffacher Ertrag nicht selten ist.

Der Werth des fruchtbaren Bodens steht im genauen Verhältnisse zu dieser schöpferischen Kraft des Bodens. So z. B. kosten in der Delegation Brescia 3,25 pertiche censuarie milanesi oder 591 Wiener Quadratklafter vom besten Gartenboden 2128 Lire oder 709 österreichische Gulden in C. M., vom besten Ackerboden mit Weinreben 560 Gulden, dieselbe Gattung Ackerboden ohne Weinreben 440 Gulden, vom besten Wiesenland 443 Gulden; 12 Campi oder 36 Wiener Quadratklafter Citronenpflanzung kosten 869 bis 1092 Gulden C. M. Auf diesen 12 Campi können 9 bis 10 Citronenbäume stehen, jeder Baum trägt 600 bis 1000 Stück Citronen, also im Durchschnitt 800 Stück, — von welchen das Hundert zu einem Gulden verkauft wird. Der Gesammtwerth des Ertrages dieser 12 Campi ist demnach 80 Gulden C. M. Nimmt man nun an, daß das Besitzcapital im Mittel 980 Gulden beträgt, so ist der jährliche Ertrag etwas mehr als 8 Procent. Indeß wächst bei manchen Bodenkulturen die Bodenrente bis zu 10 Procent.

Der Werth sämmtlicher landwirthschaftlicher Bodenerzeugnisse wurde in dem dreijährigen Zeitraume von 1835 bis 1838 im Durchschnitte mit 128,493,269 Gulden C. M. W. W. jährlich berechnet. Da der Flächeninhalt des gesammten steuerbaren landwirthschaftlichen Bodens in der Lombardei mit Einschluß der Waldungen 2,706,600 österreichische Joche beträgt, so war der durchschnittliche jährliche Bruttoertrag oder die Bodenrente Eines Joches — den obigen Werthbetrag in runder Zahl mit 128$^1/_2$ Millionen Gulden angenommen — 47 Gulden 8 Kreuzer C. M. Nach den gegenwärtigen Katasterschätzungen (1842) beträgt der Werth des sämmtlichen steuerbaren Bodens, — demnach der Boden für Häuser und sonstige Bauten ꝛc. mit eingerechnet — 218,683,000 österreichische Steuergulden, mithin der durchschnittliche Schätzungswerth Eines Joches 62 Gulden 54 Kreuzer und von 1835 bis 1838 die jährliche Durchschnittsrente des sämmtlichen Bodencapitals 58,8 Procent.

Das lebhafte Bestreben, Terrain für die Landwirthschaft zu gewinnen, herrscht allenthalben. Der Gebirgsbewohner insbesondere scheut weder Mühe noch Arbeit; oft sind es nur einige Quadratklafter Boden in sehr hohen Lagen, die er mit größter, ja bewunderungswürdiger Anstrengung und Aufopferung urbar macht.

Bemerkenswerth ist das meistens mit mathematischer Genauigkeit geregelte hydraulische System, in welches die aus den Gebirgen der Ebene zuströmenden Gewässer als unentbehrliches Befruchtungselement gebracht sind, ein dem gründlichen Studium der Ökonomen sehr empfehlenswerther Gegenstand.

Das Bewässerungsrecht ist nach Stunden und zwar im Verhältnisse zur Ausdehnung der zu bewässernden Bodenstrecke in ihrem verschiedenen Culturwechsel bemessen, und kostet bedeutende Summen. Um die dießfälligen landwirthschaftlichen Verhältnisse einigermaßen

kennen zu lernen, mögen nachstehende Angaben dienen, die hier beispielsweise angeführt werden.

In der Provinz Brescia bewässert eine Stunde Wassers eine Bodenfläche von 886 bis 2365 Wiener Quadratklafter. Das gegenseitige Verhältniß der Bewässerungsstunden ist: für türkischen Mais sechs, für Reisfelder und Wiesen zwölf, für Klee neun, und für Flachs vier Stunden.

Der Werth oder Preis des Wassers hängt ab: von dem Werthe des zu bewässernden Bodens, von der Länge der Wasserleitung, von den Erhaltungskosten der Kanäle, von der Vertheilung und Güte des Wassers und von dem Bewässerungsturnus. So kostet eine Bewässerungsstunde ein Fünftel bis ein Viertel des Werthes des zu bewässernden Grundes. Das Wasser des aus dem Oglio gespeisten Kanales Tosa in den Palazuolo, Chiari, Coraglio u. a. m. gibt 2016 Bewässerungsstunden, welche, — jede zu 400 Lire — 806,400 Lire kosten. Mit diesen 2016 Stunden werden 13,500 pertiche censnarie milanesi d. i. 1536 österreichische Joche bewässert, daher für jede Pertica oder 182 Wiener Quadratklafter — 59,73 Lire oder beiläufig ein Fünftel des mittleren Werthes des bewässerten Grundes.

Sehr sinnreich sind die technischen Vorrichtungen, um eine genaue Wasseraustheilung zu erzielen. Einen Hauptbestandtheil dieser Vorrichtungen bildet das sogenannte Quadretto — das eigentliche Wassermaß oder die Öffnung, durch welche das Wasser aus dem canale distributorio oder dem Austheilungscanale in die Seriola oder Ablaufscanal und durch diesen nach den zu bewässernden Bodenstrecken abläuft. Bei diesen Vorrichtungen sind nächst der genauen Construction des Quadretto der natürliche Druck des Wassers, die Strömung und Friction und überhaupt alle Elemente berücksichtigt, welche auf die beabsichtigte Bestimmung Einfluß haben.

Dieses hydrostatische Problem ist in den verschiedenen Provinzen der Lombardei und in Italien überhaupt verschiedentlich und zwar mit mehr und minder glücklichem Erfolge aufgelöst. Am vollkommensten ist diese Auflösung in der Provinz Mailand. Die Maßeinheit daselbst ist die Oncia magistrale di Milano, das ist jene Wassermenge, die durch den natürlichen Druck des sechs Oncie über der Sohle eines rechtwinklichen Mundloches stehenden Wassers in dieses eintritt. Das Mundloch ist drei Oncie der Mailänder Elle breit und vier Oncie hoch — (und dessen Battente dell aqua — Wasserspiegel — zwei Oncie über der Höhe des Mundloches). Das Brescianer Quadretto ist gleichseitig, jede Seite = 0,47 Meter oder 1,4 österreichische Schuh. Das Wasser läuft durch einen 282 Meter langen Canal ab, dessen Gefälle = 0,16 Meter beträgt. Dieses Quadretto gibt in einer Minute 290 Wiener Eimer. Die größere oder geringere Wassermasse wird durch eine mechanische Vorrichtung erzielt, durch welche das Quadretto erweitert oder verengt werden kann; dessen Höhe bleibt jedoch unverändert.

In der Provinz Mantua wurden stets und sind noch die öffentlichen Wasser als Regalien betrachtet und ihr Gebrauch ist verschiedentlich von jenem der andern Provinzen geregelt. Der wesentlichste Unterschied besteht in der Verpflichtung, die aque scolaticie — Ablaufwasser — d. i. die nach dem Gebrauch übrig gebliebenen Wasser zur weitern

Benützung wieder zurückzustellen. Dieß findet in den übrigen Provinzen durchaus nicht statt; die Ablaufwasser sind in diesen das Eigenthum des Besitzers des bewässerten Bodens.

So genau die gesetzlichen Bestimmungen über die Bewässerung auch sind, zu deren Handhabung Bewässerungsvereine, Consorzii d'irrigazione, bestehen, so genügen sie doch nicht, um die dießfälligen Ansprüche der Theilhaber jederzeit und mit voller Verläßlichkeit ordnen und die entstehenden Streite schlichten zu können; deßhalb ist auch der Wunsch nach einem genauen, jederzeit erkenntlichen hydrometrischen Maße und überhaupt nach allgemein geltenden gleichmäßigen Bestimmungen hinsichtlich der Concessionen und der Wasserbenützung im lombardisch-venezianischen Königreiche sehr lebhaft. Die Erfüllung dieses Wunsches ist zwar schwierig, aber doch thunlich, da die Consorzii d'irrigazione durch ihre genaue Kenntniß des fraglichen Gegenstandes und der örtlichen Interessen und Bedürfnisse der Regierung sehr zu Hilfe kommen könnten.

In der Provinz Brescia, in welcher sämmtliche durch den Terraincharakter von einander wesentlich unterschiedene Bodenabschnitte, Gebirgsland, Vorgebirg- und Hügelland, obere Ebene und untere Ebene, vorkommen, bestehen nicht weniger als zehn verschiedene agrarische Hauptrotationen, — ein Beweis, wie groß die Intelligenz des Landwirthes ist, der seinen Wirthschaftsbetrieb nach der Örtlichkeit und Bodenbeschaffenheit einzurichten versteht, um den größtmöglichen Gewinn zu erzielen.

In der Provinz Lodi, die ganz eben ist, bestehen dagegen zwei Rotationen, — Wiesen- mit Körnerkultur abwechselnd.

Sehr interessant sind die verschiedenen Ökonomiesysteme in Bezug auf die administrativen Verhältnisse. Dieser Systeme gibt es vier im Lande, und zwar:

1. Das Bewirthschaftungssystem durch bifolcherie, Maierhöfe, mit gebungenen Arbeitern.

2. Die Bewirthschaftung a partizione e colonia — Theilung der Erzeugnisse zwischen dem Grundbesitzer und dem Colonen.

3. Das System der Locazione a prezzo di danaro — Pachtsystem; — am häufigsten dort, wo der Grundherr eine Körperschaft ist, von Privaten aber weniger angewendet.

4. Das System der eigenen Bearbeitung, gewöhnlich dort, wo der Bauer zugleich Eigenthümer des von ihm bearbeiteten Bodens, in welchem Falle der Grundbesitz auch sehr getheilt ist.

Das erste System der Bifolcherie ist üblich, wenn der Grundbesitz mehr als sieben österreichische Joche beträgt. Es werden alsdann Bifolcherie errichtet. Die Bifolchi — Arbeiter — erhalten außer einem jährlichen stätigen Lohne den nöthigen beweglichen Fundus instructus, die Wohnung und die nöthigen Wirthschaftsgebäude vom Padrone — Gutsbesitzer. — Eine Bifolcheria von vier Arbeitern mit ihren Weibern und einem Viehstande von sechs bis acht Ochsen und ein bis zwei Pferden genügt zur landwirthschaftlichen Bestellung von zwanzig bis fünfundzwanzig österreichischen Jochen — (das Joch zu 1600 Wiener Quadratklaftern), wobei jedoch auch Aushilfsarbeiter zeitweise mitwirken.

Die nähern Vertragsverhältnisse dieser Bifolchi mit ihrem Padrone sind folgende: Jeder Bifolcho erhält jährlich bei 50 Gulden C. M. W. W. 20 Quarte oder 2,7 niederösterreichische Metzen Waizen, 5,4 Metzen türkischen Mais, 3 Eimer Vino piccolo —

gewässerten Weines, — 3 Eimer Vino puro — reinen Weines, — 400 Faschinen und 327 Kubikschuh Bau- und Zeugholz; ferner die Staats- und Gemeindesteuern, die Benutzung eines kleinen Gartens, für welchen der Bifolcho 4 Hühner und 20 bis 30 Eier jährlich an den Padrone abgibt. Ferner erhalten die vier Bifolchi — Arbeiter — für ihre Familien 591 Quadratklafter Feld zur eigenen Bewirthschaftung um eine Hilfsfamilie zu ernähren; außerdem empfangen die weiblichen Arbeiter für das Häufeln des türkischen Mais ein Viertel bis ein Drittel der ganzen Ernte; die Hilfsarbeiter — Braccianti oder Pigionati — 18 bis 20 Kreuzer täglich zur Zeit der Feldarbeiten, und nur 13 Kreuzer im Winter, außerdem kleine Gaben an Naturalien.

Der Seidenbau wird zur Hälfte des Ertrages zwischen dem Besitzer und dem Bifolcho von letzterem betrieben. Der erstere gibt dazu die nöthigen Räumlichkeiten und die Maulbeerblätter.

Bei Gründen, die bewässert werden, ist noch ein Aquarolo mit jährlich 50 bis 60 Gulden C. M. und Genuß von Naturalien angestellt. Desgleichen ist es üblich die Direction eines Besitzes von 37 bis 45 Wiener Jochen einem sogenannten Fattore zu übertragen, der dafür jährlich 60 Gulden C. M. in Geld und andere Zuschüsse in Naturalien erhält.

Bei dem Bewirthschaftungssystem (a Partizione e Colonia) gehört das bewegliche Betriebscapital dem Colone — Arbeiter, — das unbewegliche dem Padrone. Die gewöhnlichen Bedingungen sind: Der Ertrag an Maulbeerblättern gehört ganz dem Padrone, jener an Weizen zur Hälfte nach Abzug von $^4/_{10}$ Wiener Metzen auf jede 3,25 pertiche censuarie oder 591 Wiener Quadratklafter für die Bestellungskosten, deßgleichen von $^1/_{10}$ des ganzen Ertrages an Drescherlohn. — Wo sehr guter Boden ist, bestreitet letztere Auslagen ganz oder doch zum Theil der Colono, so wie der Weizen- und Maissaamen stets auf Kosten desselben geht. Der Kleeertrag gehört zur Hälfte, jener des türkischen Mais ebenfalls zur Hälfte, aber auch zu $^3/_5$ und $^2/_3$ dem Colono, die Reisernte zur Hälfte, jedoch mit gemeinschaftlichen Kosten für das Jäten und Einbringen, der Flachsertrag zur Hälfte — für das Brechen und Herrichten zum Verkauf gibt der Padrone $^1/_3$ von seiner Hälfte; — Futterkräuter gehören von den ersten zwei Mahden die Hälfte, die dritte ganz dem Colono, von Heu diesem $^1/_3$, doch sind die Bestellungskosten gemeinschaftlich; der Holzertrag gehört ganz dem Padrone, Traubenertrag zur Hälfte; die Weincultur fällt mit Ausnahme der Weinpfähle, die der Padrone beschafft, dem Colono ganz zur Last.

Die beiden Bewirthschaftungssysteme: der Bifolcherie und a partizione, kommen oft zugleich in ein und derselben Delegation vor, so z. B. in den Delegationen Brescia und Bergamo; dagegen sind das System der locazione a prezzo di danaro — Pachtsystem in Geld — meistens auf neun Jahre, bei Wirthschaften von 60 bis 240 Wiener Jochen, und jenes der partizione e Colonia — Theilung — nur bei kleinen Wirthschaften von 6 bis höchstens 18 Joch vorherrschend, und letzteres in der Delegation Como, ersteres in der Delegation Pavia, wo größere Gütercomplexe sind, am meisten üblich.

Die angeführten Vertragsbedingungen zwischen dem Padrone und Arbeiter der beiden ersten Systeme sind zwar nicht überall ganz die nämlichen, doch sind die Hauptverhältnisse

nicht so verschieden, daß dadurch die Grundidee des Systems und mit ihr das System selbst geändert wäre. So z. B. erhält der Colone in der Delegation Cremona folgende Antheile an den Haupterzeugnissen: von dem Ertrag der Feldfrüchte die Hälfte, der Seide ein Drittel und des Flachses ein Viertel. Die Bauern sind hier auch sehr wohlhabend.

Jedes dieser Bewirthschaftungssysteme hat seine Licht- und auch seine Schattenseite. Nach ihren Wirkungen beurtheilt, scheint das System a Partizione e Colonia das vorzüglichste zu sein, da sowohl der Padrone als der Colone sich dabei eines größern Wohlstandes erfreuen, als dieß in jenen Gegenden der Fall, wo dieses System nicht besteht. Der Colone hat hinlänglich Ursache fleißig zu sein und keine Anstrengung zu scheuen, da er die Früchte seines Fleißes mit seinem Padrone theilt, daher es hauptsächlich von ihm abhängt viel oder wenig zu haben.

Das Geldpachtsystem hat, insbesondere wenn das Pachtgut von größerer Ausdehnung, den wesentlichen Nachtheil, daß die Bewirthschaftung durch gedungene Arbeiter geschieht, die sammt ihren Familien beweglich, die Pächter verlassen, wann sie wollen; dabei gelangt der Bauer nie oder doch nur sehr schwer zur Erwerbung eines Grundbesitzes und es bildet sich so eine arme, wandernde, heimathlose Bevölkerung, die kein besonderes Interesse haben kann, ob der Pächter oder der Gutsherr durch ihrer Hände Arbeit reich wird oder nicht. Auch sind die Pachtungen von so kurzer Dauer, daß der Pächter Verbesserungsversuche nicht wohl machen kann, von deren Nutzen es wenigstens zweifelhaft, ob er ihm auch zu Gute kommen werde.

Das System der Bewirthschaftung durch Bifolchi hat zwar den Nachtheil, der mit der Bodenbearbeitung durch wandernde Arbeiter verbunden ist, in einem geringern Grade; allein es fehlt auch ihm das den Wirthschaftsbetrieb fördernde Interesse des Systems a Partizione, da der Bifolcho auf jeden Fall, ob es so gut geht, wie es gehen könnte, oder nicht, den Arbeiterlohn von seinem Padrone bekommt; er ist daher nicht durch sein eigenes Interesse angespornt intelligent, findig und eben so arbeitsam wie der Colone zu sein, der a partizione arbeitet; es bringt ihm ja wenig Nutzen, wenn er es ist, und keinen Schaden wenn er es nicht ist. Dabei ist sein Lohn so genau bemessen, daß er wohl leben aber nichts ersparen kann, um Grundbesitz zu erwerben. Man vermißt daher auch in diesem Systeme das materielle Interesse des Arbeiters am landwirthschaftlichen Segen des Bodens, welchen er bearbeitet — demnach den sichersten Hebel, um seine geistigen und physischen Kräfte zu potenziren und Wohlstand zu erzielen.

Das sonst sehr vortheilhafte System der eigenen Bearbeitung fördert in der Lombardei weder die Landwirthschaft im Allgemeinen noch den Wohlstand des Einzelnen, da es gewöhnlich nur dort stattfindet, wo der Grundbesitz sehr getheilt, daher die ökonomischen Kräfte im Allgemeinen nicht hinreichen, weder bedeutende Verbesserungen zu machen, noch selbst geringere Verluste zu ertragen.

Die Cultur des Maulbeerbaumes ist über das ganze Land verbreitet. Um eine Idee von dem Werthe derselben zu geben, wird es genügen bloß beispielsweise anzuführen, daß in der Provinz Brescia beinahe zwei Drittel des gesammten Flächeninhaltes, oder bei 354,000 österreichischer Joche mit 1,310,000 Maulbeerbäumen, ohne den Nachwuchs

zu rechnen, bepflanzt sind. Diese geben jährlich bis 800,000 Centner Laub — im Durchschnitte 750,000 Centner — oder 6,551,720 Brescianer Pesi — Lasten — im Werthe von beiläufig 1,091,000 Gulden C. M. — Das Brescianer Peso = 11,6 Wiener Pfund zu dem mäßigen Preise von 10 kr. berechnet.

Die Gesammterzeugung von Seiden-Galetten in der Lombardei wird mit 20 Millionen Pfund angegeben; auf 1 Pfund Galetten rechnet man 20 Pfund Laub, es wäre demnach die sämmtliche Laubproduction im Lande 400 Millionen Pfund oder 34,487,000 Pesi im Werthe von 5,747,800 Gulden C. M. Werden nun von diesem Ertrage die Einbringungskosten mit 20 Centimes für das Peso oder im Ganzen 2,299,130 Gulden C. M. abgezogen, so bleibt ein Nettoertrag von 3,448,670 Gulden C. M.

Die Zucht der Seidenwürmer wird im ganzen Lande mit sehr großer Sorgfalt und Intelligenz betrieben; da sie die reichste Quelle des Einkommens für dasselbe, so ist sie auch in fortwährender Zunahme.

Man berechnet die jährliche Gesammtfechsung an Bozzoli (Cocons oder Seidengaletten) auf 19 bis 20 Millionen Wiener Pfund im Gesammtwerthe von 10 bis 11 Millionen Gulden C. M. — das Pfund zu 30 bis 36 kr. berechnet. Rechnet man von diesem Bruttoertrage von 11 Millionen Gulden ab: Arbeitslohn für das Einsammeln des Maulbeerlaubes 19 bis 20 Pfund zu 28 Centimes die zur Erzeugung

von 1 Pfund Galetten nothwendig . . . . 1,879,000 Gulden

ferner an Taglohn für Pflege und Wartung der Seidenwürmer und zwar: zur Erzeugung von 20 Millionen Wiener Pfund Galetten, an 97,000 Arbeiterinnen durch 20 Tage, mit einem durchschnittlichen Taglohn von 20 kr. . . . . 647,600 Gulden

so stellt sich der Nettoertrag der Galetten-Erzeugung auf . . 4,473,400 Gulden C. M.

als Gewinn landwirthschaftlicher Industrie.

Rege Betriebsamkeit, gestachelt oft von Noth, noch öfterer aber von Gewinnsucht, gepaart mit der größten Sparsamkeit, die so wie jene dem italienischen Landwirthe in sehr hohem Grade eigen, sind die moralischen Haupttriebfedern, welchen der jetzige Flor der Landwirthschaft in diesem Königreiche vorzugsweise zuzuschreiben ist. Diese Triebfedern machen den italienischen Landwirth erfinderisch im ökonomischen Betriebe und regeln alle landwirthschaftlichen Verhältnisse mit einer oft mathematischen Genauigkeit so zwar, daß über die Art der Bewirthschaftung und über dießfällige Rechtstitel im allgemeinen Zweifel selten erhoben werden können. Dazu kommt noch, daß die Natur das Land mit seltnen Vorzügen ausgestattet, wovon die bedeutendesten: ein herrliches Klima und große Seen, aus welchen sich Flüsse und Kanäle in das Land ergießen, und im tausendarmigen Laufe gleich belebenden Pulsadern über dasselbe sich verbreiteten.

Ungeachtet des im Allgemeinen blühenden Zustandes der landwirthschaftlichen Cultur bleiben doch noch manche Wünsche für ihr Gedeihen zu erfüllen und dadurch manche Übelstände zu beseitigen. Als solche können überhaupt bezeichnet werden:

1) Die zu große Vertheilung des Bodenbesitzes in manchen Gegenden.

2) Der Mangel an Arbeitern ungeachtet der Zunahme der Bevölkerung. In manchen

Gegenden kommen $2^{1}/_{2}$ bis 3 Joch zu cultivirenden Bodens auf einen Arbeiter, daher auch in manchen Delegationen 8 bis 10,000 fremde Taglöhner zur Feldarbeit jährlich verwendet werden.

3) Das Mißverhältniß zwischen Wiesen- und Ackerboden — ersterer viel zu wenig. Es gibt in manchen Provinzen Gegenden, wo dieses Verhältniß im Gesammtdurchschnitte 4 : 19, in der Ebene 4 : 27. Die Abnahme der Wiesencultur ist durch die damit nothwendigerweise verbundene Abnahme des Viehstandes ein empfindlicher Nachtheil für den Feldbau.

4) Seit beinahe 30 Jahren ist eine bedeutende Zunahme der Maiscultur auf Kosten der Weizen- und Wiesencultur bemerkbar. Eine Abnahme derselben wäre sehr zu wünschen, da durch die Maiscultur der Boden sehr ausgesogen wird; dagegen wäre die Zunahme der Cultur der Futterkräuter um so wünschenswerther als:

5) Der Mangel an dem nöthigen Zugvieh — Ochsen — im Allgemeinen fühlbar ist. In der Provinz Brescia z. B. kommen $5^{1}/_{2}$ Joch zur Bearbeitung auf einen Ochsen; — gewöhnlich rechnet man nur $4^{1}/_{2}$ Joch — es fehlt demnach daselbst $^{1}/_{6}$ des zum Feldbau nöthigen Zugviehs.

6) Der Mangel an dem für den landwirthschaftlichen Betrieb nöthigen Bau- und Zeugholze, woran bloß die sehr schlechte einheimische Waldcultur schuld ist.

7) Endlich sind nur geringe Fortschritte in der Anwendung neuer zweckmäßiger Ackergeräthschaften bemerkbar. Hindernisse dagegen sind: ererbte Gewohnheiten und Vorurtheile, Mangel an Geldmitteln zu deren Herbeischaffung und zu große Sparsamkeit, die jede Neuerung scheut, von der sie nicht im Voraus die sichere Überzeugung hat, daß sie gewinnreich ist.

Außer diesen Übelständen hat die Landwirthschaft noch mit den Gefahren zu kämpfen, die ihr plötzliche Flußanschwellungen und reißende Wildwasser (Torenti) bereiten. Um die durch plötzliche Anschwellungen drohende Gefahr näher zu bezeichnen, wird die Bemerkung vollkommen genügen; daß z. B. das Flußbett des Po's das Niveau des Uferlandes bedeutend überhöht, demnach ein Dammbruch insbesondere bei eintretendem Hochwasser die größten Verwüstungen der Uferländer durch Ueberschwemmungen zur Folge hat.

No. 3. Fabrik- und landwirthschaftliche Industrie.

Das gesammte Betriebscapital der Fabrik-, Gewerbe und Handels-Industrie hat sich in dem dreijährigen Zeitraume von 1838 bis 1841 von 248,700,000 Lire um 10,550,000 Gulden C. M. vermehrt. Obschon dieses Verhältniß auf ein gedeihliches Fortschreiten in diesen Zweigen der Nationalwirthschaft hindeutet, so ist doch der Zustand des Fabrikwesens in der Lombardei mit Ausnahme einiger, dem Lande eigenthümlicher Zweige im Ganzen nicht befriedigend. Am wesentlichsten hat dazu beigetragen, daß die Fortschritte der Neuzeit im technischen Betriebe größtentheils hier fremd geblieben sind.

Das Princip, für die Erhaltung und Vervollkommnung des Betriebscapitals möglichst wenig auszugeben, aus demselben aber den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, herrscht allenthalben in einer nur zu sehr potenzirten, aber auch zugleich sehr nachtheiligen An-

wendung vor, und es dürfte in dieser Beziehung der Vergleich mit einem schlecht genährten Pferde, von dem man die kräftigen Leistungen eines gut genährten verlangt, nicht unpassend erscheinen.

„Ich besuchte" — fährt der Erzherzog fort — „über 20 der ansehnlichsten Fabriken im Lande; ich fand allenthalben schlechte Locale, Mangel an neueren Maschinen und Anwendung von Menschen- oder Thierkraft, wo es an Wasserkraft als natürlich bewegendem Element nicht fehlte. Von 40 Seidenspinnereien und Webereien haben nur vier Dampfmaschinen; dieß ist um so überraschender in einem Lande, wo die Landwirthschaft nicht genug Hände zu ihrer Bestellung findet, daher eine Ökonomie mit menschlichen Kräften im Wege künstlicher Mittel so fühlbar angezeigt ist.

Die weitere natürliche Folge dieses Übelstandes ist, daß bei dem Mangel an Arbeitern auch der Arbeitslohn viel höher und dadurch die Erzeugung viel theuerer wird, als dieß bei einer durch die Anwendung von Maschinen sicher zu erzielenden Ersparniß an Arbeitern, somit an Arbeitslohn der Fall wäre. Als weitere Wirkung dieser Mißverhältnisse stellt sich der Umstand heraus, daß die meisten Zweige der Gewerbe- und Fabrikindustrie dieses Landes durch die Fortschritte derselben in den andern Provinzen der Monarchie überflügelt, und durch deren überwiegende Concurrenz selbst auf dem inländischen Markte niedergedrückt werden; ferner daß ihre Production zur Deckung des eigenen Bedarfes der Provinz nicht hinreicht.

Es ist auffallend, daß diese nachtheiligen Verhältnisse, obwohl von den Fabrikanten selbst erkannt, doch bisher keine merklich günstige Änderung erfahren haben. Die Lösung dieses scheinbaren Räthsels liegt hauptsächlich in dem starren und übel berechnenden Sparsamkeitssinne der Fabrikanten, die jene Vorauslagen für einen rationelleren technischen Betrieb scheuen, der unvermeidlich zur schnellen Emporbringung eines Fabrikgeschäftes führen würde; selbst die angesehensten Fabrikanten, die mit der aus- und inländischen Industrie rivalisiren, entsagen selbst anerkannten Vortheilen in der Fabrikation, um dadurch ja nicht in die Nothwendigkeit neuer Auslagen für Vergrößerung von Localen oder Ankauf neuer Maschinen u. dergl. zu kommen. So z. B. werden in der Seidenzeugfabrik Lamberti in Mailand, die eine der größten und geachtetsten in der Provinz ist, in welcher mit den neuen Jacqmar'schen Webstühlen gearbeitet wird, die Musterkarten wegen Mangel an Raum zur Aufstellung einer Maschine, mit den Händen ausgeschlagen. Aehnliche Beispiele in noch größerem Maßstabe kommen auch in andern Fabriken vor; dazu kommt noch der Mangel an Brennstoff in Folge vernachlässigten Wald- und Bergbaues, der von der Einführung der Dampfmaschinen abzuschrecken scheint; doch auch dieses Hinderniß würde durch eine rationelle Waldcultur, die durchaus fehlt, und durch die ohne Zweifel mögliche Aufschließung neuer Steinkohlengruben und fleißigeren Betrieb der bereits bestehenden beseitigt werden, sobald die Anwendung des letztern Brennstoffes zur Heizung von Dampfapparaten durch die Entschwefelung jenes Stoffes Platz greifen würde. Der Mehraufwand für das Brennmaterial würde alsdann durch die gesteigerte Productionsfähigkeit der Fabriken und die bedeutende Ersparung an Arbeitslöhnen gewiß reichlich eingebracht werden, und die daselbst entbehrlichen Arbeiter der Landwirthschaft willkommen sein.

Auch die Zersplitterung der Capitalien, welche der Fabrikindustrie zugewendet werden, ist Ursache, daß wohl die Anzahl der Fabriken zunimmt, — deren bei 7000 in der Lombardei — dagegen ihre Qualität abnimmt. Die kleinen Capitale können weder mit den Fortschritten und Bedürfnissen der Industrie gleichen Schritt halten, noch ihren oft ungünstigen Wechselfällen widerstehen; ihr Dasein ist daher mehr bloßes Vegetiren als wirkliches Leben.

Am ausgebreitetsten ist die Seidenspinnerei und die Weberei, die beinahe 4000 Fabriken beschäftigt.

Aus dem jährlichen mit 20 Millionen Wiener Pfund bereits früher angegebenen Ertrag an Seiden-Galleten werden erzeugt an Rohseide — zu 12½ Pfund Galetten auf ein Pfund Seide — 1,600,000 Wiener Pfund und das Pfund Rohseide zu 8 bis 11 Gulden C. M. oder im Mitteldurchschnitte zu 9 Gulden 30 kr. C. M. W. W. — beziffert sich der Bruttoertrag mit . . . . 15,200,000 Gulden C. M.

Da aber hievon abzuziehen:

Für 20 Millionen Pfund Galetten im Durchschnitte zu 33 kr.	11,000,000 Gulden	
An Spinnlohn und Feuerungskosten zu 1 Gulden 30 kr. für ein Peso oder 14,28 Wiener Pfund Galetten . . .	2,112,000 Gulden	13,112,000 Gulden C. M.
so zeigt sich ein Reinertrag von		2,880,000 Gulden C. M.

welcher den Fabrikanten der Rohseide oder Seta gréggia zu Gute kommt.

Von diesem Ertrage sind jedoch die Erhaltungskosten des Betriebscapitals mit kaum 4% abzuschlagen, so daß dann den Rohseidespinnern noch immer ein Reingewinn von 2,004,400 Gulden bleibt.

Die Seidencultur gewährt in ihren zwei ersten Stadien der Laub- und Galettenproduction für diese beiden Erzeugnisse einen Reinertrag von 11 Millionen Gulden, rechnet man dazu den Reinertrag der Rohseide-Erzeugung mit . . . . . 2,004,400 Gulden
ferner an Arbeitslohn . . . . 4,000,900 „
endlich den durch die Verarbeitung der Rohseide zu Kettengarn (organsin) und Schußgarn (trame) erzielten Gewinn von 13%; so ergibt sich der Gesammtertrag der Seidencultur mit 17 Millionen Gulden oder mehr als die Hälfte sämmtlicher directen und indirecten Steuern.

In Bezug auf den technischen Betrieb ist dieser Industriezweig am meisten fortgeschritten; es gibt einige großartige Filanden und Filatojen, wahre Musteranstalten dieser Art.

Die Käsefabrikation ist nächst der Seidenerzeugung der einträglichste Zweig der landwirthschaftlichen Industrie in der Lombardei. Die Provinz Lodi nimmt hierin den ersten Rang ein. Man berechnet das in derselben von 20,250 Kühen, in 225 Käsefabriken (Caselli) mit 900 Arbeitern jährlich erzeugte Käsequantum auf 72,090 Centner im Werthe von 1,620,000 Gulden C. M. Rechnet man noch hinzu die jährliche Buttererzeugung mit

32,000 Wiener Centnern im Werthe von 1,080,000 Gulden C. M., so beläuft sich der einjährige Ertrag in diesem Zweige landwirthschaftlicher Industrie in dieser Provinz auf 2,700,000 Gulden C. M. — Die Provinz Bergamo erzeugt jährlich bei 30,000 Centner Strachinkäse, ferner 19,700 Centner sogenannten süßen Käse, und 49,000 Centner Riccote — zusammen 98,700 Centner Käse. Außer jenen beiden Provinzen ist noch die Käseerzeugung in der Mailänder Provinz am einträglichsten; die Buttererzeugung daselbst übertrifft die der andern Provinzen: sie beträgt jährlich 52,300 Wiener Centner im Werthe von 1,765,000 Gulden C. M.

Nach dem Urtheile sachkundiger Männer ist die Käseerzeugung noch mancher Verbesserungen fähig, die einen größern Gewinn, als es der jetzige ist, vermitteln würden; allein das starre Festhalten an dem Herkömmlichen ist jeder Neuerung im Betriebe abgeneigt.

Die häufigen Schwärzungen insbesonders von Wollwaaren und Wein geben leider sehr gegründeten Anlaß zu häufigen Klagen und dem Verlangen nach wirksamerem Schutz seitens der Regierung. Es besteht in der Lombardei eine allgemein gültige Prämienscala für den Schwärzer aus einem bestimmten Procentualbetrage vom Werthe der Waare. Die Höhe der Procente ist veränderlich; je strenger die Grenzbewachung und je schwieriger dadurch die Schwärzung, desto höher ist die an den Schwärzer zu entrichtende Procentenprämie, und im Gegensatze wird bei einem nachlässigen Grenzschutze auch die Prämie geringer.

No. 4. Spitäler.

Die Armen- und Krankenpflege und die Beschäftigung brodloser Personen in öffentlichen Arbeitshäusern nimmt die öffentliche Mildthätigkeit weit mehr in Anspruch, als dieß in den andern Provinzen der Monarchie der Fall ist; die in den letztern für wohlthätige Zwecke ausgegebenen Summen erreichen nicht die Hälfte der in der Lombardei verwendeten.

Es gibt in dieser Provinz im Ganzen 164 Wohlthätigkeitsinstitute — Spitäler — Irren-, Armen-, Arbeits-, Waisen- und Findel-Häuser; es werden in denselben täglich im Durchschnitte 28,000 Personen — 1 % der sämmtlichen Bevölkerung der Provinz — mit einem jährlichen Aufwande von mehr als 2 Millionen Gulden versorgt. Ferner bestehen noch über 1200 Almoseninstitute und sonstige milde Stiftungen, von welchen jährlich über 58,000 Arme mit beinahe 1 Million Gulden beschenkt werden. Der jährliche Gesammtaufwand aller Institute, jedoch mit Ausnahme der Asili di carità und der Leihanstalten — Monti di pietà — beläuft sich über 3 Millionen Gulden, wovon nur 230,000 Gulden vom Staate gegeben werden; 2,700,000 Gulden jährlich sind demnach das Ergebniß milder Stiftungen und Beiträge. Das Vermögen der Wohlthätigkeits-Anstalten nimmt auch im Allgemeinen sowohl durch eine zweckmäßige Verwaltung derselben, als durch letztwillige Anordnungen zu; z. B. haben vor kurzem das Ricovero in Bergamo und das Spital in Sondrio bedeutende Erbschaften gemacht — ersteres im Betrage von 235,000, letzteres von 125,000 Gulden C. M. Testamentarische Anordnungen über bedeutende Vermögen enthalten gewöhnlich Legate zu Gunsten wohlthätiger Anstalten; auch werden

die in manchen Anstalten sich ergebenden jährlichen Ausfälle meistens durch derlei Legate oder durch freiwillige Beiträge gedeckt. Das Mailänder Hauptspital, das größte der Provinz, macht jedoch in Bezug auf den Stand seiner Verwaltung leider eine Ausnahme.

Der Direction der Wohlthätigkeitsanstalten widmen sich meistens angesehene Männer unentgeldlich. Diesem Umstande ist größtentheils der im allgemeinen befriedigende Zustand der Administration dieser Anstalten zuzuschreiben, der insbesondere dort vorzüglich ist, wo die Administration von der Direction getrennt ist. Diese Trennung ist sehr zweckmäßig; durch sie ergibt sich von selbst eine Controle der Administration, die gewiß verläßlich ist, weil die Directoren unentgeldlich bloß der Ehre wegen dienend, Unregelmäßigkeiten gewiß nicht dulden würden, die zum Nachtheile des Vermögens der Anstalt und ihrer Pfleglinge gereichen. Es gibt nichts Unpassenderes, als wenn z. B. der Director oder Chefarzt eines Spitals zugleich Administrator der Oekonomie der Anstalt ist. In dieser doppelten Eigenschaft kann er sich Unregelmäßigkeiten leicht zu Schulden kommen lassen, die schwer zu entdecken sind.

Die bisher angeführten Verhältnisse sind ehrende Beweise des in hohem Grade wohlthätigen Volkssinnes, der meistens durch den Einfluß der Geistlichkeit angeregt und auch lebendig erhalten wird. Welche auch die Motive dabei sein mögen, so sind doch die Resultate erfreulich, da Gebrechliche, Erwerbsunfähige und Arme jeden Alters Versorgung finden und die untern Volksklassen vor gefährlichem Müßiggang bewahrt werden; die Straßenbettelei gehört daher auch zu den seltenen Erscheinungen in der Lombardei.

Der große Aufwand für Versorgung und Unterstützung der Armen beweist aber auch, daß hier, abgesehen vom Mißbrauche, der überall, in dieser Provinz aber verhältnißmäßig viel größer ist, als anderswo, ein überwiegendes Bedürfniß im Verhältnisse zu den andern Provinzen der Monarchie obwaltet. Dieß ist um so auffallender in einem so reichen Lande wie die Lombardei; es scheint auch hier sich zu bestätigen, daß in einem Lande, wo es sehr große Vermögen gibt, diesen meistens auch eben so große Armuth und Dürftigkeit zur Seite steht. Ein Umstand, der hiezu beitragen mag, ist die außerordentliche Sparsamkeit der Reichen hier zu Lande, die im Verhältnisse zu ihren Einnahmen, viel zu wenig ausgeben.

Nachdem die Denkschrift den Zustand der Armen- und Arbeitshäuser, der Sparkassen und Leihanstalten besprochen, geht dieselbe zu den Sanitätsverhältnissen und Anstalten über. In Bezug auf erstere sei hier bloß eine Italien eigenthümliche Krankheitserscheinung angeführt, deren in der Denkschrift folgendermaßen erwähnt wird:

„Zu den häufigsten Krankheitserscheinungen gehört auch die sogenannte Pelagra, eine Hautkrankheit, die meistens durch zu lange angestrengte Feldarbeiten in der Sommersonnenhitze erzeugt wird. Es ist jedoch erfreulich, daß diese Krankheit, die meistens unheilbar und mit Wahnsinn tödtlich endigt, jetzt selbst in jenen Gegenden abgenommen hat, wo sie sonst am häufigsten vorgekommen ist."

„Für die Krankenpflege in dieser Provinz", heißt es weiter, „ist hinlänglich, ja über das Bedürfniß gesorgt, da der Mißbrauch in dieser Hinsicht in den Spitälern sehr bemerkbar ist."

„Es kommen in der Lombardei auf 1700 Einwohner 1 Doctor der Medizin
„ 2160 „ 1 Wundarzt und
„ 71 Geburten 1 Hebamme."

„Keine andere Provinz der Monarchie erfreut sich so vortheilhafter Verhältnisse. Diese finden auch in Bezug auf die Spitäler statt: es gibt deren 70, in welchen täglich bei 5000 Personen ärztlichen Beistand und die sonst nöthige Pflege finden."

Von den 21 Spitälern, die der Erzherzog besuchte, bezeichnet die Denkschrift 10 Spitäler, darunter 4 Hauptspitäler als sehr gut, 3 Haupt- und 4 Spitäler zweiten Ranges als gut, dagegen mittelmäßig mit bedeutenden Mängeln behaftet, 4 Spitäler, zu welchen das Hauptspital in Mailand, das größte im Lande, gehört.

Die Denkschrift geht nun zur eingehenden Schilderung der in den vom Erzherzog besuchten Spitälern wahrgenommenen Mängeln und Mißbräuche über und gibt zugleich die Mittel an, um sie zu beseitigen.

„Um die angeführten Übelstände und Gebrechen zu beseitigen, welche die fraglichen Anstalten im Wege des gegenwärtigen Siechthums einer wenn auch langsamen doch sichern Auflösung zuführen, dürften nachstehende Maßregeln nothwendig sein:

1) „Trennung der Spitals-Direction von der Haus-Oekonomieverwaltung, Abschaffung der jetzigen eigenen Mahl-, Back- und Fleisch-Regie u. dergl. und Ersatz dieser Regien durch vertragsmäßige Lieferungen.
2) „Beschränkung des Mißbrauches in der Aufnahme der Kranken durch strengere Handhabung der bestehenden Vorschriften in Bezug auf die Verantwortlichkeit der Geistlichen und Aerzte hinsichtlich der Ertheilung von Armuths- und Krankheitszeugnissen, da vom Jahre 1818 bis 1840 — also in 21 Jahren der tägliche Krankenstand um 653 Personen sich vermehrte. Ein wirksames Mittel gegen den Mißbrauch dürfte sein, wenn die Gemeinden zu Entschädigungen für die Pflege ihrer Kranken an die Spitäler in dem Maße angehalten würden, als der Fond der letztern zur Verpflegung ihrer Kranken nicht ausreicht: Die Gemeinden würden dann gewiß Sorge tragen, daß keine Mißbräuche stattfinden.
3) „Für die Irren sollten die Gemeinden ganz oder theilweise zahlen, welchen sie angehören, und erstere nicht in Städten sondern an Orten untergebracht werden, wo sie durch Gartenarbeit, die vielen sehr zuträglich, einen Theil ihrer Kosten einbringen würden.
4) „Eine große Anzahl Findlinge sind legitime Kinder. Abgesehen von der sinkenden Moralität der untern Volksklassen, trägt jener Umstand zur auffallenden Zunahme der Findlinge bei. Der tägliche Stand der Findlinge vom Jahre 1818 bis 1828 betrug im Durchschnitte 4993 — in dem nächsten Jahrzehnt stieg derselbe auf 6636 und im Jahre 1840 auf 7580, folglich in 22 Jahren ein Zuwachs von 2628 Findlingen in der täglichen Verpflegung, und die Zahl derselben ist noch im Zunehmen. Die Aufhebung der heimlichen Einlegung in das Rad (Ruota) und an deren Stelle die Regulirung der Aufnahme durch beeidete Hebammen mit Bewahrung des Geheimnisses würde die ausgiebigste Abhülfe gewähren. Die Abschaffung des

Einlegrades wäre allerdings schwierig, doch nicht unausführbar; nur müßte der Übergang vom alten zum neuen Systeme nicht auf einmal geschehen, sondern mit Klugheit vorbereitet werden. Zu diesem Ende müßten insbesondere die untern Volksklassen durch Veröffentlichung von lebhaften Schilderungen der bestehenden Mißbräuche, der Nachtheile für die Anstalten, der Immoralitäten durch Umgehung der heiligsten Pflichten, zu welchen das jetzige System führt, von der Nothwendigkeit einer Änderung überzeugt und dadurch auf ihre Einführung vorbereitet werden, und diese durch eine Commission der achtbarsten Männer des Landes geschehen.

„In den Jahren 1780 bis 1784 bestand kein Einlegrad, sondern die Erklärung des Arztes, des Chirurgen, der Hebamme oder sonst einer glaubwürdigen Person, die bei der Geburt zugegen gewesen, „das Kind sei unehelich", ohne jedoch die Mutter zu nennen, genügte zu dessen Aufnahme in das Findelhaus, und doch kamen damals beinahe keine Kindermorde vor; erst nach Aufhebung dieser Maßregel nahmen die Kindermorde zu.

„Eine strenge Evidenzhaltung sämmtlicher Geburts- und Taufregister durch die betreffenden Obrigkeiten würden ohne Zweifel zur Erleichterung der Findelhäuser auch beitragen.

5) „Von den Armen in Mailand sollte ein geordnetes Verzeichniß bestehen, in welchem die Ansprüche auf Unterstützung anzugeben wären. Wer nicht in dem Buche erschiene, sollte auch keinen Anspruch auf Pflege im Spitale St. Corona haben.

6) „Die Errichtung von Filialspitälern wäre eine wirksame Abhilfe der angezeigten Übelstände, da die kleinen Spitäler die allgemeinen Bedürfnisse besser befriedigen als die großen, und dabei ihr Vermögen viel geordneter ist.

7) Endlich wäre es sehr zweckmäßig, wenn der Director des Mailänder Hauptspitals im Spitale wohnte, und die jetzigen Geistlichen, die wenig taugen, durch Ordensbrüder, so wie die Krankenwärter daselbst durch barmherzige Brüder oder Schwestern ersetzt würden."

No. 5. Waldcultur.

Die jetzige Bewirthschaftung und der schlechte Zustand der Waldungen gehören zu den empfindlichsten Schäden der Landescultur in Tirol. — Die Sache ist von so hoher Wichtigkeit, da sie nicht allein die wichtigsten Zweige der Nationalökonomie unmittelbar, sondern auch mittelbar die moralischen Elemente im Volke lebhaft berührt.

Die Waldungen in Tirol nehmen beinahe ein Drittel des Flächeninhaltes des Landes ein und zwar einen Boden, der mit wenigen Ausnahmen zu keiner anderen Production geeignet ist. — Dieser Umstand allein sollte schon genügen, um die Forstcultur zum Gegenstande einer besonderen Aufmerksamkeit zu machen, und doch liegt dieselbe allenthalben sehr darnieder: abgetriebene verödete Holzgründe nehmen in einer wahrhaft beunruhigenden Progression zu und mit selben auch die Folgen einer üblen Waldwirthschaft, als: Vernichtung der Productionsfähigkeit der Forstgründe, der Äcker und Wiesen durch Sandüberschüttungen, Gebirgsablagerungen, Lawinengänge, Erdstürze, Verwitterung, Zerklüftung

und Abstürze der Felsen, Ausbrüche verheerender Wildbäche, Verschlechterung des Klimas, Gefährdung der Sicherheit und Subsistenz der Anwohner ꝛc., welche Folgen immer zahlreicher und verheerender werden; endlich in einer nicht sehr fernen Zukunft Theuerung und Mangel an Holz, diesem unentbehrlichen Producte, womit dermalen noch ein wichtiger Activhandel nach Italien getrieben wird. — Beweise dieser traurigen Folgen verwahrloster Forstcultur in der neuesten Zeit sind: die in manchen Gegenden äußerst kostspielige und in Kurzem unmögliche Bewirthschaftung von Berghöfen und Landgütern aus Mangel an Holz und an Waldstreu; die außer allem Verhältnisse zu den Weinpreisen stehenden Preise der Wempfähle und auch der theilweise Mangel derselben; die Verwüstungen des Torrente Vanoj und Bergstürze im Landgerichte Primiero, wodurch die Gemeinde-Fractionen al Ponte und Remisore ganz, Canal di sotto aber größtentheils verschüttet und zerstört wurden; der Bergbruch zu Ampezzo (1841); endlich wiederholte theilweise Verwüstungen an Straßenbauten durch Wildbäche, Flüsse und Terrainablagerungen, zum großen Nachtheil des Straßenärars und des Handels; das sind die traurigen Folgen der schlechten Waldcultur. Diese Übelstände werden im Lande bereits so lebhaft empfunden, daß der Ruf nach schneller Abhilfe allgemein ist. Die Stände Tirols stellen in ihren Verhandlungen dieses und des verflossenen Jahres als diesfalls besonders beklagenswerthe Verhältnisse dar: Mangel eines den Localverhältnissen angemessenen Forstgesetzes und einer Purification bezüglich der Forsteigenthums, und der Servitutsverhältnisse; Mangel einer verläßlichen Vermessung und Taxation der Waldungen, folglich der nothwendigsten Materialien zur Zustandebringung einer Regulirung der Eigenthums- und Servitutsverhältnisse und ordentlicher Bewirthschaftungspläne; die ferneren Klagen betreffen Walddevastationen: durch Umwandlung der Wälder in andere Culturgattungen und durch rücksichtslose Verkäufe und unbeschränkte Holzausfuhr zum Nachtheile des inländischen Bedarfes; das Princip: der Eigenthümer könne über seinen Wald frei verfügen, sei unstreitig die Quelle dieser Walddevastationen. Noch wurde der Mangel an Organen zur Handhabung der Waldordnung und einer Regulirung der Forstpreise für Holzbezüge aus den mit Forstungsrechten belasteten Staatswaldungen als weitere Übelstände bezeichnet.

In gleichem Sinne trugen mehrere Stadt- und Landgemeinde-Vorstände Bitten und Beschwerden vor. — Von diesen seien bloß die von 25 Gemeindevorstehern aus dem Landgerichte Lienz über diesen Gegenstand vorgebrachten Anliegen aus ihrer schriftlichen Einlage hier wörtlich angeführt:

„Sie können nicht läugnen“, heißt es in der Eingabe, „daß es eine Gnade Seiner Majestät des Kaisers war, ihnen die Drau zu reguliren; daß aber, wenn mit den Wäldern keine Änderung geschieht, sie für die Draureguliruug nicht danken können. Die Wiesen sind nach Austrocknung des Sumpfes sauer und schlechten Bodens, brauchen viel Dünger, der nur durch Streu, die aber fehlt, zu erzielen ist. — Waldungen, die ihnen durch 50 Jahre im Besitz geblieben, sind von dem Forstamte reclamirt und es bleiben ihnen nur so wenige, daß sie kaum ein Achtel der nothwendigen Streu gewinnen: da ihnen auch das Schneuzeln (Abästen der Bäume zur Erzeugung der Waldstreu) verkümmert ist; so sind sie nun gezwungen die Waldstreu in Kärnthen um drückende Preise zu holen. Das

Organ der Deputation schloß mit der ganz treuherzig ausgesprochenen Meinung: „Forstbeamte und Bauern seien beide Unterthanen des Kaisers, und wenn auch das Forstamt zwei Zwanziger Profit ausweise, der Bauer aber dadurch arm würde und nicht 10—12 Gulden C. M. Steuer zahlen könne, verliere dabei doch das Ärar."

Die Domänen-Waldungen in Tirol tragen kaum 20,000 Gulden jährlich, absorbiren dagegen außer diesem Betrag noch mehrere tausend Gulden.

Das Organ der Deputation schien Kenntniß von diesem Verhältnisse der Staatsforste gehabt und darauf seine Meinung gegründet zu haben.

Diesen bisher bezeichneten Übelständen reihen sich noch andere moralische an, welche auf die Volksstimmung einen wesentlichen Einfluß haben. — Theils aus Mangel an Intelligenz und durch unvernünftigen Diensteifer, theils durch absichtliche Mißgriffe von Seiten der Forstbeamten wurde gerechter Anlaß zu Klagen des Landvolkes gegen dieselben gegeben und viel übles Blut gemacht. — Fälle, in welchen die politischen Behörden Ansprüche und bereits in Ausübung gebrachte Maßregeln der Forstbeamten zu Gunsten der Bauern sistiren mußten, weil die Forstbeamten Unrecht hatten, haben sich und namentlich im Pusterthal ergeben und die Mißstimmung des Landvolkes gegen das Waldcamerale um so mehr vermehrt, als das Volk dadurch in der Meinung sich bestärkt fand, die Regierung wolle ihm wohl, und blos die Organe des Waldärars seien gegen dasselbe feindlich gesinnt. — Der Bauer bürdet daher ihnen allein die Schuld der jetzigen, für ihn drückenden Waldverhältnisse auf, da er die in einer fernen Vergangenheit begangenen Fehler, die zu diesen Verhältnissen führten, theils nicht kennt, theils nicht in Zusammenhang mit der Gegenwart zu bringen weiß; er hält sich demnach an die zunächst liegenden Ursachen seiner Leiden. — So entspann sich aus den Gebrechen einer vergangenen Zeit, wozu noch hie und da ein unkluges Benehmen der Waldbeamten kam, und aus der Unzufriedenheit des Landvolkes darüber eine gegenseitig gereizte Stimmung — beinahe ein Kriegszustand — zwischen Landvolk und Forstcamerale, welch' letzteres wie ein Plaggeist angesehen wird. Dies ist insbesondere der Fall im Pusterthale, welches vermöge seiner ausgebreiteten Viehzucht und der großen Ausdehnung seiner Wälder, die beinahe ein Drittel sämmtlicher Waldungen Tirols, mehr als jeder andere Landestheil bei den dermalen bestehenden, bedauernswerthen Waldverhältnissen betheiligt ist. — Wie schwierig durch diesen Conflict die Stellung der Kreisämter wird, welche die Interessen des Landmanns schützen und gleichzeitig jene das Camerale fördern sollen, ist sehr begreiflich.

Der jetzige mit Hinblick auf seine eben angeführten Folgen sehr betrübende Zustand der Waldcultur und der dahin einschlagenden Rechtsverhältnisse ist demnach keineswegs bloß ein Werk der Gegenwart; Jahrhunderte haben an diesem Werke der Verwüstung und Verwirrung gearbeitet; um so schwieriger ist es nun die Vergehen einer langen Vergangenheit wieder gut zu machen, was auch schwerlich jetzt vollständig gelingen wird, daher der Zukunft größtentheils vorbehalten bleibt. — Um eine passende Abhilfe zu treffen, wird es sich vor Allem darum handeln, die Umstände kennen zu lernen, die als wirkende Ursachen die Waldungen und Waldrechte auf ihren jetzigen mißlichen Stand herabgebracht haben. Ursprünglich wurden die Wälder als Gemeingut der Landbewohner betrachtet, welchen ein

freies Verfügungs- und Benutzungsrecht darüber zustand; als aber Culturrücksichten und Bedürfnisse, aber auch Unwissenheit, Verschwendung und Gewinnsucht die Wälder verwüsteten und die daraus entstehenden Nachtheile fühlbar zu werden anfingen, so entstanden die ersten Waldordnungen, durch welche die allgemeine freie Benützung untersagt, dem Landesfürsten das Obereigenthum über sämmtliche Waldungen zuerkannt und außerdem ein besonderes Staatsforsteigenthum geschaffen wurde. — So entstanden die Salinen-, Montanwaldungen, die Domänenwaldungen, ferner die mittelbaren Staatswaldungen, auch Verleih- und Theilwaldungen, deren Nutzungsrecht Gemeinden und Körperschaften zur Deckung ihrer Bedürfnisse eingeräumt wurden; endlich auch vom Landesfürsten an einzelne oder moralische Personen zum Eigenthum verliehene Waldungen — Privatwaldungen.

Sämmtliche Waldordnungen von der Ferdinandeischen vom 5. Februar 1547 angefangen bis zur allerhöchsten Entschließung vom 27. December 1824 in einem Zeitraum von dreihundert Jahren, haben Ansprüche auf unbeschränktes Privateigenthum der Waldungen und specielle Jurisdiction in Waldsachen zwar stets zurückgewiesen, um das landesfürstliche Obereigenthumsrecht über sämmtliche Waldungen als Grundprincip aufrecht zu erhalten, was jedoch nur in der Theorie gelang, in der Praxis aber, wegen des Widerstandes des entgegengesetzten Principes, nie zur vollständigen Ausführung kam.

Das neueste provisorische Waldgesetz von 1840 scheint auch von diesem entgegengesetzten Principe ausgegangen zu sein, indem es den Privatwaldungseigenthümern das freie und unbeschränkte Benützungs- und Verfügungsrecht einräumt, — von der Ansicht geleitet, der eigene Vortheil werde den Waldeigenthümern die wahre Cultur- und Erhaltungsmethode lehren. — Es ist jedoch zweifelhaft, ob dieß ungeachtet der warnenden Erfahrungen, welche die Land- und Forstwirthe in früheren Zeiten gemacht haben und jetzt noch machen, die Waldungen sichern werde, wenn man erwägt, daß Forstertrag der geringste Bodenertrag ist*).

Privatvortheil, welcher das allgemeine Beste nicht immer zu Rathe zieht, läßt demnach die Umwandlung der Wälder in eine andere Culturgattung mit Grund befürchten. Daher auch polizeiliche Verbote gegen Umwandlung der Wälder so schwer zu handhaben sind, weil die Contravention als eine nothwendige Folge fremder That, Bosheit, Diebstahl oder des Zufalles — Windbrüche, Waldbrand, der oft selbst angelegt, leicht darzustellen ist.

Der erste Ursprung aller bisher angeführten Übelstände däucht mir demnach in dem Wechsel des Principes zu liegen, auf welchem die Forsteigenthums- und Benützungsrechte sich basirten. — Durch jenen Wechsel wurden diese Rechte schwankend und unsicher; die Dauer dieses Zustandes durch Jahrhunderte, die Erhaltung eines mehr oder minder ver-

*) Der Ertrag eines Waldes ist der hundertste Theil seines Holzgehaltes, da in Tirol der durchschnittliche Schlagbarkeitsturnus hundert Jahre sind: ein Morgen von fünfhundert Quadratruthen besten Waldgrundes enthalt nicht mehr als fünfzig Cubikruthen Holz. Der hundertste Theil hiervon oder eine halbe Cubikruthe ist also dessen Jahresertrag. Der reine Stockwerth einer halben Ruthe ist nach Abzug der Ausbringungskosten nur einige Kreuzer (aus den Domänenwaldungen im Landgerichte Primiero wird die Klafter Holz an das Welsperg'sche Eisenwerk um sechszehn Kreuzer verkauft), der Capitalwerth eines Morgens Wald von fünfhundert Quadratruthen ist demnach vier bis höchstens zwanzig Gulden C. M.; das Minimum des Werthes eines jeden anderen Grundstückes aber hundert Gulden aber auch bis tausend Gulden C. M.

worrenen status quo, führte endlich in der neuesten Zeit zu Versuchen, die den Zweck: die verwirrte Erbschaft einer in dieser Hinsicht ziemlich willkührlichen Zeit zurecht zu bringen, nicht erreichten. —

Über die ursprünglich frei gegebenen Forste wurde wie bereits erwähnt, dem Staate das Obereigenthum zuerkannt und dabei das Princip geltend gemacht, dem Staate stehe das Recht der Regulirung der Forstcultur in Tirol zu, daher auch das Recht der Beschränkung einer freien und willkürlichen Verfügung und Benützung der Forste.

Das diesem entgegengesetzte Princip kennt diese Obervormundschaft von Seite des Staates nicht an, indem es das aus dem Begriffe des Eigenthumes hervorgehende freie und unbeschränkte Verfügungsrecht geltend macht. —

Eine fortgesetzte Fehde waltete und besteht auch jetzt noch zwischen diesen beiden Principien und die darauf gegründeten Verwaltungssysteme wechselten, je nachdem das eine oder das andere jener Principien die Oberhand gewann. Mit dem Wechsel der Verwaltungssysteme änderten sich aber Besitz und Nutzungsrechte und Servituten; dazu kam noch, daß diese Waldeigenthums- und Nutzungsrechte weniger durch bestimmte Waldbegrenzungen als durch allgemeine Waldordnungen und unvollständige Forstbeschreibungen bestimmt werden, was im Laufe der Zeit zu der jetzt noch bestehendenden Unsicherheit jener Rechtstitel wesentlich beitrug. — Daß unter diesen Verhältnissen eine rationelle Waldcultur keine festen Wurzeln schlagen konnte, ist nun sehr begreiflich. —

Um nun die verworrenen und streitigen Eigenthumsverhältnisse der tirolischen Forste zu ordnen, die schädlichen Servitute abzulösen oder doch zu mildern, vorzüglich aber eine rationelle Behandlung und Bewirthschaftung der Forste einzuführen, dürfte unmaßgeblich vor Allem nothwendig sein:

1. Ein Princip festzustellen, welches der zu entwerfenden Forstgesetzgebung und Verwaltung zur Grundlage zu dienen hätte; dasselbe müßte die Extreme der beiden früher angeführten Principien vermeiden, demnach weder eine ungebundene Freiheit der Besitz- und Nutzungsrechte zugeben, noch beide übermäßig schmälern, sondern eine vom Staate ausgehende weise Curatel aufstellen, die richtige Mitte zwischen jenen Extremen haltend. Daß dem Staate das Recht einer solchen Curatel zustehe, dürfte wohl außer allem Zweifel liegen.

2. Wäre als weiterer Ausgangspunkt der Grundsatz zu sanctioniren, daß der Bewirthschaftung der Staatswaldungen nicht die Erzielung eines Rentenertrages noch andere finanzielle Rücksichten zu Grunde zu legen, sondern selbe als ein Betriebscapital zur Vermehrung des Nationalwohlstandes zu betrachten seien.

3. Ist die Purification bezüglich des Eigenthums und der Servitutsverhältnisse und die Berichtigung der Territorialgrenzen höchst nothwendig. — Diese Operation wäre die Aufgabe einer eigenen Hofcommission, die an Ort und Stelle die hierzu nöthigen Elemente zu erheben hätte. Derselben müßte aber eine verläßliche Vermessung und Taxation der Waldungen vorangehen. —

4. Müßten die hochgelegenen sogenannten Schutzwälder ausgeschieden, genau abgegrenzt und unter die unmittelbare und strenge Aufsicht einer Staatsbehörde gestellt

werden. Dabei wäre als leitender Grundsatz aufzustellen, daß die Conservation der Schutzwälder keineswegs die Erzielung von Holzertrag', sondern bloß Schutz gegen strenges Klima und Elementarverwüstungen zum Zwecke habe, und wäre darnach die Bewirthschaftung der Schutzwälder einzurichten. — Demgemäß würde z. B. da bloß die Abstockung einzelner überstandener oder sehr alter Bäume stattfinden dürfen um Raum für den Nachwuchs zu gewinnen, keineswegs aber die Abtreibung ganzer Strecken. —

5. Da eine zweckmäßige Bewirthschaftung von kleinen Waldstrecken wegen der Unthunlichkeit der Theilung derselben in Schläge nach dem Schlagbarkeitsturnus des Holzes nicht wohl ausführbar, so wäre dahin zu wirken, daß aus den kleinen Waldparcellen einzelner Besitzer größere und zwar Gemeindewaldcomplexe gebildet würden, welche einen rationellen Waldbetrieb gestatten. —

6. Die landesfürstliche Obercuratel über sämmtliche Waldungen, mit Ausnahme der Salinen-, Montan- und auch der Domänenwaldungen, bei letzteren jedoch nur bezüglich ihrer Bewirthschaftung, dürfte am Zweckmäßigsten von den Kreisämtern ausgeübt werden, da diese, mit allen örtlichen Interessen und Rechtsverhältnissen genauer als die Cameralbehörden vertraut, nicht mehr in die Lage kämen Partei gegen das Camerale offenbar nehmen zu müssen.

7. Die Befriedigung des vielseitigen Begehrens, die Ausfuhr des Holzes durch Auflage hoher Zölle zu beschränken, gäbe kein für die Förderung der Waldkultur ausgiebiges Auskunftsmittel, weil derlei Beschränkungen und Zollverbote leicht umgangen werden und übrigens die Holzausfuhr bei Handhabung einer rationellen Waldwirthschaft und zweckmäßigen Überwachung von Seiten der Obercuratel des Staates keine schädliche Rückwirkung auf die Waldcultur mehr ausüben kann. — Die Reclamationen, welche gegen die Holzausfuhr erhoben werden, gelten nicht allein der Waldconservation, sondern hauptsächlich den Interessen der inländischen Holzconsumenten, welche dadurch wohlfeilere Holzpreise zu erzielen beabsichtigen. — Die Waldconservation bedarf aber wie gesagt, bei einer zweckmäßigen Organisirung des Waldwesens nicht des Schutzes hoher Zölle; in einem Lande aber wie Tirol, wo sehr wenig Fabriken sind, wird bei einem geordneten Waldwesen das Bedürfniß der inländischen Holzconsumenten in einer Art gedeckt sein, daß letztere der ausländischen Nachfrage nach Holz nur im gewerblichen Holzhandel, nicht aber in der Befriedigung der eigenen landwirthschaftlichen und gewerblichen Bedürfnisse begegnen werden. Es scheint mir demnach eine Erhöhung des Zolles auf die Holzausfuhr nicht eine conditio sine qua non weder für den Schutz der Waldcultur noch der inländischen Holzconsumenten zu sein.

No. 6. Cultus.

Das vorwiegende Element in dem Charakter des Tirolers, vorzüglich des deutschen, ist seine Religiosität, die sich in dem zahlreichen Besuche des Gottesdienstes, in vielen frommen Stiftungen und Werken und in der Anhänglichkeit an den Clerus unverkennbar ausspricht. Sowohl der Säcular- als der Regular-Clerus, und unter den letzteren hauptsächlich die Bettelorden, stehen im Allgemeinen im Lande in hoher Achtung und genießen großes Vertrauen, so daß ihr Einfluß auf das Volk auch von der Regierung sorgfältig

berücksichtigt und ein gutes Einvernehmen der Behörden mit dem höheren und niederen Clerus zu erhalten getrachtet werden muß.

Die Geistlichkeit in Tirol zeichnet sich in der Regel durch Glaubenseifer, der aber leider bei der Mehrzahl alle Duldung ausschließt, durch Hingebung in ihrem Beruf und durch einen regelmäßigen Lebenswandel aus. Sie zählt in ihrer Mitte auch viele wissenschaftlich gebildete Männer, was der wohlthätigen Wirkung der beiden trefflich eingerichteten bischöflichen Seminarien zu Brixen und Trient zuzuschreiben ist.

Es ist zu bedauern, daß die zwei sehr ehrwürdigen und allgemein geachteten Kirchenfürsten Tirols, die Bischöfe von Brixen und Trient, bereits sehr alt sind. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß es ihnen trotz ihrer Einsicht, ihres Fleißes und guten Willens nicht gelungen, manchen Übelständen, die von der Curatgeistlichkeit ausgehend in einigen Gegenden des Landes fühlbar sind, abzuhelfen. — Zu diesen Übelständen gehört: daß es Curatgeistliche gibt, die, wenn auch die Reinheit ihrer Absichten nicht in Zweifel zu ziehen, ihren religiösen Eifer bis zur Intoleranz in Sachen steigern, die aus dem sittlichen und religiösen Gesichtspunkte betrachtet, bei einer zweckmäßigen Anordnung derselben keinen Anlaß zu deren ausschließlichen Verbot geben, daher nicht nur in den anderen Provinzen des Kaiserstaates, sondern auch im Allgemeinen in Tirol selbst bestehen. Dahin gehören Tanz- und andere Vergnügungen des Volkes bei festlichen Gelegenheiten. Diese sind z. B. im Zillerthale so selten geworden, als ob sie nur Ausnahmen von einem bestehenden Verbote wären. — Im Duxer Thale hat es der geistliche Einfluß von der Kanzel und im Beichtstuhle dahin gebracht, daß sie gar nicht mehr stattfinden. — Solche Beschränkungen im Wege strenger geistlicher Mittel sind um so empfindlicher für das Volk, als diese Mittel das Gewissen des Volkes in den Kampf mit seinen erlaubten, selbst von der Regierung gestatteten Neigungen bringen. — Der Zweck — Förderung der Moralität — welche die betreffenden Seelenhirten dadurch erreichen wollen, wird nicht nur nicht erreicht, sondern es hat eine ganz entgegengesetzte bedauerliche Wirkung Statt. Diese äußert sich und zwar namentlich im Ziller und Duxer Thale in der verminderten Achtung des Volkes vor der Geistlichkeit und selbst in offenbaren Klagen gegen dieselbe, welche Gemeindevorstände bei mir vorbrachten. — Wer dem Volke ohne Noth ein erlaubtes Vergnügen verkümmert, ist in dessen Augen nicht ein Freund desselben: in diese Lage haben sich aber viele Curatgeistliche gebracht.

Mit der Moralität des Volkes in diesen Thälern steht es aber weit schlimmer als in dem übrigen Tirol, was die Taufregister über uneheliche Kinder sattsam darthun und theilweise Folge jener Tanzverbote und Tanzbeschränkungen ist. Für die Aufrechthaltung der Ordnung und guten Sitte wäre es zweckmäßiger, daß sich das Volk an öffentlichen Orten unter den Augen seiner obrigkeitlichen Behörden vergnügte, als daß es durch derlei strenge Verbote versucht werde, auf heimlichen, auch unerlaubten Wegen das ihm versagte Vergnügen zu genießen. — Ein anderer Übelstand ist, daß an manchen Orten die Seelsorge theils sehr schwachen, theils nicht ganz moralisch correcten Capacitäten anvertraut ist. — Der tirolische Clerus ist im Allgemeinen bei genügsamer Lebensweise anständig dotirt und das Fehlende ersetzt meistens der fromme Sinn des Volkes.

No. 7. Volksstimmung.

Die alte Nationaltugend der Treue und Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus lebt noch ungeschwächt in dem Herzen der Tiroler, besonders des Land- und Gebirgsvolkes. Allenthalben begegnet man den wärmsten Empfindungen der Liebe für Seine Majestät den Kaiser und Sein Haus. — Die merkwürdigen Worte, welche Kaiser Franz I. höchst seligen Andenkens im Jahre 1814, als Tirol wieder an Österreich kam, zu der tiroler Deputation sprach, indem er sagte: „Die Anhänglichkeit der Tiroler an mein Haus ist „zum Muster von Volkstreue in Europa geworden", sind noch eine Wahrheit, die in den Herzen des tiroler Volkes wurzelt, und durch die Dauer von beinahe fünf Jahrhunderten groß und stark gezogen, selbst in einer stürmischen Zukunft, wenn selbe ja einträte, unerschüttert zu bleiben verspricht. — Wenn jedoch der tiroler Landmann mit Enthusiasmus von seinem Kaiser spricht, so gilt, wie man zu bemerken Gelegenheit hat, dieser Ausdruck seines Gefühles nur der Person seines Monarchen, von der er das, was er Regierung nennt, strenge trennt; daher man manchen tiroler Bauern ganz treuherzig sagen hört: „Unser Kaiser Ferdinand ist gewiß ein guter und gerechter Herr, der uns nur Gutes will; aber die Herrn von der Feder — die Beamten — sind schuld, wenn das Gute nicht geschieht." Veränderte Zeitverhältnisse, deren Abwehr und Bewältigung nicht in der Kraft der Menschen, haben vielleicht der Regierung manche Maßregel abgedrungen, die dem Volke hart vorkommt, weil dieses für die Gegenwart keinen andern Maßstab als die Vergangenheit kennt. Bei diesem Vergleiche muß aber stets die Gegenwart drückend erscheinen, weil dabei nur die Vorzüge und Wohlthaten, nicht auch die Mängel und Übel der Vergangenheit sich den Menschen vergegenwärtigen. — Es geht damit im frommen Sinne des Sittenspruches de mortuis nihil nisi bene. — Die gute alte Zeit wird gleich einer verstorbenen Ehefrau stets gelobt, weil man die böse alte Zeit entweder schon vergessen, oder sich mit ihr, da sie nicht mehr schadet, ausgesöhnt. —

Wie dem auch sei, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß manche Regierungsmaßregeln der neuesten Zeit und auch manche Verhältnisse, bei welchen die Regierung nicht direct betheiligt ist, einen üblen Eindruck auf die Stimmung des Volkes hervorgebracht haben. — Den wesentlichsten Anstoß hierzu haben gegeben:

1. Der jetzige unleidliche Zustand der Forstverhältnisse in Tirol.
2. Der minder befriedigende Zustand der Landgerichte in Tirol.
3. Der unbefriedigte Wunsch nach Vermehrung des Quantums an Limitosalz.
4. Die noch nicht ganz befriedigten Forderungen des Landes wegen Verpflegung der russischen Truppen anno 1799 und 1800 ungeachtet des öfter wiederholten Ansuchens der Stände. In manchen Gegenden des Landes herrscht der Glaube, die Gelder würden von den Landgerichten vorenthalten.
5. Das wenigstens in der Meinung des Volkes wurzelnde bis jetzt aber noch nicht befriedigte Bedürfniß eines neuen Gemeindegesetzes oder Modificirung des bestehenden.
6. Die Einführung der Schul- oder Unterrichtsgelder, gegen welche bereits die Stände eine Vorstellung gemacht haben.

7. Der Mangel eines geordneten Landesschützenwesens, insbesondere bezüglich der Einrichtung der Schützenstände, worüber das Nähere in der Beilage No. 8.
8. Das in Tirol allgemein verbreitete und bis jetzt noch nicht widerlegte Gerücht von der Einziehung des jährlichen zu Straßenbauten in Tirol bestimmten Ärarialbeitrags, und Übertragung sämmtlicher Baukosten, und zwar insbesondere für die Mühlauer Kettenbrücke und die Umlegung der Schönberger Straße, auf den Landes-Approvisionirungsfond. — Da das Straßenwesen eine der Lebensfragen Tirols ist, so erregt Alles hierauf Bezügliche eine lebhafte Theilnahme im Lande, daher auch jenes Gerücht sich schnell verbreitete und leider einen sehr üblen Eindruck machte.
9. Die seit sieben Jahren versprochene, angeordnete und noch nicht ausgeführte Regulirung der verderblichen Freistifte.
10. Die bereits seit drei Jahren von den Ständen in Antrag gebrachte bisher aber noch nicht bewilligte Sicherheitswache für die deutschen Kreise Tirols.

Der tiroler Landmann nimmt den lebhaftesten Antheil an derlei Gegenständen moralischer und materieller Interessen, die oft noch außer der Begriffssphäre derselben Volksklasse in andern Provinzen des Kaiserstaates liegen; unstreitig eine Folge seiner Theilnahme an der ständischen Volksvertretung, dem Organ seiner Bitten und Wünsche um Befriedigung von ihm empfundener Bedürfnisse. Es ist nicht zu läugnen, daß der Tiroler dadurch für jede Regierungsmaßregel empfindlicher geworden, und vielleicht dort mit Forderungen auftritt, wo man ihn bereits befriedigt zu haben wähnt; allein diese Empfindlichkeit, erheischt sie auch eine vorsichtigere Behandlung des Volkes, wird doch der österreichischen Regierung keine Verlegenheit bereiten, da ein tiefes Rechtlichkeitsgefühl dem Tiroler Landvolke innewohnt. — So lange dieses Gefühl nicht verletzt wird, kann man auf das dadurch sicher erworbene Vertrauen des Volkes wie auf ewige Felsen bauen. —

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß in Südtirol und zwar so weit die italienische Zunge reicht, die Tendenz dieses Landestheiles sich Deutsch-Tirol gegenüber so viel wie möglich unabhängig zu stellen bemerkbar ist. — Diese Tendenz spricht sich in jenen Gelegenheiten aus, wo man selbe verfolgen kann, ohne sie gerade eingestehen zu müssen.

So möchte Italienisch-Tirol seine eigene technische und seine eigene landwirthschaftliche Schule, sein eigenes Taubstummen-Institut, seine eigenen Kunst- und wissenschaftlichen Vereine und dergleichen mehr haben. — Dieser Tendenz liegt weniger eine gegenseitige Abneigung zum Grunde, als daß die Natur selbst den Welschtiroler körperlich und geistig anders ausgestattet hat, als den Deutschtiroler, daher nebst dem Unterschied des Klimas auch jener in den beiderseitigen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen in dem Gang seiner geistigen und moralischen Entwicklung sich findet; so ist es denn auch begreiflich, daß der Welschtiroler von den deutschen Volksinstitutionen des Nordens Tirols sich fern zu halten, und sich jenen seiner südlichen Nachbaren zu assimiliren sucht, mit denen er die gleiche Abkunft und Sprache theilt: weßhalb die moralischen und geistigen deutschen Volkselemente in den beiden italienischen Kreisen Tirols nie die Oberhand gewinnen werden. Jahrhunderte einer friedlichen Nachbarschaft und eines gemeinsamen politischen Verbandes

haben es nicht dahin gebracht; und gewiß sehr klug ist in dieser Beziehung das Walten der Regierung, welche — die Nationalität schonend — jeden Versuch sorgfältig vermeidet, der letztere verletzen würde. — Dieß wird auch erkannt.

No. 8. Das Schützen- und Schießstandswesen.

Das Landvolk in Tirol bildet den Kern der Bevölkerung und der Vertheidigung des Landes; — der Städter kann wohl ganz trefflich nach der Scheibe schießen, hat aber im Allgemeinen weder den kriegerischen Instinct noch den Muth des Tiroler Bauern, kann beide auch nicht haben, da er wohlhabender, nur zu verlieren hat, und wenn es schlecht geht, der erste ist, den des Feindes Schwert ereilt. — Der Besuch des Feindes beim Bauern auf den Alpen und in den Hochthälern ist ein gefährlicher für den Feind, minder entscheidend für den Gang des Krieges, daher meistens ein außerordentlicher.

Der Tiroler Bauer ist ferner an ein arbeitsames, mühevolles, mit Beschwerlichkeiten und oft auch Entbehrungen aller Art durchwirktes Leben, an ein Leben oft voll Gefahren gewöhnt, wodurch Körper und Seele für die schwere Arbeit des Krieges vorbereitet und gestählt werden. — All' diesem bleibt der Städter mehr oder minder fremd. — Die entscheidenden Elemente der Landesvertheidigung liegen demnach in der kräftigen Faust, dem trefflichen Schützenauge und dem von Muth und Vaterlandsliebe durchglühten Herzen der Tiroler Alpensöhne; und diese Elemente muß man zu erhalten suchen, sollen die Thaten des Jahres 1809 einst in bedrängter Zeit wiederkehren.

Für die ungeschwächte Erhaltung der moralischen Elemente als der wesentlichsten ist in den letzten Jahren ein entscheidender Schritt geschehen, indem der Monarch im Vertrauen auf die Biederkeit, Treue und Anhänglichkeit der Tiroler für Fürst und Vaterland, und in der völligen Überzeugung, sie würden im Falle der Gefahr sich im Gefühle ihrer Pflicht schnell erheben, vereinigen und mit ihrem bewährten Muth und ihrer oft erprobten glänzenden Tapferkeit den alten Ruhm erneuern, keinem Einzelnen der waffenfähigen Bevölkerung zu einem Dienste Verbindlichkeiten auferlegt. — Dieser Beweis des ehrenden Vertrauens, das der Monarch in die Treue und den Muth der Tiroler setzte, fand freudigen Anklang im Lande; doch knüpfte man stets und auch jetzt noch die Hoffnung daran, daß es zu einem ordnenden Verfahren der Vertheidigungsangelegenheiten kommen werde, welches, ohne irgend einen militärischen Zwang dem Volke aufzulegen, die in demselben vorhandenen physischen und moralischen Kriegselemente für den Fall einer wirklichen Verwendung derselben vorbereitet, damit in diesem Falle deren Vereinigung dem letzten Augenblicke mit Beruhigung überlassen werden könne.

Die ständischen Verhandlungen haben diese Angelegenheit bereits in Anregung gebracht; meine Ansichten über die hier zur Sprache gebrachten Verhältnisse basire ich demnach hauptsächlich auf die Wahrnehmungen, welche ich auf meinen Reisen in Tirol gemacht.

Ich habe in Tirol noch mehrere tapfere Landesvertheidiger von 1809 und den früheren Kriegsjahren kennen gelernt, sie wandeln unter dem Volke umher, wie ehrwürdige Schatten; an eine große Vergangenheit mahnend, sich dieser selbst nur in dunkler Erinnerung

bewußt — ohne Gabe der Rede — schweigsam: das jetzige Geschlecht kennt ihre und ihrer bereits todten Waffenbrüder Namen, ihre Thaten, aber die wahren Träger von Tirols neuester Heldenzeit sind nur hie und da kaum gekannt, und drohen in dem oberflächlichen Bewußtsein des Volkes von jener großen Zeit unterzugehen. — Ist die große Erbschaft schon verstümmelt und verkümmert auf die Söhne übergegangen, so steht zu fürchten, daß die Enkel den Ruhm ihrer Voraltern kaum mehr kennen werden, und welch' reicher Schatz, eine wie reiche Quelle zur Kräftigung der moralischen Elemente im Volke für den Krieg geht nicht damit verloren!

Hierin liegt eine mächtige Aufforderung dem Volke jene Erbschaft seiner Väter nicht allein zu bewahren, sondern auch zu dessen Kenntniß zu bringen und zu wachen, damit selbe in seinen Erinnerungen fortlebe. — Diesen Zweck wird man am Besten durch passende Volksschriften erreichen, deren Inhalt Thatengeschichten aus Tirols Kriegen, in welchen jedes Thal seine Helden finde. — Von der geschickten Handhabung dieses lohnenden Stoffes wird es allein abhängen, daß das jetzige Geschlecht, und spätere Generationen, stolz auf den Ruhm ihrer Vorfahrer aber ohne Anmaßung dem von ihnen gegebenen Beispiele von Treue, Gehorsam und Liebe zum rechtmäßigen Landesfürsten und zu ihrem Vaterlande und von Tapferkeit und Ausdauer nachzueifern sich bestreben. — Für All' dieß hat das Tiroler Landvolk ein sehr empfängliches Herz; solch' ausgestreuter Same fiele daher auf einen dankbaren Boden, der ihn in Zeiten der Noth vielfach wiedergäbe. Die bis jetzt erschienenen Geschichten der Tiroler Kriege sind keine Volksschriften, daß sie dem Volke nicht zugänglich, für dasselbe nicht geschrieben, von diesem auch nicht verstanden würden, endlich keine oder doch nur eine magere Thatengeschichte, worauf es hier vorzugsweise ankömmt, enthalten.

Bedenkt man, daß dem Jahre 1809 eine Kriegsschule mehrerer Feldzüge und eine Epoche ausländischen Druckes und empfindlichster Verletzungen der theuersten Interessen des tiroler Volkes vorangegangen, daß wesentlich dadurch das Andenken an eine frühere bessere Zeit genährt, die Sehnsucht nach ihrer Rückkehr gesteigert und mit dieser die moralischen Kräfte des Volkes zu jener Höhe potenzirt wurden, welche die ruhmvollen Anstrengungen des Jahres 1809 gebar; erwägt man ferner, daß jene in ihren Wirkungen das Volk begeisternden Ursachen nicht mehr bestehen und sich auch schwerlich ebenso wiederholen werden; so fände man hierin Gründe genug, um einerseits trotz des Muthes, der Anhänglichkeit und Treue der Tiroler für die Sache ihres Kaisers und Vaterlandes jene sanguinischen Hoffnungen bedeutend zu ermäßigen, die von den Tirolern die Anstrengungen des Jahres 1809 noch erwarten; anderseits aber auch hinlänglichen Anlaß, um jene Mittel nicht unbeachtet zu lassen, die das Volk moralisch kräftigen: zu diesen Mitteln rechne man das früher angegebene als eines der wesentlichen.

Als ein weiteres noch wesentlicheres Mittel erachte ich die Erhaltung einer guten Volksstimmung, am sichersten durch schnelle und geeignete Abhilfe von allgemeinen Übelständen in den materiellen Interessen die selbst von den untersten Volksklassen schnell begriffen, daher allgemein im Lande empfunden und durch ihre sichere Rückwirkung auf die moralischen Volkselemente von besonderer Wichtigkeit sind.

Um die Kräfte der Landesvertheidigung schnell disponibel zu machen, ist die Eintheilung der Landesschützen in Compagnien mit Offizieren ihrer eigenen Wahl und aus ihrer Mitte, eine nothwendige Maßregel. — Diese Eintheilung würde jedoch den Betreffenden keinerlei Verbindlichkeiten im Frieden auferlegen, sondern nur für den Fall eines Krieges gelten. — Für die Regierung wäre dabei der Vortheil, daß sie jene Männer schon im Voraus kennen lernte, welche das Vertrauen ihrer Landsleute besitzen, und durch selbe, als ihre Organe, auf letztere wirken könnte. — Ein zweiter wesentlicher Vortheil wäre, daß man sich in der Lage befände Mißgriffe in der Wahl der Commandanten der Landesvertheidiger zu vermeiden, die sonst leicht und zum großen Nachtheile der Landesvertheidigung stattfinden, wenn diese Stellen kurz vor Ausbruche eines Krieges im Drange der Umstände vergeben werden. — Endlich wüßte jeder Landesschütze, wohin er für den Fall der eintretenden Landesvertheidigung gehöre, und wem er alsdann zu gehorchen habe; auch ist er alsdann mehr von der Möglichkeit durchdrungen, daß dieser Fall eintreten könne, daher auch gefaßter, wenn er wirklich eintritt, ein Vortheil der nicht außer Acht zu lassen.

Es wäre ferner darauf zu halten, daß die Landesvertheidiger stets sich der Nationaltracht ihrer Thäler bedienten. — Keine militärischen Uniformen! Der Landesschütze wäre dann weder Bauer noch Soldat, und das Ganze artet dann leicht in eine bürgerliche Arlequinade aus. Die Beibehaltung der Nationaltracht trägt zur Wahrung des Nationalgeistes bei. — In der Tracht seines Thales ist der Schütze beim ersten Blicke kenntlich, von wo er ist — und dieß zu sein muß er ambitioniren. Übrigens ist seine Kleidung ökonomisch — da der Schütze beinahe Alles selbst verfertiget — verleitet zu keinem Luxus, den der Bauer nur in der Stadt befriedigen kann, daher er von dieser abhängig würde; endlich ist sie für die Gebirgsgegenden die zweckmäßigste.

Schießstandswesen.

Da bei den in Tirol bestehenden Verhältnissen eine militärische Organisation der Landesvertheidigung in ihren einzelnen Theilen entbehrlich, so bildet das Schießstandswesen ein so wesentliches Element der Landesvertheidigung, daß sich diese ohne jenes gar nicht denken läßt; es wäre demnach überflüssig die üblen Folgen hier nachzuweisen, die es haben muß, wenn das tiroler Landvolk nothgedrungen des Gebrauches des Schießgewehres entwöhnt, und damit die Vorliebe für das Vergnügen des Scheibenschießens in demselben nach und nach erlöschen würde. — Leider aber nimmt diese alte Vorliebe der Tiroler mit jedem Jahre ab, und schon gibt es ganze Landgerichte mit 6 bis 10,000 Seelen, wie z. B. Nauders, Mals und andere, wo es kaum 20 bis 30 Schützen gibt, die Schießstände besuchen; ja es gibt Thäler, wo das ganze Jahr hindurch nicht mehr geschossen wird; von den Schießständen in manchen Landgerichten ist kaum einer besucht. Die Mehrzahl der Schützengewehre in den Gemeinden ist völlig unbrauchbar, die Stutzen selten und die meisten Leute mit deren Gebrauche unbekannt.

Die Ursachen dieses sehr betrübenden Zustandes des Schießstandswesens sind im Wesentlichen: der Mangel einer Regulirung des Schießstandswesens. — Die Schießstände sind gewöhnlich zu entfernt, daher der Aufwand an Zeit zu groß, als daß es des Ver-

genügens oder des Gewinnes einer Schießgabe wegen lohnend wäre, den Schießstand zu besuchen: auch sind die Schießgaben zu mäßig (es gibt Stände mit Schießgaben von 1 Gulden 24 kr., 2 Gulden und 2 Gulden 35 kr.), um als Aufmunterungsmittel gelten zu können, daher es viele vorziehen daheim zu bleiben, als nach dem Schießstande zu gehen und dort oft umsonst Zeit zu verlieren und Geld auszugeben*). — Es gibt Landgerichte von 10,000 Einwohnern, in welchen die jährlichen Schießprämien nur 30 Gulden betragen. Die Schießgaben des Standes Deutschenofen blieben über drei Jahre unbehoben, weßhalb selbe aus dem Präliminare weggelassen wurden.

Ferner ist der Landmann im Allgemeinen nicht wohlhabend genug um die kostspielige Anschaffung von Schießgewehr, Pulver und Blei zu erschwingen; endlich hat derselbe bei den sogenannten Kranzel- und Bestschießen die Concurrenz der viel geübteren Scheibenschützen aus den Städten zu bestehen, mit denen er es nicht wohl aufnehmen kann, so daß er durch das Mißlingen von ein oder zwei Versuchen entmuthigt, lieber zu Hause bleibt.

Um diesen Übelständen abzuhelfen ist *eine Regulirung des Schießstandswesens* höchst nöthig, wobei vor allem, *um die Schießlust zu heben*, die Schießstände zu vervielfältigen, die Schießgaben *zu erhöhen und die Anschaffung der Schießgewehre und Munition den Landesschützen zu erleichtern* wäre. — Schießgewehre und Munition könnten vom Staate um die Erzeugungspreise abgegeben werden, jedoch nur für jene, die wirklich schießen. — Um Mißbräuchen vorzubeugen, könnte es mit der Munition so eingerichtet werden: daß der Schütze Pulver und Blei unter einer gehörigen Controle auf dem Schießstande erhalte und auch daselbst verschieße. — Die Ausführung dieser Maßregel würde sehr erleichtert werden, wenn man Gewehre vom gleichen Kaliber an die Landesschützen, wie gesagt, um die Erzeugungspreise verkaufte, wodurch auch eine leichtere Versorgung mit Schießmunition im Kriege erzielt würde.

Dabei ist noch zu bemerken: daß in Bezug auf den Ankauf ärarischer Gewehre durchaus kein Zwang eintreten darf, und um den Käufern eine Garantie für die Güte der ärarischen Gewehre zu geben, müßte der Verkauf durch die Hände der Vorstände der Gemeindeschießstände geleitet werden, die deren Tauglichkeit früher zu prüfen hätten; überhaupt wären solche Verkaufsmodalitäten zu treffen, die nicht nur den Ankauf der Gewehre erleichtern, sondern auch für ihre vollkommene Brauchbarkeit Gewähr leisteten.

Wenn man erwägt, daß die Landesschützen Tirols bereits im Frieden einen bewaffneten Körper bilden, auf dessen Mitwirkung im Krieg der Staat sicher zählt; so erscheint die Frage gerechtfertigt, warum selbe, wenn auch nicht sämmtliche doch wenigstens einen Theil der Schießmunition nicht auch im Frieden umsonst vom Staate haben sollen, um sich gleich der Armee für den Krieg zu üben? Man knüpfe an dieses Zugeständniß einer wenigstens zum Theil freien Munition die Bedingung: daß nur Compagniemannschaft

*) Die Schießgaben für sämmtliche Schießstände im Lande — deren 184 — betragen 1727 Gulden; hievon erhalten die Schießstände von 20 Städten 633 Gulden; es bleibt demnach für jeden der übrigen 164 Stände im Durchschnitte eine jährliche Schießgabe von 6 Gulden 30 Kreuzer.

an demselben Theil nehmen dürfe, und man wird einen bedeutenden Zudrang zur Einschreibung um Aufnahme in die Compagnielisten erfahren. — Man wird dadurch selbst in der Lage sein die Schießprämien ermäßigen zu können, ohne eine Verminderung der Schießlust befürchten zu müssen. — Als ein weiteres Mittel, um die Schießlust im Wege eines ersprießlichen Wetteifers zu erhöhen, dürfte die Eintheilung der Schießstände in Klassen sein, und zwar die erste und zugleich niedrigste Klasse Gemeindeschießstände, wovon jedoch jeder für mehrere Gemeinden zugleich dienen könnte; die zweite Klasse Landgerichts-Schießstände, die dritte endlich und höchste Klasse Kreisschießstände — jede dieser Klasse mit ihren eigenen Prämien, deren Gewinn je nach der Klasse an mehr oder minder schwierige Bedingungen zu knüpfen wäre. Es versteht sich daher auch, daß der Werth der Prämien sich ebenfalls nach den Klassen zu richten hätte. — Es wäre jedoch keineswegs an diese Abstufungen der Schießstände auch eine Classificirung der Landesschützen zu knüpfen; Diese würde sich von selbst ergeben, und der Vorrang der besseren Schützen von ihren Kameraden erkannt werden, während eine von Seiten der Regierung festgesetzte Bevorzugung zu gehäßigen Eifersüchteleien Anlaß gäbe. Letztere fallen gänzlich weg, sobald es jedem Landesschützen gestattet ist, an den Gabenschießen seiner Gemeinde, seines Landgerichtes und seines Kreises Theil zu nehmen: dagegen werden sich viele bestreben eine Landgerichts- und Kreisschießgabe zu gewinnen, weil sie dadurch an Schützenansehen unter den Ihren bedeutend gewinnen. — Man suche insbesondere das Schießstandswesen auf dem Lande durch besondere Begünstigungen zu heben, und trenne selbes wo möglich von jenem in den Städten, an dessen Emporbringung weit weniger gelegen.

Bei dem großen Einflusse der Geistlichkeit auf das Landvolk wäre auch ihr Beistand in Anspruch zu nehmen, um das waffenfähige Landvolk zum Besuche der Schießstände und Theilnahme an den Schießübungen aufzumuntern.

Durch die Anwendung der bisher bloß in allgemeinen Umrissen angegebenen Mittel würde die Landesvertheidigung und mit ihr das Institut der Schützenstände als dessen integrirender Theil einem dem Zwecke derselben entsprechenden Friedenszustande zugeführt, und endlich zur Wirklichkeit werden, was jetzt größtentheils noch Wunsch, Hoffnung, Erwartung ist.

Nr. 9. Cultus *).

Ungeachtet der unverkennbaren Fortschritte, welche der Curatclerus in Istrien in seiner Bildung in den letzten 10 bis 15 Jahren gemacht, bleibt doch immer noch Vieles zu wünschen übrig: selbst unter der höhern Geistlichkeit sind die unfähigen Individuen leider nur zu zahlreich und die Bischöfe klagen über den Mangel an guten Curatgeistlichen. Der Bischof von Veglia beklagte sich außerdem über den schlechten Ersatz durch die sogenannten Capitali rurali (Landkapitel), die sonst ohne Einkünfte, im Schmutze und in der Unwissenheit stecken, und deßhalb wenig Achtung beim Volke genießen; dabei haben sie

*) Es bleibe hier nicht unbemerkt, daß seit der Bereisung des Erzherzogs, d. i. seit den letzten 26 Jahren, Vieles zur Beseitigung der in den Nummern 9, 10 und 11 dieser Beilagen gerügten Uebelstände geschehen, und zwar im Geiste eines vernünftigen Fortschrittes.

einen unglaublichen Stolz und meinen den Pfarrern gar nicht gehorchen zu dürfen; daher sie bei kirchlichen Functionen sich förmlich aufwiegeln und dem Pfarrer die nothwendige Assistenz versagen. Zwei tüchtige Cooperatoren, meinte der Bischof, würden viel mehr leisten und dem Zwecke förderlicher sein, als jene ungebildeten Individuen der Landcapitel.

Der Mangel an guter Curatgeistlichkeit wird durch den Umstand erklärbar, daß für das ganze Triester Küstenland nur Ein Seminarium und zwar zu Görz besteht, das dermalen nur für 107 Seminaristen eingerichtet ist, von welchen jährlich kaum der vierte Theil austritt und für die Seelsorge disponibel wird; daß diese Anzahl zum Ersatze des bei 4 Bisthümern, 5 Domkapiteln, 39 Dechanteien, 192 Pfarreien und 199 Vicariaten, Kaplaneien und Expposituren, welche im Lande bestehen, sich jährlich ergebenden Abganges, nicht hinreicht, ist begreiflich. — Eine Abhilfe wäre hier nothwendig und könnte am passendsten stattfinden, wenn man die von sechs bereits auf drei herabgesetzte Zahl der Bisthümer in Istrien auf zwei beschränkte und die dadurch erzielte Ersparung an der Dotation der Bischöfe und Domkapitel entweder zur Dotirung eines neu zu errichtenden oder zur Erweiterung des bereits in Görz bestehenden Seminariums verwendete. Bei der weit leichter zu haltenden Aufsicht und wegen der größeren Möglichkeit zur Erziehung und Ausbildung tauglicher Individuen verdiente unbedingt die Erweiterung des Görzer Seminariums den Vorzug. Jede dieser Diöcesen würde mit Einschluß Triests 144,200 Seelen haben, also weit weniger als das Görzer Erzbisthum, das 182,600 Einwohner hat; in dieser Hinsicht wäre daher kein Grund gegen jene Reduction vorhanden, da die Besorgniß, durch letztere könnten die Diöcesen in Bezug auf ihre Einwohnerzahl zu groß werden, ungegründet ist. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß Böhmen mit mehr als drei Millionen Einwohnern nur vier Bisthümer zählt, während das Küstenland mit nur 471,000 Einwohnern ebenfalls vier Bisthümer hat.

Der Kreis Istrien allein hat 14 Mönchsklöster, wovon nur Eines sich mit dem Unterricht der Jugend, und zwar nur die Franziskaner im Gymnasium von Pisino, befaßt. Auch hier dürfte eine Reduction und die Verwendung der Einkünfte der aufgehobenen Klöster zur Unterstützung der Curatgeistlichkeit und der Volksunterrichts-Anstalten um so mehr angezeigt sein, als in diesen 14 Klöstern nur 62 Ordenspriester — folglich im Durchschnitte bloß 4 bis 5 in Einem Kloster — sich befinden, und diese der Seelsorge nur eine sehr geringe, dem Volksunterrichte aber — da die Mönche meistens sehr ungebildet — in der Regel gar keine Aushilfe darbieten.

Obschon das Einkommen der Curatgeistlichkeit, das früher unbestimmt und unsicher war, durchgehends regulirt und die durch die Aufhebung des Zehntens eingetretene Entschädigung des Clerus aus dem Staatsschatze beinahe durchgehends erfolgt ist, so wurde die Besserstellung insbesondere des Landclerus doch häufig als Bedürfniß bezeichnet, da es geschieht, daß Geistliche aus Mangel an den nöthigen Subsistenzmitteln zu Erpressungen bei ihren Pfarrkindern die Zuflucht nehmen. Die Cooperatoren sind in dieser Beziehung am übelsten daran, daher einer Unterstützung aus dem Religionsfond am bedürftigsten.

Nr. 10. Volksstimmung.

Die Bevölkerung Triests ist in Bezug auf ihre staatsbürgerliche Haltung von jener des übrigen Küstenlandes scharf geschieden. Der Triester ist ganz Kaufmann, wird demnach als solcher immer mehr begehren als leisten und legt seinem Berufe eine so hohe Wichtigkeit bei, daß er an den Erfolg seiner Bemühungen das Wohl der ganzen Monarchie knüpft und darüber gern vergißt, daß er es eigentlich sei, der am meisten dabei gewinnt, oft reich wird und daher bloß sein eigenes Bestes das Hauptmotiv seiner Handelsthätigkeit sei: so lange demnach seine Interessen gefördert und seine Forderungen befriediget werden — so lange man ihm wohl thut — ist er auch ergeben; mit wenig Worten: in Beziehung auf seine staatsbürgerliche Haltung ist der Triester großentheils Ausländer.

Bei dieser Richtung des Geistes jener Handelsbevölkerung und den italienischen Sympathieen eines großen Theiles derselben ist es begreiflich, daß hauptsächlich Finanzmaßregeln der Regierung, wenn diese auch von einem gerechten Principe ausgehen oder durch den dringenden Bedarf des Staatshaushaltes geboten, stets eine ungünstige Sensation in Triest hervorbringen und zu Reclamationen führen werden, wenn jene Maßregeln neue Steuerauflagen oder die Erhöhung der bereits bestehenden zum Gegenstande haben: Ersteres ist dermalen der Fall mit dem Casatico (Haussteuer).

Wenn es schon sehr schwierig ist die Interessen der Regierung mit jenen dieser Handelsbevölkerung in Einklang zu bringen; so ist es eine noch viel heiklichere Aufgabe der Regierung die gegenseitigen, sich oft feindlich einander gegenüber stehenden Interessen der verschiedenen Handels- und Gewerbsclassen unter sich zu vereinigen, weil hier die gegenseitigen Forderungen, den Charakter eines Privatstreites an sich tragend, gewöhnlich zu Leidenschaftlichkeiten führen und, wie gerecht auch die Entscheidung der Regierung in einem solchen Conflicte der Interessen, Zugeständnisse für eine Partei von der andern als unbillige Begünstigungen angesehen werden. Die jetzt in Triest zwischen den Rhedern und Kaufleuten schwebenden Differenzen sind eine solche heikliche Angelegenheit, deren Behandlung und Entscheidung sehr schwierig und auf jeden Fall Unzufriedene machen wird. Alles, was die Regierung dabei zu erreichen streben kann, ist: mehr Zufriedene als Unzufriedene zu machen; und dieß die Maxime, welche die Regierung in der Behandlung der meisten Angelegenheiten Triests wird festhalten müssen, da es eine unauflösbare Aufgabe ist Alle zufrieden zu stellen.

Die untern Volksklassen in Istrien sind mäßig, genügsam, einfach in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten und selbst die Wohlhabenden und der Adel geordnet in ihren Finanzen und ohne Luxus; Grundbesitz und möglichst ergiebiger Ertrag sind das Ziel aller Wünsche, daher auch im Ganzen keine Fabrikindustrie, aber auch keine Fabrikübel. Bei jenen Eigenschaften und der allgemeinen Tendenz nach Erwerb und Genuß des Grundbesitzes, welche von Seiten der Regierung möglichst gefördert werden, sind die Istrianer ruhige, religiöse, leicht lenksame und dem Kaiserhause anhängliche Menschen, bei welchen, wenn auch die Sitten minder gesänftiget, dennoch Verstöße gegen die öffentliche Sittlichkeit nicht häufig vorkommen: selbst Maßregeln, welche dem Volke hart vorkämen, würden, wenn selbe wirklich

einträten, bei der jetzigen Denkungsart und Stimmung des Volkes nie auf offenen Widerstand stoßen, sondern nur isolirte directe Uebertretungen, häufiger aber Umgehungen des Gesetzes zur Folge haben; dagegen in Tagen der Gefahr auf die Treue und Vaterlandsliebe der Istrianer mit voller Beruhigung gezählt werden kann.

Die Bewohner der westlichen, Italien zunächst gelegenen Bezirke des Görzer Kreises schließen sich in ihren Sitten, Gewohnheiten, in ihrer Denkungsart und staatsbürgerlichen Haltung ihren Nachbarn an, mit welchen sie die gleiche Sprache haben, demnach auch hier die Volksstimmung die gleiche.

Die Bewohner der östlichen Bezirke des Görzer Kreises gleichen an Charakter und Gesinnungen den Istrianern. Der Adel dieses Kreises ist in seinen Finanzen sehr herabgekommen, daher im drückenden Gefühle einer im Vergleiche zur Vergangenheit minder befriedigenden Gegenwart, sehr empfindlich und schwer zu behandeln.

Manche im Küstenlande bestehende Verhältnisse haben — man kann es nicht läugnen — gerechten Anlaß zu Wünschen und Begehren um ihre Änderung gegeben, und da sich an Wünsche und Begehren, besonders wenn sie billig und gerecht, auch Hoffnungen auf ihr Erhören knüpfen, die dem Volke im Geiste eine bessere Zukunft schauen lassen, so würde die Berücksichtigung jener Wünsche und Begehren ohne Zweifel auch eine günstige Rückwirkung auf die moralischen Elemente im Volke äußern, und dadurch den Verband zwischen Regierung und Volk noch inniger knüpfen, als er dermalen schon besteht. Die einflußreichsten Begehren der Art sind:

1. Erleichternde Änderungen in dem bestehenden Conscriptionssysteme, das jetzt Auswanderungen und Selbstverstümmlungen erzeugt.
2. Ein ordnendes Verfahren in der Führung der Hypothekenbücher im Görzer und der Notificarbücher im Istrianer Kreise.
3. Verbesserung des Schulunterrichtes.
4. Die Errichtung von Landständen im Görzer Kreise.

No. 11. Gesundheitszustand der Truppen und Zustand der Spitäler.

Im Monat Oktober betrug der Krankenstand bei den in Istrien und im Triester Küstenlande sammt Triest stationirten Truppen 6½ Procent ihres Localstandes. Da in jenem Monate die gefährliche Jahreszeit der Fieber vorüber war, so ist jenes Verhältniß kein günstiges. Noch ungünstiger stellt sich dieses Verhältniß im Sommer, wo die Fieber insbesondere in Pola und in manchen Küstenstrecken endemisch sind. In Pola sind nach den Spitalslisten in den letzten zehn Jahren sechshundert Mann gestorben, außerdem eine bedeutende Anzahl Leute invalid geworden. Von verläßlichen Personen wurde berichtet, daß von einem hundert Mann starken, zu den Befestigungsarbeiten in Pola verwendeten Detachement des Regiments Baumgarten alle bis auf einen Unteroffizier starben, und auch dieser starb vier Wochen nach seiner Rückkunft in der Heimath. Ein ähnliches Beispiel kam bei einem aus einem Unteroffizier und sieben Gemeinen bestehenden Wachposten vor; sowohl der Unteroffizier als sämmtliche Gemeine erkrankten über Nacht und nur ein Paar Mann wurden vom Tode gerettet. Wie dringend hier eine Abhilfe sei, bedarf wohl keiner

weitern Nachweisungen, und obschon dieselbe schwierig, so ist sie doch nicht unmöglich. Zu den kräftigsten Mitteln gegen die nachtheiligen klimatischen Einflüsse in Pola und der Umgegend gehören gute kräftige Nahrungsmittel und Schutz gegen Morgenfeuchte und Kälte, der besonders die Wachposten ausgesetzt sind, durch eine gute, zweckmäßige Kleidung. Mit diesen beiden Mitteln gegen das feindliche Klima sollte das Detachement in Pola um so reichlicher versehen sein, als es bekannt ist, daß die Meisten der dahin commandirten Mannschaft sich, bevor sie noch unwohl, als Todesopfer betrachten, und diese Gemüthsstimmung nicht wenig dazu beitragen muß, daß ihre traurige Ahnung auch erfüllt wird. Durch eine zweckmäßigere Sorge für die Conservation der Truppe wird diese auch eine bessere moralische Haltung gewinnen und mit dem zurückgekehrten Vertrauen auch die Zahl der Todesopfer sich bedeutend vermindern.

Dem Spitale in Triest, das ganz gut ist, wären bloß größere Räume zu wünschen, da die vorhandenen zur Unterbringung der Kranken oft nicht ausreichen. Ein trauriges Gegenstück zu diesem Spitale — glücklicherweise jedoch in sehr verjüngtem Maßstabe — liefert das Spital zu Dignano. Das Local, bloß zwei Zimmer mit Rothöfen, ist schlecht, die Bettfurnituren sehr abgenützt und für den Bedarf nicht ausreichend. So bemerkte ich gelegentlich meines Besuches daselbst, daß ein an einer Drüsenentzündung erkrankter Mann seinen Mantel um den Kopf geschlagen hatte, um warm zu haben, da es im Zimmer empfindlich kühl war. Apotheke und Küche waren in einem noch schlechtern Zustande als die Krankenzimmer; erstere ohne Schränke zur Aufstellung und Verwahrung der Medicamente, diese in großer Unordnung auf dem Boden, theils in Fläschchen, theils in Papierdüten; die ganze Anstalt glich sehr einem vor dem Feinde improvisirten Nothspitale. Da die Kranken von Pola hierher gebracht werden, so ist eine Abhilfe dieser Übelstände um so dringender, weil die Kranken sich in dem leider nicht ganz ungerechtfertigten Wahne befinden, sie kämen hierher nicht um zu genesen, sondern um in der Regel zu sterben oder invalid zu werden.

Der zwischen dem Ärar und den Gemeinden schwebende Streit über das Eigenthumsrecht mehrerer zu Spitälern und Kasernen verwendeten Gebäude hat die sehr bedauerliche Folge, daß die in solchen Gebäuden untergebrachten Truppen und beziehungsweise Kranken darunter leiden, da beiderseits wenig oder auch gar nichts geschieht um die Gebäude im gehörigen Stand zu erhalten.

Verpflegung.

Das Verpflegungsmagazin in Triest ist ein dem Zwecke vollkommen entsprechendes Gebäude. Die Vorräthe sind von guter Beschaffenheit und sehr gut verwahrt. Es ist auffallend, daß die ärarischen Vorräthe an Bohnen aus Egypten und an Weizen aus Odessa geholt werden, da sie doch viel näher und in eben so guter Beschaffenheit im Inlande zu haben sind. Dieses auffallende Vorkommen findet seine allerdings gültige Aufklärung in dem Umstande, daß die Seefracht von Odessa und Alexandrien nach Triest weit billiger ist, als die Landfracht von Ungarn, wo jene Cerealien in vorzüglicher Güte zu haben sind.

Recrutirung.

Die im Reisebericht über Böhmen besprochenen ernsten Übelstände einer vierzehnjährigen Dienstzeit in der Armee treten im Küstenlande noch schärfer hervor, da die den italienischen Provinzen gewährte achtjährige Dienstzeit als eine ungerechte Bevorzugung und Begünstigung in der Ausübung einer gemeinsamen Pflicht gegen das Vaterland tief empfunden und die Gleichstellung um so dringender begehrt wird, als die Bewohner des Küstenlandes sich in Bezug auf Sitten, Lebensweise und Denkart jenen der italienischen Provinzen größtentheils assimiliren; namentlich ist dieß der Fall im Görzer Kreise und mit den Küstenbewohnern Istriens, bei welchen die italienische Sprache die Landessprache ist.

Manche specielle Verhältnisse im Küstenlande tragen noch mächtig dazu bei um die Mißstimmung gegen die vierzehnjährige Dienstzeit bei den militärpflichtigen Volksklassen zu steigern. Zu diesen Verhältnissen gehört vor Allem die Abneigung der mit Seefahrten und Fischerei beschäftigten Küstenbewohner gegen den Dienst bei den Landtruppen und den Zwang, den man ihnen trotz dieser Abneigung und ihrer Vorliebe für die Marine auflegt in der Linieninfanterie und auch Cavallerie zu dienen. Dieses drückende Verhältniß trifft vorzugsweise Istrien. Nach einem sechszehnjährigen Durchschnitte stellte Istrien ein jährliches Recrutencontingent von 360 Mann; von diesen kamen aber durchschnittlich nur zwölf jährlich zur Marine. Ein anderes ebenfalls mißstimmendes Verhältniß ist die willkürliche sehr ungerechte Rekrutenrepartition, durch welche jene Gemeinden viel stärker mitgenommen werden, in welchen ein schöner Menschenschlag ist. Die Gemeinde Verbenico auf der Insel Veglia führte deßhalb Klage und zwar mit vollem Recht; es ist allerdings sehr auffallend, daß diese Gemeinde allein vierzig Mann im Militärdienste hat, während die viel volkreichere Nachbargemeinde Castel Muschio deren nur sieben zählt.

Die Folge dieser und der mit einer vierzehnjährigen Capitulation unvermeidlichen, für die militärpflichtigen Volksclassen drückenden Verhältnisse sind: die großen oft nicht zu beseitigenden Hindernisse auf welche die Recrutirung in Istrien noch immer stößt, und bloß durch die Abneigung gegen den Militärdienst, insbesondere im Landheere erzeugt werden. Diese Abneigung ist so stark, daß sie zu unbefugten zeitlichen Auswanderungen meistens zur See und zur Selbstverstümmlung führt. Die Verstümmlungen werden bereits im zarten Kindesalter verübt. Im Bezirk Dignano haben die Selbstverstümmlungen so sehr überhand genommen, daß man unter zehn Militärpflichtigen kaum einen Tauglichen findet. In diesem und den Bezirken Rovigno, Lussin und Volosca kommen auch die unbefugten Auswanderungen zur Zeit der Recrutenstellungen am häufigsten vor*).

Zur Befestigung von Pola.

Die Hafenvertheidigung von Pola besteht dermalen in neun befestigten Objecten und zwar: aus fünf Schanzen und Forts, drei Thürmen und der Uferbatterie Zonchi. Von

*) Es sei nochmals bemerkt, daß seit dem Jahre 1842, in dem die gerügten Uebelstände Statt gehabt, diese theils vermindert, theils gänzlich beseitigt sind.

diesen besichtigte ich (der Erzherzog) das Fort Luise, den Martelthurm San Giovanni, das Fort Franz und die Batterie Zonchi. Außer den bereits befestigten neun Objecten sind noch fünf Puncte zur Befestigung angetragen. Über die Anlage und Ausführung der jetzt bestehenden neun Werke kann man mit voller Überzeugung behaupten, daß sie dem Zwecke durchaus nicht entsprechen. Die Hauptaufgaben: die Einfahrt eines großen Kriegshafens und eine Kriegsflotte in demselben zu decken, ferner in den Forts Mannschaft und Geschütze nicht nur gegen das überlegene Feuer feindlicher Kriegsschiffe, sondern auch gegen Landungen und Überfall zu sichern, sind nicht erreicht. Es fehlt den Werken an den nothwendigsten Bedingungen einer nachdrücklichen Vertheidigung, da sie aus Mangel eines gehörigen Grabenprofils und Aufzuges nicht sturmfrei; eine brave Marinetruppe, die an das Klettern gewöhnt, macht leicht die Ersteigung ohne Leitern. Die gegenseitige Bestreichung der Werke ist mangelhaft; kurz überall Ökonomie und keine Zweckmäßigkeit. Die Werke haben im Allgemeinen das Aussehen einer unvollendeten Arbeit und für diese ist selbst der mäßige Betrag von 120,000 Gulden, die sie gekostet, zu viel. Das beste Werk ist noch das Castell in Pola, ein bastionirtes Viereck für zweihundert Mann und achtzehn Geschütze. Dasselbe hat ein gutes Profil und gute Casematten, nur ist der Mangel eines Redukt an demselben auszusetzen*).

*) Auch hier ist seit dem Jahre 1842, wo der Erzherzog die Werke besichtigte, gar Vieles geschehen um den Zweck, die Vertheidigung Polas, zu erreichen.

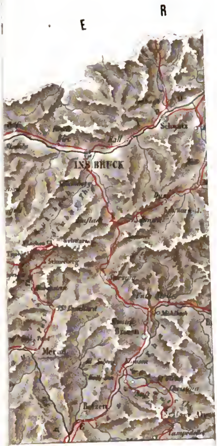
Inhalt.

Erster Theil:

Zweiter Theil:

Kunstbeilagen.

Druck von Carl Ritter in Wiesbaden.


E
R
Schwatz
Hall
Brixen
Meran
Botzen

nlag

ennsy
Bea

oge
enne

trafs
de W
am A